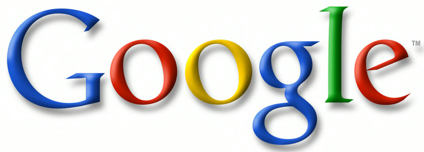
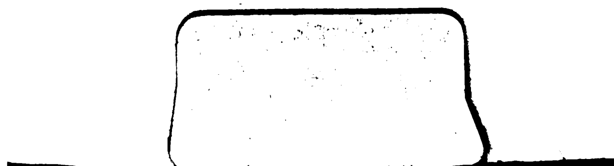



3 3433 07494541 5



NFG
Biernacki

J. C. Biernatzki's

Gesammelte Schriften.



Erste

vollständige Gesammtausgabe

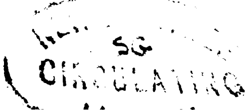
in acht Bänden.

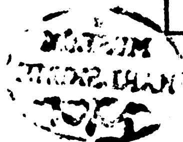
Zweite vermehrte Auflage.

Erster Band.



Altona und Leipzig,
Hammerich's Separat-Conto.
1850.





Inhalt.

Vorrede

zur ersten Auflage.

Die allgemeine Anerkennung, welche die Schriften des seligen J. C. Biernatzki gefunden haben, ist die nächste Veranlassung zur abermaligen Herausgabe derselben. Es werden aber nicht nur die bereits bekannten Novellen in dieser Gesammtausgabe seiner Werke ihre Stelle finden, sondern es kommt noch manches Neue hinzu, was bisher ungedruckt war. Dahin gehört namentlich „des letzten Matrosen Tagebuch," so wie eine Auswahl aus seinen „Gedichten."

Den Anfang der ganzen Sammlung bildet die Lebensbeschreibung des Frühgeschiedenen. Nur die Ueberzeugung, daß Niemandem unter den Freunden des Seligen seine für eine solche Arbeit unentbehrliche Kor-

respondenz, so wie mündliche Nachrichten über sein öffentliches und häusliches Leben und Wirken in dem Maaße zugänglich waren, wie mir, konnte mich bewegen diese Lebensskizze zu entwerfen. Denn obwol ich dem Theuren, als sein Halbbruder, nahe verwandt bin, stand er mir doch an Jahren sehr voran, und wir begegneten einander nur so selten auf unserm Lebenswege, und sahen uns selbst dann nur auf kürzere Zeit, daß ich ihm zum Theil fremd blieb. Allein die Vorsehung führte mich schon ein Jahr nach seinem Tode in dieselbe Stadt, wo er so lange Prediger und Seelsorger gewesen; mir wurde sein literärischer Nachlaß übergeben, den ich, ehe noch an eine Veröffentlichung desselben gedacht wurde, zu ordnen begann. Während dieser Beschäftigung ward diese Gesammtausgabe seiner Schriften vorbereitet und an mich erging die Aufforderung, sein Leben zu beschreiben. Deshalb stand ich nicht an, diesen Antrag zu erfüllen, und übergebe hiermit dem Publikum meine Arbeit. Sie war keine leichte; besonders hinderlich war der Mangel an schriftlichen Quellen. Biernatzki hatte immer nur wenig, am wenigsten in späteren Jahren, korrespondirt. Um so mehr fühle ich mich seinem vieljährigen und treuesten Freunde, dem Herrn Prof. Pelt, Dr. theol., in Kiel, zum innigsten Danke verpflichtet, der seine Erinnerungen an den Verstorbenen, von den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft an, sehr aus-

führlich aufgezeichnet, mir mittheilte. Sie bilden t
Grundlage dieser Lebensbeschreibung, und namentli
über die Studienzeit Biernatzki's sind sie größte
theils wörtlich von mir benutzt. Bei einigen Andere
die ich im Besitze von Briefen des Entschlafenen wuß
habe ich um Mittheilung derselben gebeten, und sa
ihnen hiermit für die Bereitwilligkeit, mit welcher
meine Bitte erfüllt haben, meinen herzlichsten Da
Was mir auf diese Weise bekannt geworden, außer d
mündlichen Erzählungen in unserer Familie, vorzug
weise die Erinnerungen seiner noch jetzt lebenden Schwes
und seiner Gattin, habe ich zu Einem Ganzen zusa
menzustellen versucht, — ich gestehe es, nicht oh
Schüchternheit! — um den Lesern die Persönlichkeit d
ihnen durch seine Schriften lieb gewordenen Mann
näher vor Augen zu führen. Ist die Skizze auch n
ein einfacher Rahmen zu seinem Bilde: ich hoffe nic
daß er das Bild entstellt.

„Des letzten Matrosen Tagebuch" war ursprün
lich vom Verfasser für eine größere Novelle bestimn
in diese sollte es als eine Episode eingeschaltet werd
Erst später fügte Biernatzki den Schluß hinzu, t
die Arbeit jetzt hat, und beabsichtigte, es einer bel
tristischen Zeitschrift zur Aufnahme einzusenden.
jener Novelle, der die belgische Revolution von 18
zur geschichtlichen Grundlage zu dienen ausersehen w

sollte ein junger Mann, der Held des Ganzen, durch schwere Versuchungen geprüft und geläutert, nach manchen inneren Kämpfen endlich zur Klarheit des christlichen Glaubens gelangen. Und — das war des Verfassers Absicht — es sollte ihm des letzten Matrosen Tagebuch darum zu Händen kommen, damit er aus demselben die gewisse Ueberzeugung gewinne, daß der Glaube auch die schwerste und lockendste aller Versuchungen, den Reiz sinnlicher Lust, siegreich zu überwinden im Stande sei. Darum die glühenden Schilderungen dieser verführerischen Anfechtung, wie das Tagebuch sie darstellt; darum jener heftige, immer mit erneuerter Gewalt wiederkehrende Kampf der Sinnlichkeit mit dem besseren Selbst, über den erst allmälig, aber um so entschiedener der Glaube den Sieg davon trägt.

Die im letzten Bande mitgetheilten Gedichte sind nicht zahlreich; zwar dichtete Biernatzki Viel; aber wenn er es auch niederschrieb, es blieb nur Entwurf und unbearbeitet. Die Gedichte in seinen Novellen, die so sehr ansprachen, machten eine Veröffentlichung auch der anderen aus seinem Nachlasse wünschenswerth. Allein er selbst hatte noch keine Vorarbeit für die Herausgabe gemacht. Einzelne waren hin und wieder gelegentlich durch den Druck verbreitet worden; ob sie aber (mit wenigen Ausnahmen) weiter bekannt geworden, als in unseren Herzogthümern, möchte ich bezweifeln. Die

meisten waren noch nicht gedruckt, und es mußte bedenklich erscheinen gerade diese, noch rohen und fast noch gar nicht gefeilten, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Eine sorgfältige Redaktion, eine, daß ich so sage, ängstliche Kritik war hier vonnöthen; denn es galt den Nachruhm des Verfassers zu erhalten. Einige hatte Biernatzki oft selbst verändert; ich fand mitunter, außer dem ersten Entwurfe, die zweite, dritte, ja vierte und fünfte Ueberarbeitung, sehr selten aber eine Reinschrift. Daß da die Wahl des Besten schwer wurde, ist begreiflich. Es erforderte ein langes, fleißiges Studium, ehe ich zu entscheiden wagte. Diese Mühe habe ich nicht gescheut und mich möglichst vertraut gemacht mit der Denk- und Ausdrucksweise des Dichters. Nicht ohne die gewissenhafteste Prüfung habe ich gewählt; möchte die Wahl eine glückliche gewesen sein! Einzelheiten sind geändert. Im Allgemeinen aber sind die Gedichte geblieben, wie sie waren, und dürfen nur als erste Entwürfe, als die unmittelbaren Ergüsse seines schöpferischen Geistes angesehen werden. Doch auch in dieser unvollkommenen Gestalt werden sie, wenigstens theilweise, ansprechen, und selbst, zusammengehalten mit den sorgfältig gefeilten in den Novellen, nicht weit hinter ihnen zurückstehen.

Was Biernatzki im Leben nicht vergönnt war, in einem ausgedehnten Kreise zu wirken, das ist ihm

nach seinem Tode zu Theil geworden. Seine Schriften, die redenden Zeugnisse seiner inneren Befähigung, sind von Vielen zur Erbauung und Stärkung gelesen. Möchte ihnen noch lange dieser Segen des Herrn, dessen Namen sie verkünden, bewahrt bleiben.

Friedrichstadt, im April 1844.

K. L. Biernatzki.

Vorrede

zur zweiten Auflage.

Nach Verlauf von sechs Jahren ist eine erneuerte Auflage der gesammelten Schriften Biernatzki's nöthig geworden. Die der ersten Auflage vorangestellte Biographie sollte wieder die Reihe der Novellen eröffnen — so war es zunächst der Wunsch des Herrn Verlegers. Es lag aber auch im Interesse des Gesammtwerkes, diese zweite Auflage, so weit thunlich, aus dem literärischen Nachlasse des seligen Verfassers zu vermehren. Beides ist geschehen.

Die Biographie war in ihrer ersten Gestalt, an Inhalt und Umfang, nur ein Entwurf, in mancher

Hinsicht ein unvollkommener, aber doch bei allen Mängeln, einerseits treu und wahr, andererseits bildungsfähig. Damals, als sie geschrieben wurde, fehlte mir oft das nöthige Material. Seitdem aber habe ich ununterbrochen und mit Erfolg gesammelt, und es steht mir jetzt ein noch unbenutzter, reicher Stoff zu Gebote. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht und Aufgabe, die zuerst nur kurz entworfene Lebensskizze nun in größerem Umfange und mit tieferem Einblick in den Charakter des Verewigten dieser zweiten Auflage seiner gesammelten Schriften voranzuschicken. Allein der einmal angeordnete technische Plan ließ eine starke Vermehrung der Bogenzahl des ersten Bandes nicht wohl zu. Daher mußte ich mich darauf beschränken, die Biographie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu belassen. Sie ist aber, wie sie jetzt vor die Oeffentlichkeit tritt, theilweise ergänzt und vollständig mit Sorgfalt durchgearbeitet, so daß sie sich für eine, innerhalb der beengenden Raumgrenzen dennoch verbesserte, ja selbst vermehrte ausgeben darf. Es genügt dies aber für den Augenblick um so mehr, als der Herr Verleger gesonnen ist, gleich nach dem Erscheinen dieser Auflage im Buch-

handel, eine umfangreiche Biographie Biernatzki's zum Druck zu befördern, mit deren Ausarbeitung ich nach mehrjährigen Vorarbeiten bereits beschäftigt bin und die, so Gott mir Kraft verleiht, nicht lange auf sich soll warten lassen. Diese wird, so hoffe ich, alle Lücken des ersten Entwurfs genügend ausfüllen und unter den persönlichen Freunden des Entschlafenen, wie unter Denen, die ihn aus seinen Schriften liebgewonnen, zahlreiche Leser finden.

Vermehrt ist diese zweite Auflage im achten Bande durch einige Gedichte Biernatzki's, welche ich theils noch unter seinen Papieren gefunden, theils von einigen seiner Freunde, denen ich für solche Mittheilung herzlich danke, zugeschickt erhalten habe. Für sie nehme ich dieselbe nachsichtige Beurtheilung, wie ich es schon für alle seine Gedichte in der Vorrede zur ersten Auflage gethan, auch jetzt wieder in Anspruch; es sind nur erste Entwürfe, die der Feile bedürfen, aber Dem, der diese allein hätte anlegen können, war es nicht vergönnt.

Viele Herzen sind durch die Schriften des Verewigten bereits für das Reich Gottes

gewonnen; möge dieser Segen des Herrn, zu dessen Verherrlichung sie geschrieben, auch dieser neuen Auflage derselben nicht entzogen werden.

Friedrichstadt a. d. Eider,
im Januar 1850.

K. L. Biernatzki,
Rector hieselbst.

Johann Christoph Biernatzki,

geb. 17. October 1795, gest. 11. Mai 1840.

Die Familie Biernatzki stammt aus Polen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nämlich hatte der Großvater der noch jetzt lebenden Biernatzki's, ein Edelmann, protestantischer Religion, sein Vaterland freiwillig verlassen. Seine Güter waren eingezogen worden. Er war Wittwer und kam zuerst nach Breslau, wo er sich zum zweiten Male verehelichte; ging später in's Hannöversche, zuletzt nach Altona im Herzogthum Holstein. Aus welchen Gründen er diese Stadt zu seinem Wohnorte wählte, ist nicht bekannt; Verwandte hatten dort weder er, noch seine Gattin. Eine Schule, die er hier errichtete und mit treuem Fleiße leitete, gewährte ihm und seiner Familie ein eben hinreichendes Auskommen. Bei Allen, die ihn näher kannten, stand er in hoher Achtung. Besonders geschätzt ward er, seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse wegen, von dem damaligen Probsten und Hauptprediger Adler an der lutherischen Dreifaltigkeitskirche, der gern und oft mit ihm verkehrte. Aber nach wenigen Jahren schon rief ihn der Tod hinweg. Seine Gattin und seine Kinder waren der größten Armuth

Preis gegeben. Die Mutter, vom Gram tief gebeugt, überlebte den Tod ihres Mannes nicht lange; auch sie starb bald, als das jüngste ihrer vier Kinder, der Vater Biernatzki's, kaum sein fünftes Lebensjahr erreicht hatte. Die hülflosen Waisen, ein Mädchen und drei Knaben, wurden in das Altonaer Waisenhaus aufgenommen und dort erzogen, wo Biernatzki's Vater sich nach den Zeugnissen aller damaligen Lehrer stets vor allen Andern durch gutes Betragen und Fleiß auf's Vortheilhafteste auszeichnete. Nach der Confirmation war er darauf angewiesen, sein weiteres Fortkommen selbst zu suchen. Seinen Lieblingsplan, Theologie zu studiren, mußte er aufgeben, nicht minder das noch kostspieligere Studium der Arzeneikunde. Letzteres schien jedoch seinen Wünschen etwas näher zu treten, wenn er für's Erste bei einem Chirurgen in die Lehre ginge. Dies that er, und bald zeigte es sich, daß sein guter Genius ihn richtig geleitet hatte. Denn kurze Zeit darauf erhielt sein Prinzipal den Auftrag, seinem Schwager in Kopenhagen einen Gehülfen zu verschaffen. Er schlug dem Seinigen, Biernatzki's Vater, die Stelle vor und dieser ergriff mit Freuden den Antrag, der ihn wenigstens dem Ziele seiner Sehnsucht näher brachte. In Kopenhagen angekommen, war der achtzehnjährige, bescheidene, äußerlich sehr wohlgestaltete und mit einem hellen Verstande begabte junge Mann so glücklich, die Aufmerksamkeit einiger hochgestellten Männer, namentlich eines Herrn von der Osten, und vorzugsweise des Geheimenraths Brandt auf sich zu ziehen. Der Letztere ward ihm in Wahrheit ein zweiter Vater. Er wirkte ihm

die Erlaubniß aus, die medicinischen Collegien unentgeldlich besuchen zu dürfen; er zog ihn in sein Haus, an seinen Mittagstisch, ließ ihn an allen Familienfesten Theil nehmen, kurz behandelte ihn ganz als seinen Sohn. So nannte ihn auch am liebsten die alte Mutter; es war, als wollte das Geschick, welches ihn in der Kindheit des väterlichen Hauses beraubte, in der Jugend ihn dafür entschädigen. Seinen Studien widmete er sich in dieser Zeit mit Eifer und Fleiß, und nach rühmlich bestandenem Examen machte er auf den Rath seiner Freunde und auf eignen Wunsch eine Reise, um seine Verwandten in Schlesien und Polen zu besuchen. Zuerst kam er nach Breslau. Da er aber weder Documente, noch sonst Legitimationsbeweise aufzuzeigen hatte, ward ihm sein Vorhaben schwer; zugleich empörte sich sein Stolz bei dem Gedanken, der ihm früher nicht gekommen war, vielleicht als armer hungriger Verwandter abgewiesen zu werden. Daher gab er seinen Plan auf, lebte drei Jahre lang in Herrnhut und Gnadenfrei seinem ärztlichen Berufe und kehrte dann nach Kopenhagen zurück. Hier erhielt er durch die Fürsprache seiner vielen Freunde eine Anstellung als Militairarzt bei dem Königin-Leibregiment, welches bald darauf nach Glückstadt, einer Festung im südlichen Holstein, versetzt wurde. Seine stets jugendlich frische Liebenswürdigkeit, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit und Biederkeit erwarben ihm das Vertrauen Vieler, denen er half, wo er konnte, selbst mit den größten Opfern. Er war ein allgemein geachteter Arzt. Seine Vergnügungen waren einfach; nur eine besondere Liebhaberei fand er an schönen

Pferden, und da er für die jährlichen Landsessionen Holst
bereisen mußte, so geschah dies immer von ihm zu Pfer
Auf diesen Reisen kam er auch nach Elmshorn, einem n
unbedeutenden Marktflecken, vier Meilen nördlich von Ha
burg. Hier lernte er seine nachherige Gattin, die St
tochter des Postmeisters Gruner, eine geborene Nag
kennen, gewann sie lieb und ehelichte sie. Sie war eine
ner liebenswürdigen Seelen, die durch Lebhaftigkeit und u
getrübte Heiterkeit ihres Wesens, verbunden mit ächt we
licher Sanftmuth, so leicht den raschen muthigen Mann
fesseln vermögen, der ermüdet vom bunten Gedränge
Welt, in welches sein Beruf ihn täglich führt, an der Br
des sinnigen Weibes seiner Liebe auszuruhen sich sehnt. D
Neuverehelichten wohnten zuerst in Glückstadt und h
wurde ihre Ehe (1793) durch die Geburt einer Tochter
segnet.

Ein Jahr später fand in Altona wegen des Neutr
sirungssystems ein Auflauf von Matrosen Statt, wobei d
sogenannte „rothe Haus," ein Gasthof für Schiffscapitai
zertrümmert wurde. In Folge dessen ward ein Theil
Garnison, und mit demselben auch Biernatzki's Va
nach Altona beordert. Da aber diese Verlegung des M
tairs nur vorläufig und auf unbestimmte Zeit geschah,
begab sich die Mutter mit ihrer Tochter nach Elmshorn
ihren Eltern. Hier war es, wo am 17. October 17
Biernatzki geboren wurde. In der Taufe empfing er
Vornamen seines Vaters und Großvaters: Johann Ch
stoph. Die Nähe Altona's und die Wohlhabenheit

Stiefvaters von Biernatzki's Mutter, der als Postmeister hübsche Equipagen hielt, deren Benutzung er gern seiner geliebten Stieftochter überließ, machten es möglich, daß wenigstens wöchentlich ein Mal die Mutter mit ihren Kindern nach Altona kam zum Vater. Und dieser versäumte dann auch nie jede Woche den Besuch zu erwiedern, so daß die Trennung der beiden Gatten weder von ihnen selbst, noch von den Kindern schwer empfunden wurde. Allein bald starben die Großeltern Biernatzki's in Elmshorn, zuerst der Großvater, bald darauf die Großmutter. Ihr Haus nebst Garten und den vielen dazu gehörenden Ländereien wurde verpachtet, später verkauft und Biernatzki's Vater holte seine Gattin und Kinder nach Altona, wo sie von jetzt an bei einander wohnten. Denn als zu derselben Zeit eine Garnison für Altona errichtet wurde und Biernatzki's Vater mit seinem Corps nach Glückstadt zurückkehren sollte, erwirkte er sich die Erlaubniß, seine bisherige Anstellung mit einer gleichen bei dem Militair in Altona vertauschen zu dürfen, besonders aus dem Grunde, weil er mit Recht glaubte, für die Erziehung seiner Kinder mehr und besser in Altona sorgen zu können. Denn eine gute Erziehung hielt er für die beste Ausstattung, die er seinen Kindern in's Leben mitgeben konnte. Die Mutter fing leider an zu kränkeln und konnte sich daher nur im Hause mit ihren Kleinen beschäftigen; während der Vater, der immer einen großen Garten hinter dem Hause hatte, sie in die freie Natur führte und sie mit derselben bekannt machte, so weit es ihre Fähigkeiten zuließen. Wenn er auf seinen Berufs-

reisen war, fielen jedoch die Kinder ganz der Erziehung der Mutter anheim, und mit der Pflege für ihr leibliches Wohl verband sie auch die Sorge für ihre Seele. Sie richtete frühe der Kinder Sinn auf den rechten Vater der Menschen, den Quell aller guten Gaben, und gab ihnen durch ihre seltene Ergebung und ihren hohen Muth in ihren eignen Leiden ein nachahmungswürdiges Vorbild. Sie litt nämlich an jener schrecklichen Krankheit, welche, je langsamer, desto sicherer, dem Menschen unvermerkt seine Lebenskräfte raubt, so daß er sich gewöhnlich gerade dann am gesundesten fühlt, wenn das Uebel ihn am heftigsten ergriffen hat, — an der Auszehrung; Biernatzki's Mutter aber machte davon eine Ausnahme. Ihr scharfer Blick, der sie selten, am wenigsten über sich selbst täuschte, ließ sie bald ahnen und empfinden, daß gerade diese Krankheit am Marke ihres Lebens zehre. Daraus machte sie auch kein Hehl; sie sprach sich darüber gegen ihren Gatten, der ihr anfangs das, was er selbst nur zu gut durchschaute, aus Schonung verbergen wollte, offen aus; sie äußerte sich auch darüber der Wahrheit gemäß gegen ihre Freundinnen. Dabei bewies sie eine Seelenstärke und Ergebung, wie nur eine in Gott lebende Seele sie besitzen kann. Denn sie sahe es gern, wenn ihre Tochter ihr das Lied für Schwindsüchtige von Claudius vorlas und konnte sich nicht genug wundern, wie treu und wahr dieser tiefe Menschenkenner den Zustand solcher Kranken, auch den ihrigen, schildere. Ein oft wiederkehrender, anhaltender Husten raubte ihr häufig den freien Gebrauch ihrer Sprache; plötzliche, langsam vorübergehende Ohnmach-

ten, die sicheren Kennzeichen großer Schwäche, machten sie oft auf längere Zeit völlig bewußtlos. Dennoch vergaß sie nie, daß noch immer ihr Gelegenheit gegeben sei, für die theuern Seelen zu sorgen, die der Herr ihr hienieden in ihren Kindern geschenkt hatte. Wenn die heftigen Husten sie verließen und mit den leichteren Anläſſen des Uebels das freie ungehinderte Bewußtsein wiederkehrte, stärkte sie sich innerlich dadurch, daß sie sich von ihrer Tochter einen Gesang, besonders gern die Lieder: „Was Gott thut, das ist wohlgethan,“ und „Befiehl du deine Wege“ ꝛc. vorlesen ließ.

Solche Scenen des häuslichen Lebens, die wohl nur wenige Kinder in so zartem Alter schon erleben, mögen, wenn auch ihm selbst noch unbewußt, Biernatzki's Gemüth tiefer ergriffen haben, als damals Jemand ahnen konnte. Ja, beide Geschwister weinten sich oft recht satt, ohne zu wissen warum, zumal wenn sie allein waren: ein Beweis, wie innig Beide das Leiden ihrer geliebten Mutter mitempfanden.

Endlich erschien der lange vorausgesehene Tag, da sie ihrer Auflösung entgegenging. Einige Wochen vorher hatte sie in Begleitung ihrer Kinder in einem Wagen allen ihren Freundinnen einen Besuch gemacht und von ihnen für dieses Leben Abschied genommen, und das mit einer Ruhe und Freudigkeit, die Alle in Erstaunen setzte. Sie starb am 7. September 1801.

Dieser niederbeugende Ausgang der Krankheit seiner innigst geliebten Mutter machte auf den damals beinahe

sechsjährigen Knaben einen überaus tiefen Eindruck. Wie dem noch unentwickelten Bewußtsein der Kinder überhaupt die Vorstellung von dem, was der Tod sei, fehlt, so mochte auch Biernatzki hier noch vor einem Räthsel stehen, das er nicht lösen konnte. Hatte er schon von jeher eine große Neigung zur Einsamkeit und zu stillen Betrachtungen gezeigt: jetzt äußerte sich dazu bei ihm ein vorherrschender Hang. Er schien nie heiterer, als wenn man ihn ganz allein gewähren ließ und sich nicht um ihn kümmerte. Nur gegen seine innig geliebte Schwester war er mittheilend, sie, die alles Leiden ihm hatte mittragen helfen. Fremde, die sich ihm näherten, mied er absichtlich; je mehr ihm Jemand entgegen kam, desto mehr zog sich der Knabe zurück. Natürlich konnte dies wenig Denen gefallen, die sich aufrichtig seiner anzunehmen versuchten; sie wurden scheinbar kalt abgewiesen. Freilich, wer häufiger Gelegenheit hatte, Zeuge des Sinnens zu sein, in welches sich der Knabe so gern versenkte, wer es verstand, durch die äußere kindlich-ernste Hülle in das für alles Gute und Schöne empfängliche Herz zu blicken, der mußte ihn lieb gewinnen. Aber wie Wenige vermochten das! Wie es Biernatzki so oft im späteren Leben erging — man verstand ihn nicht! — das mußte er auch schon damals erfahren.

Eine ältere Freundin hatte der Mutter auf ihrem Sterbebette versprochen, sich der verwaisten Kinder annehmen zu wollen. Es war dies eine Madame Opel, welche in Altona einer Mädchenschule vorstand, und in deren Hause sich einige kleine Mädchen befanden, die zur Erziehung die-

ser würdigen Frau gänzlich anvertraut waren. Sie erfüllte den letzten Wunsch der Verstorbenen und nahm die Kinder zu sich, für die sie von jetzt an wie eine Mutter sorgte. Hier schloß sich Biernatzki, zu Aller Verwunderung, an ein um wenige Jahre älteres Mädchen, eine Schottländerin, an, deren weiches Gemüth völlig mit dem seinigen übereinstimmte. Stundenlang konnten die Beiden in der einsamen Gartenlaube neben einander sitzen und nicht müde werden sich zu unterhalten. Ja es schien, als seien ihre Seelen so ganz aus Einem Stoffe gewoben, daß die eine nicht ohne die andere und nur in und mit ihr leben konnte. Dies Mädchen, die innigste Vertraute der frühesten Jugend Biernatzki's, starb in ihrem zwölften Jahre aus Gram, daß ihre beiden älteren Schwestern ihr in die Ewigkeit vorangegangen waren. Und eben diese Weichheit ihrer Seele, die in einem so zarten Alter schon den Schmerz der Trennung von den geliebten Schwestern nicht überleben konnte, mochte die Ursache sein, daß sie sich zu dem nicht weniger weichen Knaben hingezogen fühlte.*) Je enger dies Zusammenleben der beiden Kinder war, um so mehr entfremdeten sie sich, und besonders der Knabe, den Uebrigen in ihrer nächsten Umgebung. Die andern Gespielinnen sahen neidisch auf sie, die nur für einander lebten, und machten sie oft zum Gegenstand ihrer kindlichen Neckereien. Nur die Schwester blieb unablässig seine Für-

---

*) Diese Liebe in der Kindheit gab Biernatzki den Stoff zu seiner ersten Novelle: „Die Wege zum Glauben."

sprecherin; sie allein wußte ja, was in seinem Herzen wohnte.

Der Vater hatte es gern gesehen, daß seine Kinder unter die Obhut jener braven Frau gestellt wurden. Er wußte, sie werde aus Liebe zu seiner verstorbenen Gattin Alles thun, was zu ihrem Frommen diene. Allein wie er selbst schon in frühester Jugend das Leben von einer sehr wenig freundlichen Seite kennen gelernt hatte, so meinte er doch auch, und gewiß nicht mit Unrecht, daß des Knaben täglicher Umgang ausschließlich nur mit Mädchen, und eine nur für das weibliche Geschlecht berechnete Erziehung für seine Ausbildung nicht sehr vortheilhaft sein konnten. Er nahm daher, nachdem er sich 1802 zum zweiten Male verheirathet hatte, den Sohn in das elterliche Haus zurück und schickte ihn in eine damals sehr gerühmte Knabenschule, in die des Herrn Bertels in Altona. Die neuen Verhältnisse, in welche dieses Ereigniß Biernatzki führte, wirkten nach und nach wohlthätig auf ihn ein.

Das nunmehr seinen Eltern zugehörige Haus nämlich lag in einer damals noch wenig angebauten Straße Altona's, war aber seit Kurzem neben einem noch größeren Hause von dem Oheim der zweiten Mutter Biernatzki's, einem wohlhabenden Kaufmanne, erbaut und den Eltern zum Geschenk gemacht worden. Der schon bejahrte, liebreiche Großonkel, wie er in der Familie immer angeredet wurde, hatte hinter seiner Wohnung einen sehr großen Garten, der stets mit der größten Sorgfalt in Ordnung gehalten wurde. Gern verstattete der freundliche Besitzer den

Eltern Biernatzki's und ihren Kindern diesen herrlichen Garten zum Erholungsplatze. Hier nun fand der sinnige Knabe eine reiche Natur, in der er nach Belieben schwelgen konnte. In den schattigen Laubgängen ersann er sich seine Spiele und fand hier die beste Gelegenheit, sie auszuführen. Er bedurfte keines Andern, als nur seiner selbst, um heiter und froh zu sein. Freilich wurde ihm diese Erholung nicht während des ganzen Tages zu Theil, denn der an militairische Präcision gewöhnte Vater, so wie die nicht minder höchst ordnungsliebende Mutter hielten strenge darauf, daß, wo möglich, nie die Schule versäumt und daß die für den häuslichen Fleiß aufgegebenen Arbeiten pünktlich ausgeführt wurden.

So kam es, daß Biernatzki, der schon früh einen gewissen innerlichen Trieb zum Lernen zeigte, auch durch diese äußerliche Zucht an eine stete Beschäftigung gewöhnt ward, die ihm auch in späteren Jahren ein nothwendiges Bedürfniß war. Er entwickelte sich geistig rasch und glücklich; nur der Körper hielt nicht gleichen Schritt, so viel auch der Vater that, den schwachen Knaben zu stärken und abzuhärten. Er kränkelte beständig und litt, nachdem er früher die natürlichen Blattern überstanden, viel an schmerzhaften und langwierigen Augenübeln, so daß er oft Wochen lang weder schreiben noch lesen konnte, wo dann der Vater mit seltener Geduld sich stundenlang mit ihm beschäftigte, ihm vorlas, ihm Gedichte so lange vorsagte, bis er sie auswendig wußte; ihm aus seinem vielbewegten Leben erzählte oder auf andere Weise ihn belehrend unterhielt.

Bald darauf verfiel der Knabe in eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Es war ein Brustleiden, das, nachdem es seinen höchsten Grad erreicht hatte und die Gefahr vorüber schien, ihn in einen starren, dem Tode ähnlichen Zustand versetzte. Alle angewandten Mittel schienen vergebens. Der gebeugte Vater mußte zuletzt beinahe selbst die Hoffnung für die Wiederbelebung des geliebten Sohnes aufgeben. Starr und todt lag er da; jedes Lebenszeichen war entschwunden; der Athem stockte, der Pulsschlag seines Herzens stand stille; seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht blaß. Fast vier und zwanzig Stunden hatte er so gelegen. Dennoch konnte der Vater sich nicht entschließen, ihn zu verlassen. Er war fast immer um ihn, und wenn Geschäfte ihn aus dem Zimmer entfernten, wo der Regungslose lag, so mußte ein Anderer dort bleiben. So harrte er noch einige Stunden zwischen angstvollem Zweifeln und Hoffen. Da endlich schlug der Knabe die Augen auf und bat mit vernehmlicher Stimme um — Buttermilch, die in den letzten Tagen seine einzige Nahrung gewesen war. Man denke sich die freudige Ueberraschung, das Entzücken der Eltern, der Schwester, denen der geliebte Sohn und Bruder wiedergegeben. Die Freude des Augenblicks ließ das Komische des Ausrufs zuerst übersehen; nachher fehlte es freilich nicht an heiteren Erzählungen dieses seltsamen Wiedererwachens des scheinbar entflohenen Lebens.

Diese merkwürdige Wendung der Krankheit war für Biernatzki selbst in vieler Hinsicht bedeutsam; denn ob-

gleich er schnell sein ungetrübtes Bewußtsein wieder erlangte, und die Functionen seines Körpers bald wieder einen geregelten Gang annahmen, so war doch das Andenken an das, was er bis zu dem Augenblicke, da dieser Scheintod eintrat, erlebt hatte, fast gänzlich bei ihm entschwunden. Er war damals zwölf Jahre alt; von allem dem, was ihm in jüngeren Jahren bis zu jener verhängnißvollen Stunde begegnet war, ja selbst von seiner Krankheit wußte er fast nichts mehr. Nur das war ihm erinnerlich, daß er nicht wirklich todt gewesen, aber unvermögend, irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben. Er bewahrte noch ein schwaches Bild seiner leidenden Mutter in seinem Herzen, aber alle anderen Erinnerungen an Personen, Oertlichkeiten, an Spiele und Freuden, auch an seine theure Gespielin, jenes schottische Mädchen, waren mit einem solchen Schleier vor seinem geistigen Auge verhüllt, daß er selbst oft in späteren Jahren seine erste Kindheit „ein Traumleben" zu nennen pflegte. Und in der That, so mochte es auch gewesen sein; denn seit jenem Scheintode war eine wesentliche Aenderung in seinem Gemüthe vorgegangen. Das Träumerische seines Wesens war beinahe ganz verschwunden; er war gesprächiger, freundlicher, mittheilender. Er interessirte sich mehr für seine nächste Umgebung, zeigte eine Klarheit des Verstandes, die man sonst nie an ihm bemerkt hatte, und gewann jetzt die Herzen Aller, die sich ihm näherten. Leider war mit dieser schweren Krankheit das Siechthum seines Körpers noch nicht beendigt; denn bald darauf zeigten sich bösartige Entzündungen am rechten Knie, die mehrere Male sehr

schmerzhafte Operationen nothwendig machten und die er mit seltenem Muthe aushielt, die ihm aber mit lebenslänglicher Lähmung drohten. Denn nachdem die Wunden geheilt, war das Bein krumm und in die Höhe gezogen, und der arme Knabe konnte den Fuß nicht zur Erde bringen, noch viel weniger ihn ansetzen. Da zeigte sich nun wieder die umsichtige Sorge und Liebe des Vaters im höchsten Grade. Dreimal täglich wurde das Bein in Kräuterdämpfen gebähet und außerdem alle Mittel angewandt, den Knaben innerlich zu kräftigen. Dennoch schien anfänglich Alles vergebens; das Bein blieb in die Höhe gezogen und zusammengeschrumpft. Alle verloren den Muth, nur der Vater nicht. Er, der überhaupt mehr die Natur und die einfachen, Jedem dargebotenen Mittel, als künstliche Medicamente liebte, war so sehr von dem wohlthätigen Einfluß der freien Luft auf die Wiederherstellung seines Sohnes überzeugt, daß er ihm eine kleine Hütte im Garten erbauen ließ, in welche der Kranke, während der warmen Sommermonate, am Morgen hinausgebracht wurde, um den ganzen Tag dort zu verweilen. Dies Häuschen glich einem Treibhause, da es an der einen Seite ganz mit Scheiben besetzt war, um das kranke Bein so lange wie möglich den Sonnenstrahlen auszusetzen, und ihm auf diese Weise ein Sonnenbad zu geben. Dieser Aufenthalt mußte natürlich auf Biernatzki's poetisches Gemüth einen bedeutenden Einfluß üben. Aus seinem Fenster sahe er rings umher die liebliche Natur. Das helle Grün der Blätter, der bunte Schmelz der Blumen, mit denen die Beete geschmückt waren, erquickten sein Auge,

während sein Ohr sich an dem Gesange der munteren Vögel ergötzte. Der Vater, unablässig für seine Pflege und Unterhaltung sorgend, lehrte ihm die Namen einiger Blumen und machte ihn mit deren künstlichem Bau bekannt, — ein Unterricht, dem der Knabe mit großer Aufmerksamkeit folgte. Dann sagte er ihm Gedichte von Bürger, Klopstock, Voß, Stolberg und Anderen vor, deren er viele auswendig wußte, und der Sohn zeigte ein nicht minder starkes Gedächtniß, als der Vater. Denn leicht und schnell merkte er sich die Verse, wobei ihm ohne Zweifel sein dichterisches Talent zu Hülfe kam. Ueberhaupt offenbarte er jetzt eine sehr lebendige Phantasie. Die todten Gegenstände, die er um sich sah, erhielten Leben vor seinen Augen. Er schuf sich eine neue Welt, in der er lebte, und in der ihm so behaglich wurde, daß er die Wirklichkeit oft mit dem Bilde seiner Einbildungskraft verwechselte. Mußte er auch mitunter solche Täuschung erfahren, dennoch ruhte sein Geist nicht, ihn immer auf's Neue wieder in ein buntes, ewig sonnenhelles Land kindlicher Träume zu führen. Ein wohlthuendes Mittel zur Ausbildung seiner Anlagen nach dieser Seite hin gewährte ihm auch seine Lectüre. Es ward dafür gesorgt, daß er stets nützliche Bücher, wie geschichtliche Werke und Reisebeschreibungen hatte, von denen besonders letztere ihn sehr anzogen. Die Vorstellungen, die er dadurch von fremden Gegenden, Sitten und Gebräuchen gewann, wußte er noch manchfaltig auszuschmücken und nichts machte ihm dann größere Freude, als wenn er einen geduldigen Zuhörer fand, dem er das Gelesene vielfach verschönert wieder-

erzählen konnte. Jene Kunst, lebendig zu erzählen, genau und interessant zu schildern, die seine Unterhaltung später für Bekannte und Freunde so äußerst anziehend machte und auch seine Novellen auszeichnet, besaß er schon damals in hohem Grade. Sie ist zunächst eine Frucht des langwierigen Krankenlagers gewesen.

Sehnte sich sein Herz, voll von neuen Eindrücken, nach Mittheilung, so fand er auch diese. Außer, daß seine nächsten Verwandten natürlich nicht unterließen, ihm häufig Gesellschaft zu leisten, besuchte ihn auch oft sein würdiger Lehrer, der schon erwähnte Herr Bertels, welcher oft stundenlang sich mit dem liebenswürdigen Knaben in der kleinen Hütte unterhielt. Ein besonderer Freudentag war aber der Sonntag, denn da erschien die Schwester aus der Pension und Alles, was der Knabe Trauriges und Frohes innerlich und äußerlich während der ganzen Woche erlebt hatte, wurde ihr dann mitgetheilt und in der gegenseitigen Liebe zu einander die Trauer gemildert und die Freude erhöht. Auch das Gelernte und Gelesene wurde ausgetauscht und der Knabe fing an, seinen Gedanken eine geregelte Ordnung zu geben und sie in entsprechende Worte zu fassen. Bei Gelegenheit des Geburtstages des Landesherrn überraschte er seinen Großonkel mit einem Gedichte zur Feier dieses Tages, wobei freilich der Vater etwas mochte geholfen haben, was aber dennoch dem größten Theile nach Biernatzki's eigenes Werk war.

Seine Gesundheit besserte sich zusehends. Um so mehr dachten seine Eltern daran, ihn dem regelmäßigen Unter-

richte der Schule wieder zuzuführen. Sobald er so stark war, daß er das Haus verlassen konnte, ward er wieder zu Herrn Bertels in die Schule geschickt, bis er vorbereitet genug war, um in die Tertia des Altonaer Gymnasiums einzutreten. Denn der Vater hatte, seiner eignen Lieblingsneigung in der Jugend gedenkend, ihn bestimmt, Theologie zu studiren, und nun schien auch der gemüthreiche und nicht weniger verständige Knabe sich vorzugsweise für dieses Studium zu eignen.

Um diese Zeit war es auch, wo Biernatzki's liebebedürftiges Herz volle Genüge fand. Durch Bekanntschaft seiner Eltern lernte er nämlich einen fünf Jahre jüngeren Knaben kennen, mit dem er einen innigen Freundschaftsbund schloß, einen Bund, der nie aufgehört hat und dessen Innigkeit nie vermindert worden. Es war der jetzige Prof. und Dr. theol. in Kiel A. F. L. Pelt, der von nun an der tägliche Gespiele Biernatzki's ward, auf der Universität sein Tisch- und Stubengenosse, sein treuester, unverbrüchlichster Freund bis an das Ende seines Lebens. Und mit dem frühen Tode Biernatzki's hat die Freundschaft nicht geendet. Ein bündiger Beweis davon ist die Predigtsammlung, welche der theure Mann 1841 herausgegeben, sind die reichhaltigen Erinnerungen, die er mir für diese Skizze mitgetheilt hat. Beide hatten sich in jenen glücklichen Tagen im schattigen Garten gefunden und alle jene herrlichen Stunden mit einander durchlebt, da Biernatzki zuerst mit ungetrübter Heiterkeit die Reize der Jugend kostete. Mit einander hatten sie die manchfaltigen Spiele getrieben, von

denen Biernatzki stets neue erfand, welche durch den Reiz der Neuheit und sinnige Anordnung den Einen wie den Andern gleich sehr ergötzten. Alle ihre Gedanken hatten sie mit einander getauscht, kein Geheimniß einander verborgen, die leisesten Regungen ihres Inneren waren ihnen gegenseitig bekannt geworden. Als nun Beide allgemach den ernsteren Beschäftigungen zugeführt wurden, da vereinigten sich ihre Seelen immer enger und enger und verschmolzen so in einander, daß sie Ein Herz und Eine Seele wurden. —

Während der nächstfolgenden Jahre finden wir Biernatzki als Gymnasiast des Christianeums in Altona. Er machte alle Klassen von Tertia an durch. Die Erlernung der alten Sprachen weckte vorzugsweise die noch schlummernden Vermögen seiner Seele. Daneben entfaltete sich ein bisher an ihm noch nicht bemerktes Talent zum Zeichnen, worin er bald eine große Fertigkeit erlangte. Ein tüchtiger Lehrer in dieser Kunst, der nicht unberühmte Maler Bunsen, wußte durch sorgfältigen Unterricht diese Anlage auszubilden. Vorzugsweise legte sich Biernatzki auf das Zeichnen von Portraits, und seine Familie besitzt noch heutzutage einige Köpfe in Pastell von ihm ausgeführt, die nicht ohne künstlerischen Werth sind. Dagegen ging ihm musikalisches Gehör gänzlich ab, und es ist auffallend, wie ein so dichterisch reich begabtes Gemüth so ganz und gar des Verständnisses alles musikalischen Taktes entbehrte, daß er keine Melodie wiederzugeben vermochte, obwol er das Metrum der Verse richtig nachzuahmen wußte.

Wäre die Gesundheit seines Körpers gleichmäßig [illegible]

geschritten mit der Ausbildung seines Geistes, man müßte glauben, er hätte schon früh Ausgezeichnetes geleistet. Aber leider sein Körper blieb siech und die einst so schwer überwundene Krankheit kehrte immer von Zeit zu Zeit wieder. So äußerte sie sich namentlich in seinen ersten Jünglingsjahren im Nachtwandeln. In jenem geheimnißvollen Zustande zwischen Schlaf und Wachen stand er einst mitten in der Nacht auf, kleidete sich völlig an, nahm seine Bücher unter den Arm und trat vor das Bett seiner Mutter, um den Hausschlüssel, der dort auf einem Tische lag, wegzunehmen. Die Mutter erwachte und mit der ihr eignen Besonnenheit redete sie ihn an, ohne seinen Namen zu nennen und fragte, wohin er wolle. Er gab zur Antwort: zur Schule! und war schon im Begriff fortzugehen und die Hausthür aufzuschließen, als die Mutter ihm erklärte, es sei noch zu früh und ihn bat, sich wieder niederzulegen. Mit derselben Sicherheit, mit der er gekommen war, ging er auch wieder fort auf sein Zimmer, legte seine Bücher an ihren Ort, kleidete sich aus, und schlief ruhig bis zum Morgen. Da wußte er nichts von dem ganzen Vorgange. Solche, freilich nur selten vorkommende Zufälle beunruhigten doch für Augenblicke die Seinen.

Der Vater, fortwährend darauf bedacht, auch die Gesundheit seines Sohnes zu stärken, ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, die sich ihm darbot. Obgleich nämlich das Corps, bei dem er als Arzt diente, in Altona in Garnison lag, so mußte dasselbe doch während der bewegten Jahre im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts auf geraume Zeit

Altona verlassen. Es wurde nach Heiligenhafen, der nordöstlichsten Stadt im Herzogthume Holstein an der Ostsee, in der Nähe der Ueberfahrt nach der Insel Fehmarn, verlegt. Biernatzki's Vater war genöthigt, seinen Wohnsitz in Heiligenhafen zu nehmen. Seine Gattin und Kinder blieben in Altona zurück. Aber den ältesten Sohn pflegte er wohl im Sommer auf einige Wochen zu sich kommen zu lassen, da er von der dortigen frischen Seeluft einen heilsamen Einfluß für ihn erwartete. Das war wieder ein Leben ganz nach Biernatzki's Sinn. Dort konnte er sich frei ergehen am kühlen Meeresstrande und seine Phantasie mit neuen Bildern bereichern. Eine bisher noch unbekannte Welt erschloß sich hier seinem Auge. Das weite, endlose Meer, die ganz neue Pflanzenwelt, die bunten Muscheln, die er sorgfältig sammelte, die Seevögel, deren Nestern er in den Dünen am Ufer nachspürte — dies Alles fesselte ihn außerordentlich. Dazu kam das geschäftige unruhige Soldatenleben, ein Lagerleben im Kleinen, welches ihn ungemein anzog. Die zahlreichen Freunde des Vaters in Heiligenhafen und auf den herrlichen Gütern in der Nähe, welche letztere er oft in Gesellschaft seines Vaters besuchte, nahmen sich seiner mit großer Liebe an. Ungeachtet seines in Gegenwart Fremder noch immer sehr scheuen Wesens, konnte er doch plötzlich zu muthigem Trotze, zu kühnen Unternehmungen auflammen. Ja als man einmal allgemein die Landung der feindlichen Engländer erwartete und sicher glaubte, daß es zu einem Gefechte kommen würde, jubelte er aut, so daß Alle sich wunderten, da sie dergleichen gar nicht

in ihm vermuthet hatten. Dieses Erwachen seines jugendlichen Muthes, der dann alle Schranken durchbrach und sich begeistert äußerte, gewann ihm die Herzen Vieler, die dann nur ihre Freundlichkeit gegen den Sohn des allgemein geliebten Arztes verdoppelten. Gekräftigt an Geist und Körper kehrte er jedes Mal von diesen Reisen nach Altona zurück und ging mit frischem Eifer wieder an seine Arbeiten. Einigen Ersatz für den Umgang mit seiner Schwester, die als Erzieherin auf einem Gute im östlichen Holstein lebte, fand er im Umgange mit der Familie des Pastors Schetelig in Altona, wo er täglich kam und ganz als ein Mitglied des Hauses angesehen wurde.

Es war freilich unvermeidlich, daß der Gang seines Unterrichts durch solche, theils durch Kränklichkeit, theils durch Reisen veranlaßte Unterbrechungen häufig gestört wurde. Er versäumte sogar in einem Jahre die Lehrstunden mehr, als er sie regelmäßig besuchte. Dennoch war er unter seinen Mitschülern nicht nur Einer der Besten, sondern er that es Manchem unter ihnen zuvor; so besonders in der Kenntniß der lateinischen Sprache. Diese auffallende Erscheinung findet zum Theil darin ihre Erklärung, daß er von Jugend auf an die strengste Ordnung und gewissenhafteste Pünklichkeit gewöhnt, seine Schularbeiten stets sehr sorgfältig und fleißig zu Hause ausführte; zum Theil aber auch darin, daß, wie er später selbst wiederholt sagte, seine lebhafte Phantasie ihm das Lernen erleichtert habe. Sie gab jedem Gedanken in seiner Seele Gestalt und Leben, ließ ihn das, was gelehrt wurde, daher schneller und bestimmter

auffassen, als es seine Altersgenossen vermochten, und das einmal Gewonnene bewahrte sein außerordentlich treues Gedächtniß frisch und lebendig. Dazu gesellte sich seine große Wißbegierde, die ihn stets vor Zerstreuungen bewahrte und die Ursache war, daß er mit großer Aufmerksamkeit dem Vortrage des Lehrers während des Unterrichts folgte. Durch die auf solche Weise erklärlichen Fortschritte, die er, ungeachtet der häufigen Unterbrechungen, vor den Augen seiner Mitschüler machte, gewann er über diese ein gewisses moralisches Uebergewicht, dem Keiner von ihnen seine Achtung versagte. Er ward nicht nur ein Freund Aller, sondern auch ihr Rathgeber, und selbst die Uebermüthigsten unter ihnen wußte er zu zügeln. Denn als diese einst einen Plan ersonnen hatten, der, wäre er zur Ausführung gekommen, dem Rufe der Anstalt sehr nachtheilig geworden wäre, war Biernatzki es allein, der, sobald er die Absichten erfuhr, mit Entschlossenheit vortrat und durch seine unverhohlen ausgesprochene Mißbilligung, unterstützt von dem allgemeinen Ansehen, das er genoß, das Ganze vereitelte. Ein damals sehr angesehener Mann in Altona, der zugleich Gymnasiarch war, wünschte in Folge dieses ruchbar gewordenen edlen Betragens dem Vater Biernatzki's von ganzem Herzen Glück, einen so trefflichen, viel versprechenden Sohn zu besitzen, welcher der ganzen Stadt „ein Skandal“ erspart habe. — Mit solchem Muthe, wo es galt, verband Biernatzki eine nicht minder große Liebe für Recht und Wahrheit. Jegliche Lüge, ja nur jegliches leise Abweichen von der Wahrheit war ihm ein Greuel; eben so wenig

konnte er es ruhig mit ansehen, wenn Jemandem, sei es wer es wolle, nach seiner Ueberzeugung Unrecht geschah. Einen Beweis davon giebt folgender Auftritt, den er in einem später geschriebenen Briefe an seine Schwester selbst erzählt: „Grüße Ropsy (den Lehrer der französischen Sprache am Gymnasium) recht herzlich von mir. Ich erinnere mich noch immer eines Vorfalls in Tertia. Mehrere, worunter auch ich, hatten unsere Lection nicht gewußt: Ropsy war höchst aufgebracht; wir mußten in die Ecke, wir sollten die Ruthe haben. Da trat ich plötzlich keck aus der Reihe meiner Strafgenossen vor und, indem ich auf Einen unter ihnen hinwies, sagte ich: Der hat die Ruthe nicht verdient, er lernte gestern an seiner Lection; hat er sie nicht im Kopfe, so bin ich daran Schuld, der ihn dabei störte! Ropsy sah mich lange von oben bis unten an. Endlich sagte er: Geht Beide an euren Platz, ich verzeihe euch! Nachdem er noch einige Male still auf und nieder gegangen war, sagte er auch zu den andern Schuldigen: Geht Alle an euren Platz und lernt künftig besser!"

Das Altonaer Christianeum wurde damals, als Biernatzki in die oberste Klasse eintrat, von manchen Jünglingen besucht, die Jeder in seiner Weise sich durch besondere Geistesgaben auszeichneten. Mochte auch die zu der Zeit dort herrschende, der akademischen Einrichtung nachgebildete Verfassung (z. B. die besonders organisirte Selecta, die Oberklasse, in welcher Vorträge gehalten wurden, den Jünglingen ein nach eignem Belieben einzurichtender Besuch der Lehrstunden gestattet war u. dgl. m.) bei nachlässi-

gen Schülern bisweilen große Unregelmäßigkeiten zu Wege bringen, so gewährte doch eine solche Freiheit, welche jegliches Gefühl des Zwanges möglichst fern hielt, den wißbegierigen und aufrichtig fortstrebenden Jünglingen große Annehmlichkeit. Und deren war die Mehrzahl. Sie besuchten treu die Vorträge der Professoren und unterwarfen sich bereitwillig den ihnen auferlegten Verpflichtungen. Der allgemein beliebte Director Struve, ein nicht unberühmter Mathematiker, wußte durch eine richtige Mitte zwischen Freundlichkeit und Strenge die Herzen der jungen Leute zu gewinnen. Die Lernbegierigen betrugen sich aufmerksam und gesittet und vollendeten fleißig die aufgegebenen Arbeiten. Ihr Geist, nicht niedergedrückt durch den Buchstaben eines strengbefolgten Gesetzes, nicht gehemmt durch eine eiserne Disciplin, entfaltete sich frei und ungehindert; und vorzugsweise waren es die classischen Studien, welche von Lehrern und Lernenden in einer Weise getrieben wurden, die, wenn auch weniger von trockner Gelehrsamkeit zeugend, so desto mehr den Geschmack bildend war. Daher kam es, daß außer den Lehrstunden auch ein reges Streben sich unter den Jünglingen kund gab. Das Bedürfniß eines gegenseitigen Austausches der Ideen ward lebhaft von ihnen empfunden; man vereinigte sich zu einer regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkunft, in welcher eigne Abhandlungen und Gedichte mitgetheilt und kritisirt wurden. Dabei blieb es aber nicht allein, vielmehr beseelte ein frischer Lebenshauch diese Zusammenkünfte. Der deutsche Freiheitskrieg war so zu sagen an den Augen der heranwachsenden Jünglinge vor-

übergezogen, bei dem allgemeinen Siege jubelten sie laut; und Biernatzki war nicht der Letzte, der seine Begeisterung in Versen und in Prosa aussprach. Lebhaft wurden die Tagesfragen besprochen und der Grund zu einer edlen Gesinnung gelegt, die in späteren Jahren die Theilnehmer dieses Bundes für Freiheit und Vaterland eben so glühend als besonnen beseelte. Der bekannte O. L. B. Wolff, Prof. in Jena, und Th. von Kobbe geben über diese Vereinigung in ihren Lebenserinnerungen ausführlichere Nachricht.

Zum Studium der Theologie von Jugend auf bestimmt, kam Biernatzki unbewußt dazu, dieses für die Aufgabe seines Lebens anzusehen; auch der Trieb, Licht zu gewinnen in den verborgensten Geheimnissen der Welt, welcher schon früh in ihm erwacht war, führte ihn dahin. Dadurch ward er aller Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, die dem Jünglinge so oft im Entscheidungsaugenblicke der Wahl eines Berufes hindernd in den Weg treten, überhoben. Er hatte schon den Anfang gemacht, ehe er selbst es inne wurde, und hat es nie bereut, diesen Weg betreten zu haben. — Seine poetische Natur, die sich nun immer reicher entfaltete, führte ihn schon während er das Gymnasium besuchte zur Kenntniß der orientalischen Sprachen. Zunächst ward er mit dem Hebräischen bekannt, und bei seinem ungewöhnlichen Sprachtalente brachte er es hierin bald so weit, daß er mit Leichtigkeit die Propheten verstehen konnte. Die glühende Poesie, die reiche Bildersprache, die tiefe Religiosität, daneben das Geheimnißvolle der alttesta-

mentlichen Weissagungen zogen ihn mächtig an. Er blieb nicht dabei stehen; auch das Arabische machte er sich zu eigen, und die bräunliche Tochter der Wüste ward von jetzt an seine Geliebte. Unfehlbar hätte er sich ganz in diese Studien versenkt, wenn nicht von außen her, namentlich von seinem Vater, immer ein Antrieb an ihn ergangen wäre, auch in anderen Beschäftigungen seine Kräfte zu versuchen.

Den Selectanern des Altonaer Gymnasiums war es nämlich damals verstattet (und auch dies gehörte zu den ehrenvollen Vorrechten jener Gelehrtenschule) in der Zuchthauskirche zu predigen. Von seinen Eltern dazu aufgefordert, machte Biernatzki davon Gebrauch. Diesem ersten öffentlichen Auftreten des blöden Jünglings sahen seine Verwandten, Lehrer und Freunde mit großer Spannung entgegen. Wir dürfen ihn selbst darüber hören, wie er an seine damals bei entfernten Bekannten als Erzieherin lebende Schwester schreibt: „Du wirst vermuthlich schon gehört haben, daß ich predigen sollte. Dieser erste Vorschmack meiner künftigen Bestimmung ist genossen. Am 10. September 1814 strömte Alles zur Zuchthauskirche. Diese war auch bald so voll, daß Einige wieder weggehen mußten aus Mangel an Raum. Nachdem man mir die Beffchen umgebunden hatte, bestieg ich die Kanzel; ob die Orgel heller tönte oder mein Herz lauter klopfte, mag schwer zu entscheiden gewesen sein. Aber der Himmel weiß, wie es zuging! Bei dem ersten Worte war meine Angst verschwunden, und nach der Predigt gab mir ein Jeder seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß ich so frei, so ganz ohne alle Be-

Hemmung und Unruhe gesprochen hätte; kurz, mich ganz wie ein alter, schon lange lehrender Seelenhirt benommen habe. Nicht wahr, das will Viel sagen von Deinem blöden, menschenscheuen Bruder. Mußt mich aber ja nicht deswegen loben, denn ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin; aber freuen wirst Du Dich mit mir, daß der erste Versuch so gut ablief." — Diesem ersten Schritte folgte bald ein zweiter. Es ist nämlich ebenfalls eine Bevorrechtung der Selectaner in Altona, daß sie vor ihrem Abgange zur Universität in der geräumigen Aula öffentliche Abschiedsreden halten, entweder in deutscher oder lateinischer Sprache und über ein selbst gewähltes Thema. Da zur Anhörung dieser Reden das Publicum der Stadt öffentlich eingeladen wird, so versammeln sich gewöhnlich die Zuhörer außer den Gymnasiarchen, Lehrern und Schülern in großer Anzahl. Die Feierlichkeit gewinnt durch Musik, mit welcher sie eingeleitet und beschlossen wird, etwas Anziehendes und Erhebendes. Je bekannter Biernatzki's Eltern und er selbst in Altona waren, um so zahlreicher war dies Mal die Versammlung. Als Alumnus des größeren Schröder'schen Stipendii, sprach er „über einige Haupttugenden des großen Reformators Luther" (ein vom Testator für diese Gelegenheit vorgeschriebenes Thema) in lateinischer Sprache, und gewann sich abermals ungetheilten Beifall. Denn selbst die Kundigen staunten über die ächte Classicität und Eleganz seines Ausdrucks und Alle wußten nicht genug zu rühmen, mit wie großer Unbefangenheit und Freiheit er die schön ausgearbeitete Rede vorgetragen habe.

Biernatzki war jetzt 21 Jahr alt (1816). Seine fortwährende Kränklichkeit hatte den Gang seiner Ausbildung in so weit gehemmt, daß er nun erst von der Schule mit einem Zeugniß der Reife entlassen wurde. Er hatte bis zu diesem Augenblick ein höchst eigenthümliches Leben durchgemacht. Eine Kindheit, wie die Wenigsten sie kaum aus der Ferne sehen – sie war die seinige gewesen; voll schwerer, beugender Leiden des Körpers und der Seele von der Wiege an. Eine Knabenzeit nicht minder trübe von außen, aber zugleich unendlich reich für seinen inwendigen Menschen; eine Zeit der höchsten körperlichen Leiden, aber auch der höchsten, irdischen Freuden des Herzens. Er hatte den Tod gekostet, alle Schrecken eines lebendig Begrabenen ausgestanden, jenen qualvollen Zustand, da der Geist lebt, aber die Macht über den Körper verloren, der jenem den gewohnten Dienst weigert. Doch auch die Freundschaft, das edelste Gut der Jugend, war sein geworden. War auch mit dem Wiedererwachen aus seinem Scheintode das letzte Andenken an die zarteste Liebe in frühester Kindheit beinahe gänzlich erloschen: auf's Neue hatte sich ihm in seinem Freunde Pelt eine Seele erschlossen, in der er sich selbst wiedergefunden und deren unbegrenzte Hingebung ganz sich zu eigen zu machen, ihm Bedürfniß geworden war. Sein Herz, unbekannt mit den Genüssen der Welt, war desto bekannter mit den seligen Gefühlen treuer Freundschaft. Sein dichterisches Talent, die Gegenwart zu idealisiren, hatte ihn in den Stand gesetzt, die gewöhnlichen Verhältnisse, in denen er sich bewegte, mit dem rosigen Lichte der Phantasie zu ver-

schönen. Die rauhe Außenseite des alltäglichen Lebens kannte er nicht; nur ein ewig sonnenhelles Reich alles Guten und Schönen lag sie vor ihm. Nun, da er seine Vaterstadt, seine Familie, seinen Freund verlassen sollte, nun schreckte er auf aus seinen Träumen. Aus den theueren Kreisen, die er so unendlich lieb gewonnen, sollte er scheiden, eine fremde Welt betreten, von deren Rohheit und Zügellosigkeit allein er nur, auch oft übertriebene, Gerüchte gehört hatte. Denn von dem Kieler Studentenleben wußte man in Altona nur solches; zumal ein talentvoller Jüngling, der früher diese Schule besucht hatte, in Ausschweifungen in Kiel zu Grunde gegangen war. Aber die Umstände gestalteten sich so, daß Biernatzki, trotz solchen Widerwillens, jetzt zuerst die Kieler Universität, welche ihm die nächste und ihrer damaligen Stellung nach für die ersten Studien geeignetste war, beziehen mußte, da überdies jeder Eingeborne dort zwei Jahre zu studiren gesetzlich verpflichtet ist.

Hier war damals, wie überall auf den akademischen Hochschulen des deutschen Vaterlandes, ein neues frisches Leben und Streben erwacht. Eine Vereinigung jüngerer, sehr begabter Docenten, die noch mit voller Jugendliebe gleich sehr den Wissenschaften und dem Leben anhingen, hatte die Herausgabe der Kieler Blätter und Beiträge übernommen. Durch dies Organ erschollen die Weckstimmen neu erwachter Freiheit durch das ganze Land und weit darüber hinaus. Es ist bekannt, daß diese Blätter die tüchtigsten, muthigsten Männer zu ihren Mitarbeitern zählten,

welche frei und offen hier ein Bekenntniß ächt patriotischer Gesinnung ablegten, getragen von den Stützen lauterer, wissenschaftlicher Forschung. Unter den Studirenden war freilich noch wenig von einem regeren Geiste zu verspüren. Noch herrschte in ihren Kreisen das Unwesen der Landsmannschaften mit all' ihren Rohheiten und Zügellosigkeiten. Diesen lockeren Vereinigungen fehlte eine sittlich-wissenschaftliche Grundlage. Zwar gab es Einige, die, wenn auch nicht selbst thätig, doch Zeugen jenes muthigen Kampfes bei Sehestedt, einem Kirchdorfe unweit Rendsburg, gewesen waren, in welchem die holsteinischen Truppen über den bei Weitem überlegneren Feind mit wahrem Löwenmuthe einen glänzenden Sieg erfochten hatten. Allein selbst in den Herzen dieser Jünglinge hatte die Flamme der deutschen Freiheitsbegeisterung noch nicht gezündet, theils wegen der entlegenen Oertlichkeit Kiels, theils wegen der zweifelhaften Stellung, welche Dänemark und mit demselben die Herzogthümer im allgemeinen deutschen Freiheitskampfe einzunehmen genöthigt gewesen waren. Dennoch dämmerte auch unter ihnen das Morgenroth einer besseren Zeit.

In diese Umgebung trat nun Biernatzki ein, ausgestattet mit reichen Anschauungen und schätzenswerthen, wenn auch noch ungeordneten Kenntnissen, aber ohne Menschenkenntniß; voll jugendlicher Begeisterung, voll Muth und Edelsinn, aber durch Blödigkeit gefesselt; ein ächter Dichter, dessen schwärmende Phantasie so sehr geneigt war, Alles nur durch einen Trauerschleier zu betrachten. Aber der Reiz der Neuheit riß ihn hin; er fand, wie er bald bemerkte, des

Besseren mehr, als er erwartet. Gleichgestimmte kamen ihm entgegen; man vereinigte sich, um umgestaltend auf den herrschenden Geist einzuwirken. Der entflohene poetische Hauch, der sonst dem Universitätsleben eigen war, sollte wieder über dasselbe ausgegossen werden. Ein reformatorisches Streben war dazu vor Allem Noth, und dieses konnte nicht ohne Freiheit von außen aufkommen. Daher man sich diese, die zum Theil noch geblieben, sorgfältig bewahrte und sich von innen heraus ihrer würdig zu machen bemühte. So gab sich denn auch Biernatzki im vollsten Maaße der Freiheit des Burschenlebens hin, aber stets im edelsten Sinne der Freiheit im Guten. Selbst was das Aeußere betraf, so zog es ihn an, daß der Student sich von der Mode emancipiren durfte, ohne sonderlichen Anstoß zu erregen. Er schreibt darüber an seinen Herzensfreund Pelt: „Mancher vielleicht, dem seine Leidenschaften bisher streng gezügelt wurden, mag sich neugeboren fühlen, wenn er dem gestrengen Lehrer oder Vater entlaufen ist; aber für den Jüngling von festen Grundsätzen bleiben die verschiedensten Lagen immer dieselben. Das Hauptgesetz des Burschenlebens scheint mir, so viel ich bemerkt zu haben glaube, folgendes zu sein: Ein Jeder nach seinem Geschmack! Daher die verschiedensten Sitten und Trachten, daher niemals Aeußerungen gegen das Betragen oder die Kleidung eines Andern, daher überhaupt die Gleichgültigkeit der Burschen gegen einander. Du würdest ganz mit mir zufrieden sein, wenn Du mich hier im Flaus und Holz in's Kollegium wandern sehst. Mancher, der mich in Altona gekannt hat, sieht mir ver-

wundert nach. Meine Burschikosität erstreckt sich jedoch nur, ne majora credas! auf das Aeußere. Das Commerschiren gefällt mir noch immer nicht, und Duelle verabscheue ich, obgleich der Fechtboden gern und häufig von mir besucht wird.“

Seinem Berufsstudium, der Theologie, blieb Biernatzki, wie es gewöhnlich Jedem im ersten Jahre auf der Universität zu ergehen pflegt, noch ziemlich fern. Er trieb nur das, was seiner Neigung augenblicklich am meisten entsprach, das aber auch mit Eifer und Begeisterung. Dazu kam, daß die Art und Weise, wie ihm die eigentlich theologischen Vorlesungen angeboten wurden, nicht geeignet war, ihn besonders anzuziehen. Eckermann's stereotyp gewordene Vorträge, allerdings durch die Entschiedenheit, mit welcher dieser Reigenführer der Rationalisten ein abstractes System durchführte, nicht ohne Bedeutung, sprachen sein dichterisches Gemüth nicht an. Dies einseitige Beharren beim biblischen Worte, dies Hervorheben des Buchstabens allein, ohne Eingehen auf den Geist, ließ ihn völlig unberührt, schreckte ihn eher zurück. Der geistreiche Kleuker, der über orientalische Literatur las, hatte fast gar kein Auditorium, woran die nicht begründete Verketzerung seiner Christgläubigkeit, als einer Hinneigung zum Obscurantismus und Mysticismus, wenigstens eben so viel Antheil hatte, als seine Vorliebe für das Seltsame und außerhalb der gewohnten Spur Liegende, so wie seine barocke Form, in welcher er vortrug. Die gründliche Gelehrsamkeit Francke's und seine große Humanität im Umgange mit den Stu-

direnden veranlaßten Biernatzki zwar, Vorlesungen dieses Mannes zu besuchen, allein die umständliche Weitschweifigkeit derselben befriedigte den ungestüm vorwärts strebenden Geist des Jünglings nicht. Twesten war eben ordentlicher Professor geworden. Von Vielen nicht verstanden, scheint er auch Biernatzki nicht zugänglich geworden zu sein, wenigstens zeigte sich kein merklicher Einfluß der Schleiermacher'schen Theologie, welche Twesten populär zu machen suchte, auf seine Grundsätze. Doch schrieb er an Pelt: „Unter den Professoren der Theologie zeichnet sich nach meiner Ansicht Twesten besonders aus, den ich jetzt, da ich ein Mal seinem Vortrage beigewohnt, regelmäßig höre." Reinhold endlich, der damals noch in großem Rufe stand, schreckte ihn durch die Einförmigkeit seiner spitzfindigen Dialektik ab. Er suchte sich vorzugsweise einen Gesammtüberblick über das Ganze der Theologie zu verschaffen. Je weniger er aber seinen unaufhaltsam fortstrebenden Geist innerhalb der Grenzen einer langsam fortschreitenden Erkenntniß zu halten vermochte, um so mehr mißfielen ihm die Anstrengungen, die Lehren der Religion in ein strenges scholastisches System zu bringen: das schien ihm derselben das Erhabene, Heilige zu rauben. Wiederholt beklagte er sich darüber gegen seinen Freund: „Ich suche mich, schrieb er, zu einer höheren Religiosität zu erheben, ich suche meine Gefühle mehr auf Gott zu beziehen, und durch inniges Beten hoffe ich diese Stimmung zu erhalten; ich glaube endlich, daß wir Gott nie durch den Verstand begreifen können, sondern, daß Er uns Seinen Namen allein in's Herz schrieb.

Religion ist keine Verstandessache, sondern eine Angelegenheit des Herzens; wir müssen uns in ein enges Verhältniß mit Ihm bringen, müssen glauben, daß Er in uns lebt und wirkt. Ein solcher Mysticismus ist allein wahre und innige Gottesverehrung. Durch diesen Glauben ist mir auch der an Christi höhere Natur klar aufgegangen. Es war mir ein herrlicher Gedanke, durch Jesum gleichsam wie durch eine Mittelsperson enger mit der Gottheit verbunden zu sein, in ihm gleichsam das Band zu sehen, welches den Abstand zwischen Gott und Menschen gehoben und uns dem Ewigen enger verknüpft hat." Obgleich aber überzeugt, daß das Gebet das herrlichste Mittel zur Vervollkommnung sei, so gestand er doch ein, daß es ihm schwer werde, fleißig zu beten, weil Gott ja Alles wisse, was der Mensch sagen wolle. „Dennoch, so schließt er, machen gerade die mündlich ausgesprochenen Worte das Gebet erst innig und herzergreifend." Die Grundrichtung seiner Seele war noch eine weniger religiöse, als streng sittliche, die sich sehr treffend in einem Wahlspruche ausdrückt, welchen der Zufall ihm in den Mund legte. Er saß nämlich einst am reizenden Ufer der Ostsee, welches den Kieler Hafen begrenzt, und zeichnete nachdenkend die bedeutsamen Buchstaben A. I. S. A. in den Sand. Ein Bekannter kam herzu und fragte, was sie bedeuteten. Biernatzki wollte nicht sagen, daß es die Bezeichnung des Dichterbundes sei, antwortete daher schnell und gefaßt: Aliis indulgens, sibi asper! (Gegen Andere nachsichtig, gegen sich selbst strenge.)

Mit großer Vorliebe setzte Biernatzki seine schon

begonnenen orientalischen Studien fort. Besonders war es die arabische Sprache, die er mit vorherrschendem Eifer trieb und worin er es auch zu einer großen Fertigkeit brachte. „Sie ist eine der herrlichsten Sprachen, schrieb er. Der Araber spricht mit der Flamme des Worts wie mit dem Blitz seines Schwertes, mit dem Pfeile seines Scharfsinns wie mit dem Geschoß seines Bogens. Aber daß sie mich von der Beantwortung Deines Briefs abhalten konnte, lieber Ludwig, ist nicht schön von ihr. Verzeih' ihr, sie ist eine ungezogene Tochter der Wüste. Wen sie glühend ergreift, den hat sie ganz und reißt ihn auf fliegendem Rosse durch die endlose Steppe. Wer ihr in's Flammenauge blickte, der ist ihr eigen bis zum Tode. So ist es mir ergangen. Wie todt scheint mir das übrige theologische Studium! Dies ist die Sonnenseite, und ihr werde ich ewig zugewandt bleiben. Ich sah dem Gluthmädchen in's schwarze Auge und schwur ihr Liebe und Treue. Und nimmer ist die Rückkehr. Von schwindelnden Höhen stürzt sie mich in endlose Tiefen, vom Abgrund wirbelt sie mich auf zum Sonnenlicht. Durch den lechzenden Brand des Sandes führt sie mich plötzlich auf kühle Oasen. Aber nirgends ist ein Halt, ein ewiger Sturm ist ihr Pfad." Diese mit Begeisterung unablässig fortgesetzten Studien führten ihn auch zu eignen dichterischen Ergüssen. „Wenn die irdische Wirklichkeit, — so sprach er sich in einem Briefe aus — sich gar zu hölzern um mich herumdreht und kein ätherischer Funke aus den Klötzen herauszulocken ist, dann wendet sich mein Geist immer sehnsüchtiger nach Dir, lieber Ludwig. Spielende Weste tragen mir oft Deine lieblichen

Gebilde vorüber, dann wird es mir heller vor der Seele und rascher kreist mein Blut vom Herzen zum Herzen. Froh und freudig folge ich durch den laublosen Hain, durch blumenleere Fluren dem immer heiteren und heiteren Bilde; aber dann schütteln plötzlich die tückischen Wolken eine prasselnde Regenfluth auf mich Armen, verschwunden ist jede reizende Täuschung — und ich fühle blos, daß ich durchnäßt bin und ein Narr war. Nein! Es ist nicht Narrheit, es ist Seligkeit, so zu träumen. Wie wollte der Mensch das Leben ertragen, wenn er sich nicht Rosen träumen könnte, wo Disteln starren, wenn der Geist nicht dem entfesselten Körper entfliehen und nicht vom modernden Strohlager auf hin zu den Strahlen der ewigen Sonne fliegen könnte!" Solche Gedanken bewegten seine Seele, und wiederholt theilte er sie seinem Freundeskreise in Altona mit, da er mit diesem in lebhaftem Briefwechsel stand. Selbst für ein größeres Werk, ein Trauerspiel, machte er einen Entwurf. Darüber schrieb er seinem Freunde: „Daß der Stoff, den ich wählte, für mich begeisternd genug sein mußte, wenn ich nur einer dichterischen Begeisterung fähig bin, wirst Du aus folgendem Anfang ersehen:

Aus der Polen Stamm entsprossen,
Doch im deutschen Gau geboren,
Ein' ich in mir Gluth und Sehnen
Für den Polen, für den Deutschen,
Doch noch Beiden bin ich fremd.
Komm' ich zu der Väter Heimath,
Suche meiner Ahnen Gräber,
Keiner fühlt des Fremdlings Trauer;

Und die Flur, die mich geboren,
Wo als Kind ich heiter spielte,
Kränzt mit Eichenlaub und Rosen
Jeden Sohn des Vaterlandes;
Doch dem Sproß aus fernem Stamme
Flicht sie Dornen um die Schläfe. —
Wie die Tanne, deren Wurzel
Nackt und bloß die Woge wühlte,
Daß sie ohne Halt und Nahrung
Wanket, sinket, niederstürzt,
D'rüber, d'runter tanzt die Welle,
Spielt die Fluth am grünen Laub;
So geht Der im Leben unter,
Den kein Vaterland begrüßt,
Ohne Heimath, die ihn liebt,
Ohne Boden, der ihn stützt,
Ausgestoßen auf der Erde,
Bastard dieser weiten Welt,
Nirgends heimisch, Allen fremd! — —

Obgleich er mit Allem, was er dichtete, sehr geheim hielt, nur selten im engsten Freundeskreise Einiges vorlas, so blieb sein Talent doch nicht verborgen; auch Fremde hörten davon. Manche ihm bisher ganz unbekannte Familien fingen an, sich für ihn zu interessiren. So erhielt er einst eine Einladung von einem angesehenen Bürger in Kiel, dessen liebenswürdige Tochter ihn kennen zu lernen wünschte. Kleine gesellige Abentheuer, die bei solchen Gelegenheiten vorfielen, wußte er dann in scherzhafter, witziger Weise zu besingen, und ungeachtet seiner Blödigkeit wurde er bald dort heimisch, wo man ihm mit Liebe und Freundlichkeit

entgegenkam. Besonders war es die Familie Schreiter, die ihn stets auf's Herzlichste aufnahm, was er mit der größten Dankbarkeit erwiederte. „Jetzt habe ich Menschen gefunden, schreibt er an seine Schwester, die mich lieben und die ich wieder lieben darf. Dies ist der Prof. Schreiter nebst Familie; wie genau ich dort schon bekannt bin, wirst Du aus folgendem Billet von ihm an mich ersehen: „Da ich weiß, daß Sie Theil an jeder kleinen Freude meines Hauses nehmen, so bitte ich Sie, mit mir und meiner Familie den Geburtstag meines kleinen Wilhelm im traulichen Abendzirkel zu feiern.“ Und wirklich war ich der einzige Fremde, der sich bei diesem häuslichen Feste befand. Diesem Manne bin ich viel schuldig, er macht mir Kiel sehr angenehm, er riß mich aus meiner düsteren Stimmung, er leiht mir alle Bücher, die mich auf meine Studien vorbereiten können.“ Ungeachtet solcher nicht seltenen Aufheiterungen in vertrauter Gesellschaft umwölkte doch mitunter tiefe Schwermuth seine Seele, besonders wenn körperliche Leiden, Zahnschmerzen und heftige Anschwellungen des Gesichtes ihn plagten. „Ach, ich bin zu weich für diese Welt geschaffen! Ich möchte gern jedes Menschen Seele an mein klopfendes Herz drücken, und eiskaltes Eisen ist es und Felsenstücke. Doch ich will Zufriedenheit auf meine Stirn schminken, und die düsteren Wogen in meinem Innern soll ein heiterer Wellenspiegel bedecken. Möchte ich Dich doch einst glücklich sehen! Aber wohl mir, daß das Schicksal mir nicht eine Schwester, wie Du, und einen Freund, wie Ludwig, versagte. Ohne Euch wandelte ich ein Todter unter Lebenden!“ — Solche trübe

Seelenstimmungen verschwanden schnell, wenn Biernatzki sich in die allgemeinen Interessen des Burschenlebens hineingezogen sah. Die gemeinsame Feier der Reformation und der Völkerschlacht im October 1817 auf der Wartburg ward auch in Kiel lebhaft schon im Vorwege besprochen. Man kam überein, dorthin von Seiten der Burschen Deputirte zu senden. Biernatzki verherrlichte das Fest in einem Liede, welches in einer damals gedruckten Sammlung der Festreden und Gedichte aufgenommen ist und auch unter den Gedichten des Verfassers im letzten Bande dieser Ausgabe mitgetheilt wird. Die ächt deutsche Begeisterung, die jenes Fest beseelte, wirkte nachhaltig auch auf das Treiben der Studenten in Kiel, und Biernatzki ward mit die Veranlassung, daß sich die dortige Burschenschaft neu organisirte. „In der Burschenschaft, schrieb er dem Freunde, will sich seit der Wartburgfeier ein ganz neuer Geist erheben. Das unangenehme Verhältniß der Füchse und Brander soll, wenn nicht ganz aufgehoben, doch sehr gemildert werden. Jede rohe Aeußerung und ungezügelte Freiheit soll verächtlich sein; Commerschiren vernünftiger getrieben, unsittliche Lieder verdammt, geistlose Schreiconcerte verboten werden. Daß ich für diese Neuerung mit Wort und That strebe, magst Du denken; aber furchtbare Kämpfe mit der Gegenpartei sind zu bestehen. Doch wir wollen hoffen, daß unsere gerechte Sache siegen wird.“ Und sie siegte. Es kam in der That ein edlerer Geist in die Vereinigung, wodurch sie vor manchen Verirrungen bewahrt blieb, in welche ähnliche Verbindungen auf anderen Universitäten übergingen.

Zur größten Freude gereichte es Biernatzki, als er aufgefordert wurde, einen Dichterbund zu stiften. Darüber schreibt er: „Seit 8 Tagen bin ich Vorsitzer eines neu errichteten Dichterbundes. Der Hauptzweck dieses Bundes ist Bildung des Geschmacks, eben so sehr durch Beurtheilung der Geisteswerke anderer Männer, als unserer eignen. Ich mußte Gesetze über Gesetze machen und hatte zugleich mit den mystischen Speculationen einiger Mitglieder zu kämpfen u. s. w. Jetzt ist Gottlob! Alles im Reinen, und wir reimen und kritisiren lustig darauf los. Pst! Pst! laß das nur Keinen der Bundesglieder hören, da könnte ich leicht mein hohes Amt verlieren. Am Sonnabend werde ich eine pracht=, saft=, kraut= und kraftvolle Rede über den Nutzen unserer Anstalt halten. Frauen und Fräulein haben wir auch nicht vom Bunde ausgeschlossen. Wenn sich nur erst welche melden wollten!"

Daß bei solchem Treiben die Theologie ziemlich brach liegen blieb, läßt sich annehmen. Es fehlte Biernatzki noch immer an einer eignen Erfahrung und Ueberzeugung von der seligmachenden Kraft des Evangeliums. Doch empfing er schon damals manchen wohlthuenden, förderndenEindruck; das Samenkorn ward vielleicht schon damals in sein Herz gepflanzt, schlug aber erst später Wurzeln und trug lange nach dieser Zeit Früchte.

In unserem Vaterlande herrschte nämlich damals im Allgemeinen fast überall im Volke eine kühle rationalistische Glaubensrichtung. Die Geistlichen, sämmtlich in Kiel gebildet, wo, wie wir bereits erwähnten, diese Auffassung des

Christenthums vom Katheder herab vorgetragen wurde, hatten dieselbe mit in ihr Amt hinübergenommen und durch ihre Predigten weiter verbreitet. Die bekannte Agende, denselben Grundsätzen huldigend, hatte jener Auffassung noch mehr Vorschub geleistet, und wenn sie auch einigen Widerspruch fand, so gelangte sie doch in die Hände jedes Pfarrers, ja ward denselben aufgedrungen. Immer mehr schwand die Altgläubigkeit dahin, sie wurde meistens nur noch als ein Spottname im Munde geführt. Nur in dem adligen Kreise, den die treffliche Gräfin Julie von Reventlow auf Emkendorf um sich versammelte, lebte der evangelische Glaube ungetrübt fort. Zwar fanden sich hier auch Römisch-Katholische, wie Stolberg, ein, allein das überwiegende Bedürfniß wahrer Herzensfrömmigkeit ließ für den Augenblick den Gegensatz zwischen den Evangelischen und Römisch-Katholischen in den Hintergrund treten; sie fühlten sich Alle als Christen eng verbrüdert. Klopstock, Claudius, Lavater u. A. standen mit diesem Kreise persönlich in engem Verkehr. Wie es schon einmal der Adel war zur Zeit der Reformation, der hauptsächlich durch seinen Einfluß die evangelische Lehre bei uns einführte, so war er es auch jetzt, der dem um sich greifenden Rationalismus ein Ziel setzte. Denn diesen frischen Regungen altgläubiger Christlichkeit in den höheren Ständen schlossen sich Männer, von gleicher Ueberzeugung erfüllt, mitten aus dem Volke an und gewannen dadurch einen größeren und gewichtigeren Einfluß. Unter ihnen war der geistvollste und beredteste Claus Harms. Schon von Lunden her, wo er zuerst als

Diakonus an der Fleckenskirche stand, hatte man seine Weckstimme vernommen. Seit Ausgang des Jahres 1816 war er nach Kiel berufen zum Archidiakonus an der St. Nikolaikirche. Mitten in den starren Rationalismus der gesammten Kathederweisheit warf er die helle Fackel des ächtkirchlichen, evangelischen Glaubens und rüttelte mit gewaltiger Hand an den morschen Stützen der theologischen Gelehrsamkeit. Mit einem Freimuthe, einer Würde, einer Festigkeit und Freudigkeit, die nur die innerlichste, tiefste Ueberzeugung verleihen kann, predigte er, trotz des manchfachsten Widerspruchs, das urchristliche Wort von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben. Ignoriren konnte ihn Keiner, der noch einiges christliche Interesse in sich trug. Er aber warf Jedem die Frage hin: „Für oder Wider?" und drang auf Entscheidung. Auch Biernatzki schreckte der Morgenruf dieses Glaubensboten aus seinen Dichterträumen. Versenkt in die blauen Gazellenaugen seiner arabischen Geliebten, ward es ihm anfangs schwer, in das Flammenauge des mächtigen Apostels mit gleicher Liebe zu schauen. Und wenn er auch nicht in Harms' Predigten die rechte Weise, die Religion der Liebe zu verkündigen, fand, da ihm, wie er sagte: „drei Viertel derselben von Hölle und Teufel eingenommen" schienen, so zogen sie ihn doch so an, daß er sie regelmäßig besuchte. Seine eignen religiösen Ideen kamen zur Gährung; Manches, was er bisher geglaubt, ward ihm zweifelhaft. Die lichtvolle überzeugende Kraft, die aus Harms' Worten sprach, riß ihn hin, er wurde zum eignen Forschen mächtiger denn je angetrieben. Zwar erschloß

sich sein Herz noch nicht, und er konnte nichts weniger als den Glauben des gefeierten Kanzelredners zu seinem eignen machen, aber das ward ihm klar, daß ihm selber noch Viel zu fragen und zu beantworten übrig sei. Da lernte er eine Familie kennen, deren Umgang einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte.

Unter den Christen, die das Erwachen des ächt protestantischen Glaubens im Vaterlande mit Freuden begrüßten, und daher oft nach Kiel kamen, um Harms predigen zu hören, befanden sich auch Tielemann Müller und seine Gattin. Müller, von Geburt ein Franke, war Einer der vielen Ausländer, welche Reinhold's Ruf nach Kiel gezogen hatte. Ursprünglich ein Theologe, hatte er doch die Theologie später, wegen beunruhigender Zweifel, die er vergebens zu beseitigen gesucht, wieder aufgegeben und war zur Medicin übergegangen. Doch auch dieser war er untreu geworden, äußerlicher Verhältnisse wegen, bewahrte aber immer noch ein sehr lebendiges Interesse für die Wissenschaft überhaupt und die höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens. Seine Gattin war eine von Qualen, eine höchst liebenswürdige, gemüthvolle Frau, für das Reich Gottes auf Erden auf's Innigste begeistert. Damals wohnten Beide auf einer sogenannten Parcele (einem kleinen Gute) Arrild in Angeln, einer reizenden Landschaft im östlichen Theile des Herzogthums Schleswig. Sie hatten hier, wo auch viel Rationalismus in den Kirchen und Familien herrschte, einen ganz apostolischen Wirkungskreis gefunden. Durch seinen Jugendfreund, der, bis jetzt noch dem Studium

der Philosophie ergeben, den geistreichen Müller, welcher die Entwickelung der deutschen Wissenschaft durch Kant, Fichte und Schelling mit durchlebt hatte, kennen gelernt hatte und sich zu ihm außerordentlich hingezogen fühlte — durch diesen Jugendfreund wurde Biernatzki bei ihnen eingeführt. Auch sie waren eifrige Anhänger der von Harms verfolgten Glaubensrichtung in Wort und That, entschiedene Verehrer seiner Person. Die Freunde, die bisher nur die Namen der Harmsianer und Nichtharmsianer als bloße Parteinamen kannten, wurden durch die freundliche Aufnahme in Müller's Hause leicht von ihren Vorurtheilen gegen die Ersteren befreit. Besonders lernte Biernatzki begreifen, wie hohe Bildung, feine Sitte und ein einfach kindlicher Glaube an den Fleisch gewordenen Erlöser sehr wohl mit einander vereinbar seien. Freilich ward ihm noch immer nicht der tiefe Unterschied zwischen einer positiv- und rationalistisch-christlichen Auffassung der Glaubenslehre klar, aber, obgleich noch wenig gefördert in seiner religiösen Entwicklung, ward er doch zur Anerkennung jener ihm noch fremden Geistesrichtung hingetrieben. Mehr noch war dies der Fall, als die Freunde die von Müllers erhaltene Einladung, sie auf Arrild zu besuchen, im Sommer 1817 ausführten. „In tiefer Harmonie der Herzen, erzählt darüber Prof. Pelt, durchwanderten wir die grünen Hügel von Schwansen und Angeln, ergötzten uns an den reizenden Aussichten auf das Meer und dessen nähere und fernere Buchten, und besprachen die Interessen der Studien, der Kirche, des Vaterlandes, wofür unser Herz

glühte. In Arrild fanden wir die freundlichste Aufnahme, aber gelangten doch auch dort nicht zur klaren Einsicht der Stellung der religiösen Zeitfragen, blieben vielmehr an den allgemein geistigen Interessen hangen.“ Später reiste Biernatzki noch einmal dorthin, um Zahnschmerzen durch eine kleine Reise zu besiegen, was ihm auch gelang. Er war dort froh und blieb einige Tage bei Müllers, die gütig und liebevoll, wie immer, waren. „Wie viele gute Menschen giebt es doch, sagte er nachher, nimmer will ich den Glauben an die Menschheit verlieren!“

Im Herbste desselben Jahres gingen Harms' 95 Thesen aus, ein Zeichen, dem von vielen Seiten auf das Heftigste widersprochen wurde. Theologen und Nichttheologen traten als Gegner auf und die nächste Folge davon war, daß sich das Land in religiöser Hinsicht in zwei Parteien spaltete. Aber an Biernatzki und seinen nächsten Umgebungen scheinen sie ohne große Wirkung vorübergegangen zu sein. Ihm mochte das Schroffe und Paradoxe in denselben nicht zusagen, vielleicht gar sein religiöses Gefühl verletzen. Dem Freunde, in welchem das Reformationsjubiläum den Gedanken, Theologie zu studiren, erweckt hatte — bisher hatte er die Rechtswissenschaft gewählt — schrieb er, nach dessen eignem Geständniß, darüber Nichts, so sehr ihn auch diese plötzliche Aenderung im Entschlusse des Freundes beschäftigte. Nachdem er ihn auf sein eigenes Ideal hingewiesen, eine freundliche Landpfarre, ein liebendes Weib zur Seite, spielende Kinder umher, geliebt von der Gemeinde wie ein Vater, fern von dem täuschenden Glanze der Welt, einfach in

Wort und Leben die Lehre der Liebe zu verkünden und zu befolgen, setzt er hinzu: „Es wird nie Deines werden; Dein Geist ist zu rege, um abgeschnitten von der Verbindung mit der gelehrten und politischen Welt bei Menschen auszudauern, die Dich nicht verstehen, die nur an der Erdscholle kleben. Vergebens wähnst Du, sie zu Dir hinaufziehen zu können, und weil Dein inneres Leben Dich nicht mit ihnen verbauern läßt, so ist Mißmuth Dein Loos!" Dann spricht er sich über seinen eignen Glauben weiter so aus: „Sieh, ich setze nach meinem Charakter wenig, vielleicht zu wenig Vertrauen in meine eignen Forschungen, ich hange so gern fest an dem, was Männer, die ich achten muß, sagten und behaupteten. So ist der Grund meines Glaubens der Glaube Anderer, verbunden mit dem Mißtrauen in mein eignes Wissen." Je weniger also, wie daraus einleuchtet, die Theologie schon eine gewisse Selbständigkeit in ihm gewonnen hatte, desto mehr konnte er dem Freunde noch die Rechtswissenschaft empfehlen: „Mit welcher Bedeutung tritt sie jetzt in's Leben ein. Sie leitet den Kampf zwischen Volk und Fürsten: hier Freiheit — dort Sklaverei. Wie lebendig, wie philosophisch wird sie jetzt betrieben, und wie viel herrlicher wird noch ihre Sonne aufgehen, wenn die Partei siegt, welche ein allgemeines deutsches Gesetzbuch, statt des veralteten Corpus juris einzuführen strebt." An seine Schwester schrieb er um diese Zeit: „Gott ist mir ein einiger, gütiger, allmächtiger, allweiser Vater der Menschen. Diese hat Er bestimmt zur Tugend und Glückseligkeit, und seit ihrer Erschaffung hat Er sie zu diesem Zwecke erzogen,

erzogen durch Schicksale, durch Lehrer. In diesen Lehrern der Menschheit offenbarte Er sich vor Allem, das heißt: diese beseelte Er vor Allem mit dem Geiste der Reinheit der Gesinnung, des Vertrauens auf Ihn und dadurch mit besserer Erkenntniß. Der trefflichste dieser Lehrer war Jesus Christus, in welchem das Göttliche reiner und heller lebte und wirkte, als in irgend einem Andern vor und nach ihm. Aber auch jedes Menschen Brust trägt in sich das Göttliche, das, was ihn mit dem Vater verbindet, was ihn über diese Erde erhebt, was ihn einzig zum Menschen macht. Dies Göttliche in uns müssen wir immer mehr zu erkennen suchen und müssen uns bestreben, es immer frei zu machen in seiner Behausung, d. h. unsre Brust immer mehr und mehr zu reinigen von allem Unlautern, was uns verhindert, den Geist Gottes in uns ganz zu erfassen u. s. w. Wohl könnte ich Dir noch Manches hierüber sagen, aber ich wollte Dir nur die Furcht benehmen, daß Religion mir blos im Verstande, und nicht auch im Gefühl ihren Sitz zu haben scheint. Uebrigens werd' ich ein immer größerer Freund des Gebetes, und möchte, daß ich allen Menschen das Gebet so recht an's Herz legen könnte." Man sieht, er hatte Den noch nicht gefunden, der die Knechtsgestalt annahm, um die sündige Menschheit zu erlösen. Noch schwärmte er zu viel von dem Göttlichen in des Menschen Brust. Aber schon führte ihn der treue Hirte den rechten Weg, der auf den Stufen des Gebetes zu Seiner Erkenntniß leitet. Daher er auch an seinen Großonkel eben damals schreiben konnte: „Wahre Freude macht es mir, Ihnen sagen zu können, daß ich mich aus dem Kampfe mit Zwei-

lehnsucht und Unglauben, worin die verschiedenartigen Systeme meiner Lehrer mich gestürzt hatten, unversehrt gerettet habe. Ich bin jetzt so fest überzeugt von der Wahrheit dessen, was ich künftig lehren soll, daß ich mit Ungeduld die Zeit erwarte, wann ich auftreten kann; ich bin jetzt so fest überzeugt von der Göttlichkeit des Stifters unserer Religion, daß ich nicht begreifen kann, wie man daran zweifeln sollte, wenn man bedenkt, wie und wann er lehrte, wenn man betrachtet, wie von dem durch ihn so herrlich gegebenen Unterrichte die Menschen so bald und so verkehrt abwichen; und sie, die es nicht einmal vermochten das ihnen gegebene heilige Licht in seiner ganzen Reinheit und Klarheit aufzufassen, sie, die von Anfang her es jetzt noch immer durch Schwärmerei und Leidenschaft, durch Un- und Aberglauben verdunkeln und verhüllen, sie sollten es erschaffen und rein und heilig dargestellt haben? Nein das konnte nur Der, in dem die Gottheit lebte und wirkte, das konnte nur Christus." Diese letzten Aeußerungen, welche schon eine gläubige Ueberzeugung auszusprechen scheinen, waren doch nichts Anderes als der Ausdruck einer lebendigen Empfindung, welche noch keineswegs sich zu einer Herzenserfahrung durchgerungen hatte. Diese erfolgte erst später.

Bis zum Herbste 1818 blieb Biernatzki noch in Kiel. Damals waren die beiden ersten Jahre seiner akademischen Studien verflossen auf eine zwar nützliche, aber doch in seinem Fache ihm wenig fördernde Weise. Es war eine romantische Zeit für ihn gewesen, in welcher er mit jugendlicher Begeisterung manch neues Freundschaftsband geknüpft,

viel geschwärmt und gedichtet hatte. Mit dem reichen Schatze seines schöpferischen Talentes hatte er in engeren und weiteren Kreisen manchfach genützt. Um ihn sammelte sich eine nicht unbedeutende Zahl der Edelsten unter den Studirenden, die er für eine nachhaltige Wirksamkeit auf das Studentenleben im Allgemeinen anzuregen und zu begeistern wußte. Anhaltenden Fleiß und die Beobachtung der strengsten Sittlichkeit hielt er für die beiden höchsten Aufgaben des akademischen Bürgers und überall, wo ihm Gelegenheit gegeben wurde, dieses auszusprechen, that er es freimüthig und ohne Hehl. Es war ihm nichts verächtlicher, als die Kraft der Jugend in nutzlosen Tändeleien zu vergeuden; nichts widerwärtiger, als unter dem Scheine äußeren Anstandes ein rohes, zügelloses Leben zu verbergen. Wie er selbst sich nicht schämte von der unschuldigen Freiheit des Universitätslebens ungehindert Gebrauch zu machen, so scheute er doch alles heimliche Wesen und Treiben, jegliche das Maaß überschreitende Sucht nach Vergnügen. Und obwol er sehr gesellig, wie er war, häufige Zusammenkünfte mit befreundeten Altersgenossen liebte, so vermied er doch stets das sogenannte Commerschiren, oder war wenigstens immer Einer der Ersten, der sich aus solcher Gesellschaft zurückzog. Jeder Mißbrauch akademischer Freiheit war ihm zuwider.

Seine Kenntnisse waren vielfach vermehrt und erweitert worden. Vorzugsweise hatten die orientalischen Sprachen ihn ununterbrochen beschäftigt. Außerdem hatte er in die übrigen vorbereitenden Wissenschaften der Theologie we-

nigstens hineingeblickt, und so allmälig eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Theologie gewonnen. Die Glaubenslehre selbst war ihm noch ziemlich fremd geblieben, und wenn er gleich auch hierin bereits Manches durchgenommen, so war dies doch wenig fruchtbringend geworden. Einzelnes hatte er geflissentlich vermieden, wie z. B. die Mathematik, die er freilich in späteren Jahren eine Zeitlang sehr eifrig trieb. Damals konnte er ihr gar keinen Geschmack abgewinnen, schon auf der Schule hatte er sie vernachlässigt, weil sie ihm zu schwer erschien. Er beruhigte sich mit dem launigen Schlußsatze: „Alles, was schwer ist, zieht zur Erde nieder; Mathematik ist schwer — also zieht sie von allem Himmlischen zur Erde nieder.“ Nicht besser erging es ihm mit der Philosophie. Sie kam ihm vor wie ein Irrgarten, aus dem Niemand, der sich einmal hineingewagt, sich wieder herausfinden könne. Daher hatte er kaum ihre Schwelle übertreten und nur höchstens von ihrer geschichtlichen Seite Kenntniß genommen. Am gründlichsten waren wol seine exegetischen Kenntnisse, besonders des Alten Testamentes, daher er auch in seiner religiösen Ausbildung mehr noch auf dem Standpunkte des Gesetzes stand, als auf dem des beseligenden Glaubens. Was er wußte, das wußte er gründlich und ganz, aber das Mancherlei lag noch ungeordnet durcheinander und verschwamm mit seinen dichterischen Träumen. Er hatte die Flitterwochen des Universitätslebens gekostet, wie jedes poetische Gemüth sie kennt, dem die Liebe zur Wissenschaft und jeglicher Bildung innewohnt.

Sein Vater, obwol er dem Sohne nicht ausreichende

Mittel geben konnte, eine andere deutsche Universität zu besuchen, hatte doch immer diesen Wunsch von jeher gehegt und war auf dessen Ausführung bedacht gewesen. Selbst hatte er es erfahren, wie bildend und anregend ein längerer Aufenthalt unter anderen Menschen, als den Landsleuten sei, daher er wünschte, daß auch sein Sohn ähnliche Erfahrungen machen möchte. Der Wunsch ging in Erfüllung. Der bereits erwähnte Großonkel, der selbst unbeerbt war, half aus. Biernatzki und sein Freund Pelt standen im Begriffe eine deutsche Universität jenseits der Elbe zu beziehen; doch die Wahl war schwierig. Die allgemeine Meinung entschied für das damals nicht unberühmte, aber in prosaische und steife Formen eingeschnürte Göttingen. Aber der Großonkel war dagegen und seinem Wunsche mußte nachgegeben werden. Sie haben das nie bereut. Die politische Begeisterung und die Nachricht, daß dort am 18. October ein Nachklang des Wartburgfestes zu erwarten sei, lenkte sie nach Jena. Biernatzki's Vater, noch jugendlich genug, um seinen Sohn, wie es in einem Briefe heißt, zur Theilnahme an jenem Feste gleichsam fortzuschreiben, rieth selbst dringend dazu. Das lodernde Herz bedurfte dessen freilich nicht. Aber auch der Großonkel gab gern seine Zustimmung und der Plan ward ausgeführt. Die Wahl war glücklich und der treue Freund Pelt war der Begleiter Biernatzki's. In Jena — so erzählt fortan Pelt über die Reise dahin und den dortigen Aufenthalt — hatte damals Fries, als Kant'scher Philosoph, großen Ruhm, als Freund einer fast antiken Freiheit und als ächter Freund

der Studirenden, unter ihnen große Popularität; Oken galt als eine politische Macht durch seine Isis und seine kecken Reden; Luden als ein eben so freisinniger als interessanter Historiker und als ein feiner Politiker. Von den Theologen wußten die Freunde nur wenig. Baumgarten-Crusius, Schott waren ihnen kaum mehr als nur dem Namen nach bekannt; Kosegarten, ein junger, aber ausgezeichneter Orientalist, war für Biernatzki auch ein Magnet. Die Gründe des Besuches dieser Universität lagen indeß so weit außer den eigentlichen Universitätszwecken; daneben aber war ein Gerücht verbreitet, daß man dort fleißig sei und etwas Tüchtiges lernen könne.

Wie es den Holsteinern oft ergangen ist, daß sie das, was sie zu Hause besitzen, nicht gehörig schätzen und das Fremde im Lichte der Phantasie viel schöner sehen, so ging es auch den Freunden: sie erwarteten in ein Wunderland zu kommen und die goldenen Träume ihrer Universitätshoffnungen jetzt erst recht verwirklicht zu sehen. Mit diesem Gefühl langten sie auf der Post in Braunschweig an, in ächter Studentenkleidung, in welcher sie auch in Hamburg auf die Post gewandert waren. Als die Berge sich immer mehr erhoben, stieg ihre Stimmung immer höher, besonders freute sich Biernatzki daran, dem sie etwas Neues waren, vor Blankenburg bestiegen Beide den Regenstein und ließen die Post weiter fahren. In einem Briefe Biernatzki's an seine Schwester heißt es darüber: „Vor Blankenburg schien meine Reise einen romantischen Charakter anzunehmen. In der Nähe des Weges thürmte sich ein

hoher Felsen hinan und auf diesem ragten die Ruinen des Regensteins, noch im Sturze majestätisch, wie ein Denkmal einer Riesenwelt, hervor. Da hielt uns der rüttelnde Postwagen nicht länger. Hinauf mußten wir, hinauf die drohenden Felsen, durch Schluchten und Dornen, über Felsstücke und Gräben und endlich waren wir oben. Zum ersten Male auf einem solchen Grabe der Vorzeit, und zugleich die herrlichste Aussicht auf Gottes schöner Erde umher, war dieser Augenblick mir nicht weniger schaurig, als entzückend. Mehrere Säle, ganz aus Stein gehauen, waren noch erhalten, und mitten in einem dieser fanden wir einen völlig eingerichteten, neumodischen Tanzboden. So waren selbst diese ehrwürdigen Ruinen nicht von der erbärmlichen Thorheit unwürdiger Enkel freigeblieben. Da wo die Väter beim blinkenden Humpen ausruhten von Schlachtenmühen für Gott, Freiheit und Vaterland, da tanzen die Enkel, um ihre trägen Stunden auszufüllen." In Erfurt ward die große Susanne besehen und dem würdigen Kaufmann ein Besuch gemacht, durch welchen der Wechsel künftig bezogen werden sollte. Weimar wurde mit Ehrfurcht als deutsche Dichterresidenz betrachtet. Von da aus wurden die Sachen weiter nach Jena gesandt, um die auf der damals noch sehr elenden Post zerstoßenen Glieder durch einen Marsch wieder in Ordnung zu bringen. Die dürre Hochebene, in welcher Weimar wie eine schöne Oase liegt, konnte keinen sonderlichen Begriff von der Gegend beibringen. Unterwegs holten sie einen altdeutschen, noch sehr jugendlich aussehenden Jüngling, mit Ritterkragen und offenem Halse ein, einen unbe-

fangenen offenen Thüringer, für den immer ein Interesse bei den Freunden blieb, obwohl sie nicht viel mit einander umgingen. Er zeigte ihnen in diesem Augenblicke die Hauptpunkte der Umgegend, und nannte sie mit Namen. Beim Wege von der Schnecke herunter öffnete sich das freundliche Thal von Jena, in dessen Mitte die einthürmige Musenstadt in bescheidener Alterthümlichkeit dalag.

Die Freunde, welche wußten, daß Fichte und Schelling da gedacht, daß Schiller dort gestrebt und gedichtet, hatten ein Gefühl der Ahnung, daß jenes Thal in seinen engen Grenzen Bedeutendes, eine reiche Zukunft einschließen möge. Freudig wanderten sie bei der Schneidemühle vorbei in Jena's Thore ein; ihr Reisegefährte wies sie in eines excentrischen Freundes Wohnung, der für sie Zimmer gemiethet hatte. Wit von Dörring ist bekannt genug geworden, er war wirklich ein sehr anziehender Gesellschafter, die Ankommenden trauten ihm aber nicht sonderlich. Er war nicht zu Hause, dagegen ein breitschulteriger, kräftiger Jüngling von Mittelgröße mit schwarzem, gelocktem Haar; etwas blatternarbig, mit tiefliegenden, unter starken Backenknochen hervorblitzenden freundlichen, aber kühnen Augen trat ihnen mit aller Herzlichkeit des Baiern und des damaligen Jenenser Burschen entgegen und drückte ihnen die Hand mit einem fest und kräftig gesprochenen Gruße: „Seid ihr mit Schwarzbrod und Freiheit zufrieden, so wird es euch hier wohl gefallen.“ Es war Sand, der nachher auf so unselige Weise berühmt ward, der Gemeinschuld mehr noch verfallen, als eigner Verschuldung. Beide beschlossen in

ihrem Herzen, damit wollen wir zufrieden und glücklich sein, — ein Entschluß, der treulich gehalten ist, aber wohl für einen an holsteinische, tüchtige Kost Gewöhnten nicht immer so gar leicht. Aber über welche äußere Beschwerden hätte damals nicht die Begeisterung auf ihren Flügeln die von Freiheits- und Vaterlandsliebe Erglühten hinweggetragen.

Am 17. October 1818 waren die Freunde in Jena eingetroffen, sie richteten sich sogleich in ihren freundlichen Stuben in der Wucherei, mit einer Aussicht über einen Theil des auch jetzt noch freundlich grünen Saalthals, ein. Der erste Eintritt in Jena hatte schon eine Vorliebe erweckt, welche sich immer mehr steigerte. Anmuthig schauten die rothen Ziegelhäuser und die weißen Weinbergshütten aus dem kräftigen Grün hervor, welches den Anfang der Thäler bezeichnete, wie auch aus den Erlen am Ufer der Saale; kahl, aber in bedeutenden Formen, hie und da mit schroffen Abhängen, blickten der Landgraf, den sie aus dem Fenster sahen, und andere Berge in die Ebene hinab, zum Theil als Mahner der Vergangenheit, wie der Kunitzberg, von welchem die Kunitzburg weit in's Thal hineinschaute. Der Hauptort wurde ihnen schnell gezeigt. Der Sinn der Freunde war aber auf das Fest des folgenden Tages gerichtet. Die Beschreibung desselben giebt Biernatzki selbst: „Am 18. des Siegesmondes feierten wir das Fest der Völkerschlacht. Um 9 Uhr Morgens versammelte sich die Burschenschaft. Die Anführer, Fahnenträger, Adjutanten, Marschälle waren schwarz gekleidet, altdeutscher Rock, weite Hose, Barett

mit schwarzen Federn. Ueber die Schulter, quer über die Brust, lief eine rothe Feldbinde hin, die ein Schwert hielt. Erst ging der Zug zum Markt, wo auf einem Gerüste eine treffliche, kräftige Rede gehalten wurde; sodann ging der Zug mit fliegenden Fahnen und in festen Reihen in die Kirche, wo die Fahne nahe am Altar aufgepflanzt wurde. Nach geendigter Predigt, die nur von Freiheitssiegen sprach, ging's zum Mittagsessen auf den Eichplatz, von da zum Turnplatz. Am Abend brannten Flammen auf allen Bergen, die das im Thale liegende Jena einschließen. Wir zogen mit 600 Fackeln auf einen der höchsten hinauf. Ein ungeheurer Holzstoß flammte bald in unserer Mitte auf. Da trat Einer hervor und redete glühender und herzerhebender noch, als die himmelan lodernde Flamme schon so zu uns sprach. Lieder von Gott, Freiheit und Vaterland tönten durch das Rauschen der Eichen, die die Seiten des Berges umgaben. Du hättest uns sehen sollen. Der hohe Berg, die rauschenden Eichen, das lodernde Feuer, die wilden Gesänge unserer Anführer, wundersame, gleichsam aus den Gräbern der Vorzeit heraufgestiegene Gestalten: Alles dieses mußte Jeden mit den eigensten Gefühlen erfüllen."

„Wir fanden dort, so erzählt Pelt weiter, Deputirte aus Kiel: J. Olshausen, A. v. Binzer, Hornbostel aus Lauenburg, klug, jugendlichen Schwunges, kräftig und thatendurstig." Die Studien der Freunde hatten eben begonnen, sie kamen nicht mit ihnen in nahe Berührung, freuten sich aber, ihre Heimath mit so erleuchteten Erscheinungen vertreten zu sehen. Die Bewegung, welche

hier begonnen, dauerte fort, aber mehr in der Weise einer unbestimmten tüchtigen Bewegung für die Freiheit, als in bestimmten politischen Tendenzen.

Nun wurde die Gegend von Jena durchstreift und den der Ebene Gewohnten begegnete so manches kleine Abentheuer. An einem der ersten Nachmittage unternahmen die Freunde eine Excursion nach dem Fuchsthurme, auf dem Rückwege wurden die Sandhöhlen, welche nahe bei Wenigen-Jena sich befinden, untersucht; die Freunde wagten sich so weit, daß sie in tiefer Dunkelheit in dem Labyrinth von Gängen standen; da befiel sie ein Grauen, wie das bei Unbekannten leicht der Fall ist. „Wir wollten den Rückweg antreten, schreibt Biernatzki, aber undurchdringliche Nebelnacht verhüllte unsere Pfade. Die Wolken sanken immer tiefer herab, Nebel stiegen auf von unten. Ludwig glaubte Jena in Osten, ich in Westen. Lange kletterten wir rathlos durch Berg und Thal. Lachend und scherzend nahmen wir schon Abschied von Jena für die herannahende Nacht. Unsere Behausung wäre wol eine weite Höhle geworden, aus der wir ein schüchternes Reh herausjagten. Endlich nahten Menschen und wir erfuhren, Jena läge gegen Süden. So kamen wir nach noch öfterem Umherirren wieder in unserer Heimath an.“ Auf Biernatzki's poetisches Gemüth machte dieser an sich unbedeutende Vorfall den Eindruck, daß ihm von nun an die Gegend geheimnißvoller, romantischer vorkam, wie eine Art von Vorbereitung auf ungewöhnliche Erlebnisse und Erscheinungen.

Diese traten aber auch bald in eigner Weise hervor.

Unter der unscheinbaren Hülle eines gewöhnlichen freien Burschenlebens gährten wunderbare Stimmungen und Richtungen — eine Temperatur und Mischung der Lebensatmosphäre, wie sie mehr wunderbare Meteore, als große Erscheinungen und bedeutende Bildungen erzeugt. Das Grundelement bildete ein Freiheitsrausch von den Kriegen von 1813 bis 15; aber wie jeder Rausch Erhöhung einer zum Grunde liegenden Stimmung ist, wobei denn unerwartet oft Seiten hervortreten, die man wenig im Innern ahnt, so auch hier. Unter der phantastischen, dunkel gedachten Freiheitshoffnung und dem Entschluß, nach Kräften dafür zu streben, standen eine Menge persönlicher Vorurtheile, Triebe, Eitelkeiten, ehrgeizige und andere Strebungen, neben dem einigen Interesse für des deutschen Vaterlandes Wohl, das für die einzelne Provinz bis in die engsten Particularitäten hineinging. Zwei Hauptrichtungen machten sich vorzugsweise geltend: die Einen wollten gleich sein, wirken und scheinen, die Andern sich und das Vaterland für eine Zukunft vorbereiten; diejenigen Tendenzen, die später als die Germanische und Arminische in der Burschenschaft eine heftige und tiefe Entzweiung hervorriefen. Biernatzki's ganz bescheidene, tief innerliche, Schwierigkeiten leicht erkennende Natur ließ ihn die zweite Richtung verfolgen, mochte auch daneben eine innere Idealität des Anschauens, Denkens und Strebens ihn den conservativen Bestrebungen wenig geneigt machen. Nie schloß er sich Karl Follen's entschieden demokratischem Wirken an, welches immer von den kühnsten Phantasien vom Kaiser und deutschen Reiche getragen, gefährliche

Zwecke verfolgte; eine innere Stimme, die ihm sagte, noch sei die Bildungszeit für die Zukunft nicht abgeschlossen worden, warnte ihn davor. Den rascher vordringenden Freunden sah er oft mit Interesse, oft nicht ohne Bedenken nach; ihm selbst konnte das maaßlose Streben derselben nicht Befriedigung gewähren. Ihm stand ein anderes Ziel vor Augen: „Man erzählt Greuliches von der Burschenschaft, schreibt er. Doch haben wir kein anderes Streben, als uns so gut wie möglich zu Bürgern des Staates zu bilden, was wir durch Ausbildung der inneren Kraft und äußeren Stärke zu erlangen suchen. Daher der strenge Tugendsinn, der keine Lüge und keine Falschheit unter und um sich dulden mag; daher der Abscheu vor allem dem, was früher Studenten auszeichnete, rauchen, saufen und dergleichen. Allein selbst dieses ernste moralische Leben hat man uns zum Verbrechen gemacht. Ist das ein Verbrechen, daß wir geloben fest zu halten an dem, was schön, gut und wahr ist? Wahrlich, uns können nur die verketzern, die unser Streben nicht kennen, oder die Feinde des Heiligsten im Menschen sind. Kann die Gesammtzahl davor, wenn Einzelne ihr Streben zu heftig, zu glühend umfassen und vergessen, in welchen Zeiten, in welchen Staaten und in welcher Sitte wir jetzt leben? Früher umfaßten Solche das Schlechte des Studentenstandes desto eifriger, nun übertreiben sie das Gute. Denn eins muß ihr feuriger Sinn haben, dem er sich mit voller Gluth und Flamme ergeben kann.“ — Er suchte auch hier engere Verbindungen, selbst Familienkreise, und weilte besonders gern im Marezoll'schen Hause, ohne daß seiner

Natur und seiner anfangs kirchlichen Denkweise die abstracte, obwol kunstreiche Predigtweise des in jenen Gegenden noch immer geschätzten, früher in hohem Rufe in Kopenhagen wirksam gewesenen Consistorialraths Marezoll eben entsprechend gewesen wäre. Doch schrieb er: „Der Umgang mit Marezolls ist immer als eine Zerstreuung vom Burschenleben zu gebrauchen, besonders wenn es selten geschieht, wie ich es mache. Es wird mir immer so wohl und traulich zu Muthe, wenn ich nur in einem Familienkreise sitze. Aber schon die Baronesse von Eggers sagte mir: „„Sie entbehren und suchen die Liebe einer Mutter und die kann ich Ihnen dort nicht versprechen!““

Die orientalischen Sprachen waren es, die ihn fortwährend am meisten anzogen; seine Freunde pflegten ihn mit einem Namen zu nennen, der darauf ausschließlich Bezug hatte. „Zu meinem größten Vergnügen, schrieb er seinem Großonkel in Altona, habe ich hier den tüchtigen Orientalisten Kosegarten kennen gelernt; ich studire noch immer vor Allem Arabisch und Hebräisch. Ob ich ganz Recht daran thue, weiß ich nicht, aber die Vorzüglichkeit in Einem Zweige der Theologie wird ja wol die geringere Kenntniß in andern aufwiegen. Obwol die Bibliothek nur schlecht ist und die Kieler noch dazu weit bereitwilliger ihre Schätze öffnete, so kann man doch durch den Verkehr mit dem nahen Leipzig orientalische Schriften leicht bekommen und weil hier fast kein Student den andern auf der Stube besucht, weit ungestörter studiren als in Kiel, wo jenes häufige Be-

suchen so viele Zeit raubte.“ — Durch die Philosophie sich zur Theologie führen zu lassen, war aber seinen Gaben nicht entsprechend, daher Fries' Vorlesungen ihm nicht zusagten. Eben so wenig befriedigten ihn Schott und Baumgarten-Crusius, die beide dem verständigen Rationalismus huldigten. Ihre Vorträge ließen sein Herz kalt. Nur in den phantasiereichen Dichtungen des Morgenlandes fand er die ersehnte Wärme. Ja so weit riß ihn diese Begeisterung für das Orientalische hin, daß er eine Apologie Muhameds auszuarbeiten begann, in welcher er es unternahm, ihn besonders gegen den Vorwurf, Wunder erdichtet zu haben, zu rechtfertigen. Außerdem las er eifrig die Propheten des Alten Testaments in der Ursprache.

So kam es, daß er in seiner religiösen Ueberzeugung noch wenig dem kirchlich-evangelischen Glauben beistimmte. Denn jene in Kiel empfangenen Anregungen hatten noch nicht so tief Wurzel geschlagen, daß sie nicht leicht wieder hätten verschwinden können. Auch seine nächsten Freunde thaten das Ihrige dazu, da sie selbst als begeisterte Anhänger der Kant-Fries'schen Philosophie dem kirchlichen Glauben fern standen. Im vertraulichen Verkehr mit ihnen wurden gewöhnlich die religiös-gläubigen Ueberzeugungen wankend gemacht, wie man denn z. B. zur Erklärung der neutestamentlichen Wundererzählungen, namentlich der Heilung der Dämonischen, sich für den thierischen Magnetismus lebhaft aussprach, der damals in Kieser in Jena einen angesehenen Vertreter gefunden hatte. Außer dem oft erwähnten Jugendfreunde nahmen Meyer aus Bremen, der besonders

ästhetisch gebildet war, und Mo tz (Pfarrer in Bützow im Mecklenburgischen), ein klarer Kopf und fleißiger Student, dessen Herz dem Herrn der Kirche zugewendet war, an den Unterhaltungen Theil. Letzterer war es, der oft die philosophische Zuversicht der Andern bedeutend zu erschüttern verstand und ihren Zweifelglauben in seiner unbefriedigten Nacktheit darzustellen wußte. Dazwischen wurden Fechtübungen angestellt, geturnt, Ausflüge in die schöne benachbarte Gegend gemacht, nie ohne interessante Verhandlungen über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit; — so brachte es der damalige Geist der Jenenser Studirenden, so auch insbesondere der in diesem Freundenkreise mit sich.

Am 25. December 1818 traten die Freunde, ungeachtet der winterlichen Jahreszeit, eine Fußreise an, um das herrliche Thüringen kennen zu lernen. „Wir gingen zuerst über Kahla — so schrieb Biernatzki nach Altona— nach Rudolstadt. Bei Kahla klommen wir mit großer Mühe zur Leuchtenburg hinauf, wurden aber höchst unangenehm überrascht, als wir fanden, daß die herrliche Ritterburg zu einem Zucht- und Narrenhause benutzt war. In Rudolstadt besahen wir das Schloß und wurden durch eine schnelle Bekanntschaft mit dem Capellan bis in die innersten Gemächer geführt, eine Vergünstigung, die nur wenigen Fremden zu Theil wird, welche, während die fürstliche Familie selbst anwesend ist, dahin kommen. In derselben Stadt machten wir die höchst interessante Bekanntschaft des bekannten Capellmeisters Eberwein und des Directors Voß, einem Sohne des Dichters Voß. Von da gings nach Ilmenau

über Quittelsdorf und Königssee. Der Weg ist sehr reizend durch die Gebirge und das Schauerliche desselben wurde uns auch recht deutlich, als wir uns vor Ilmenau verirrten und längs der Schorte anstatt längs der Ilm gingen. Wir sahen uns bald von Bergen umgeben, die mit düstern schwarzen Tannen bedeckt waren. Dunkel war es schon längst, einzelne Sterne zogen herauf und machten den Schnee, in dem wir alle Spur verloren hatten, nur noch unsicherer. An beiden Seiten drängten sich die Berge immer näher zusammen und das knarrende Eis der Schorte ließ kaum noch Raum einen Fuß vorzusetzen. Da hielten wir eine Berathung, worin wir bewiesen, daß ein kluger Feldherr umkehren müsse, wenn er nicht weiter könne, und gingen dann, immer sehr bedächtig unsere eigene Spur verfolgend, denselben Weg wieder zurück bis zur Ilm. Wir kamen bald glücklich nach Ilmenau. Am folgenden Tage gingen wir nach Suhla und erfuhren sogleich, daß Abends daselbst Maskerade sein würde und daß L. mit seiner Familie gewiß dorthin komme. Wir blieben also, trafen wirklich Madem. P., den jungen L. und seine Schwester. Mit diesen gingen wir am nächsten Tage nach Schwarza, welches drei Stunden von Suhla entfernt liegt. Hier wurden wir mit der größten Liebe aufgenommen und von einem Tage zum andern aufgehalten, so daß wir zuletzt geradeswegs über Bentshausen, Dietendorf, Erfurt und Weimar wieder nach Jena zurückkehrten." In der Herrnhuter-Colonie Neu-Dietendorf besuchten sie die Betstunde, welche Biernatzki besonders ansprach und worüber er seiner Schwester schrieb: „Mit unserem frommen

Wirthe verfügten wir uns sogleich in die Betstunde. Lächle nicht, Auguste! ich halte diese Andachtsübung für die schönste meines Lebens. Nichts war da von Heuchelei, nichts von übertriebener Frömmigkeit. In der einfachen Kirche sammelten sich bei dem Läuten der Abendglocke die Brüder und Schwestern auf gesonderten Sitzen. Nach dem letzten Tone der Glocke störte keines Verspäteten Ankunft den Gottesdienst. Die Orgel tönte sanft und feierlich; die Gemeinde sang mit gedämpfter Stimme ein einfaches herzliches Kirchenlied. Bescheiden und prunklos, wie die Andacht in der Brust lebte, tönte sie auch in dem sanften, gefühlvollen Gesange. Die Orgel schwieg, das Lied war geendet. Ohne Geräusch erhoben sich Alle von ihren Sitzen, standen einen Augenblick still betend und kehrten dann mit wahrhaft frommem Sinne nach Hause." Doch war der Eindruck dieses Gottesdienstes nur vorübergehend.

Das Leben in Jena sagte ihm, ungeachtet der manchfachen Reize, doch nicht durchaus zu. Seiner innerlich glühenden, aber weniger nach außen gerichteten Dichternatur waren die Bestrebungen Vieler unter seinen Freunden allzu zudringlich. Daher sehnte er sich hinweg. Er beschloß Halle zu besuchen, um den Vorträgen Wegscheider's beiwohnen zu können, und daneben die orientalischen Sprachen unter Gesenius Anleitung fortzustudiren. Ehe er aber dahin ging, benutzte er die Herbstferien (1819) zu einer längeren Reise, die er in Gesellschaft einiger Freunde nach dem südlichen Deutschland und der Schweiz machte. Er sah den Rheinfall und den Bodensee, bestieg den Gott-

hardt und den Rigi und besuchte die schönsten Thäler im Alpengebirge. Von der ganzen Reise liegt mir eine sorgfältig ausgeführte Beschreibung vor, die er nach seiner Rückkehr nach Halle seiner Familie mittheilte. Der beschränkte Raum verstattet nicht, sie einzuschalten. Nie sprach Vierna tzki ohne Erhebung und innige Freude von dieser Wanderung; sie war ihm die liebste Erinnerung aus seiner Studienzeit, und die Bilder, die sich damals seinem Gemüthe so tief einprägten, haben einen nicht geringen, unverkennbaren Einfluß auf sein Denken und Treiben in späteren Jahren gehabt. Schon in den Briefen, die er im Winter 1819 aus Halle an seine Schwester schrieb, äußerte er sich häufiger darüber. „Ueber das Wanderleben geht doch nichts, liebe Schwester, man lernt so verschiedene Sitten und Menschen kennen, und kleine, unbedeutende Abentheuer gewinnen einen so romantischen Anstrich, weil man fremd unter Fremden ist. Als ich so ganz allein auf den beschneiten Gefilden wandern mußte: welch' Gefühl, so allein auf der weiten Erde zu wandern! Ich mußte aufblicken zu den Sternen und laut beten zum himmlischen Vater, dem ich mich, fern von allen Menschen, ganz allein anheim gab, und frei und frisch pilgerte ich weiter!" — Dennoch blieb die Heimath das Ziel seiner Sehnsucht: „Mag es auch noch so schön sein im fremden Lande, doch zur Heimath wird es nie. So dachte ich auch, als ich von der Schweiz Abschied nahm.

Hoch vom Norden kam ich hergezogen,
Sah so manches schöne deutsche Land,

Sah der Alpen himmelhohe Bogen
Und der Schweizer wundervolles Land.

Doch zum fernen heimathlichen Heerde
Rufen Lieb und Freundschaft mich zurück,
Und um alles Schöne dieser Erde
Tausch ich nicht der Lieb und Freundschaft Glück."

Diese Gefühle steigerten sich zu einer gleichsam überirdischen Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit seiner Mutter; ein tief empfundenes Gedicht, welches ich hier mittheile, giebt davon Zeugniß. Es ist an seine theure Schwester gerichtet.

Wen hab ich sonst, Geliebte meiner Seele,
Mit der mich schon die Mutterbrust verband,
Wen hab ich sonst, dem ich den Traum erzähle,
Der nur zu bald im Morgenlichte schwand!

Ich sah Dich kommen, stand an Deiner Seite,
Wir lagen lange schweigend Brust an Brust,
Und ob mich wol Dein seltner Anblick freute,
War doch getrübt des Wiedersehens Lust.

Denn um uns lag so bang die weite Erde,
Gehüllt in Nebeln, wie im Leichentuch,
Die Wolken trieb, wie eine scheue Heerde,
Am Firmament des Sturmes irrer Flug.

Du wolltest reden, doch die rasche Thräne,
Sie drängte halb das leise Wort zurück,
Und mehr als Thränen künden, mehr als Töne,
Verkündet mir Dein seelenvoller Blick.

Wir schauten beide sehnsuchtsvoll nach oben,
Wo sie voranging, die uns Mutter war,

Da fühlten wir uns plötzlich sanft gehoben
Und über uns ward Alles licht und klar.

Wir traten ein in einen schönen Garten,
Wo Blumen blühten, hold und wundersam,
Und als wir noch in stummer Ahnung harrten,
Sahn wir ein Bild, das langsam näher kam.

Sie war's, die theure Mutter, Langvermißte,
Sie, die uns wieder mütterlich umfing,
Wir sanken froh an ihre Brust, sie küßte
Die Thräne weg, die noch im Auge hing.

„O meine Kinder! trocknet Eure Zähren,
„Bewahrt im Leid das still ergebne Herz,
„Der Mutter Segen möge Euch verklären,
„Und Eure Liebe lindre Euren Schmerz!"

Der Traum entschwand. — Doch sieh, die Morgenröthe
Blickt freundlich von dem lichten Himmel her,
Ich falte meine Hände zum Gebete
Und frage: war es Traum? und fühle: es war mehr! —

„Was soll ich Dir weiter den Sinn dieser Verse erklären, fügt er hinzu. Du wirst sie mitempfinden, wie ich sie aus reinem Herzen empfunden und in Worte gekleidet habe. Das Bild unserer verstorbenen Mutter steht jetzt immer so lebhaft vor mir, daß ich wol manchmal die Augen hoch aufschlage, ob es denn nicht wirklich da ist. Dies Bild stärkt mich zum Guten, und ich gelobe es mir immer fester, mich näher und näher der reinsten Tugend anzuschließen, und so glaube ich, müßte ich mit Heiterkeit Alles ertragen, was mir Unholdes bevorstehen mag. Ich lebe so ganz ein

inneres Leben; das äußere Leben ist gleichsam nur ein Gemälde, das langsam an meinen Blicken vorübergleitet. Wie gern möcht' ich, daß Dir auch diese innere Seelenheiterkeit mit Nichtachtung der äußeren Decorationen würde. Dies nur kann mich betrüben, daß ich Dich nicht gleich heiter weiß. Freilich hast Du Prüfungen zu bestehen, die ich nicht kenne, aber Gott liebt uns ja Beide und unsre Mutter segnet uns ja Beide!"

Ueber sein Leben in Halle erzählt Pelt weiter: „Der Aufenthalt in Halle sagte ihm in mehrfacher Hinsicht zu, obgleich er anfangs mit Krankheit zu kämpfen hatte, und der dunkle, von beständigem Kohlendampfe durchräucherte Ort selbst ihm nicht angenehm sein konnte. Er hörte bei Gesenius Jesaias und Einleitung in's A. T., war fleißig und übte sich in der sogenannten Anhaltina, einer lateinischen Disputir-Gesellschaft, im Lateinischen, worin er solche Fertigkeit gewann, daß er in Wortspielen und Witzen oft die ärgsten Paradoxen glücklich durchzuführen wußte. Jetzt erschien seiner immer regen Phantasie Jena in rosigem Lichte, daß er hätte auf dem Markte niedersinken und den Boden küssen mögen." Hier war es auch, wo er manche inneren Kämpfe siegreich durchfocht. „Während meiner Unpäßlichkeit, die jetzt vorüber ist, schreibt er an Pelt, hatte ich recht oft Anregung und Zeit genug, unseres Zusammenlebens in Jena lebhaft zu gedenken. Da fiel mir denn auch ein, daß mir dasselbe wohl nicht mit der Innigkeit, in dem vollen Maaße des Glücks genossen haben, wie wir es hätten genießen können. In mir lag gewiß die Hauptursache. Ich war

nicht offen genug. Ich theilte meine Empfindungen, Gedanken, auch meine Fehler nicht offen und frei dem Freunde mit, dem ich doch mein ganzes Herz ergeben hatte und der doch auch wohl an jeder Freude und an jedem Schmerze hätte Theil nehmen sollen! Diese böse Verschlossenheit ist theils bei mir ein Erbfehler aus Holstein, theils hatte sie auch damals eine andere Ursache. — Mich erfüllte Leidenschaft — Kampf — Reue. Ich war des innigen Betens zu Gott so entwöhnt, daß mich nur Angst des Gewissens dazu treiben konnte. Aber Gebet hilft. Diese Leidenschaften sind wahre Anfechtungen — und nirgends möchte ich so gern als hier hinzusetzen — des Teufels. Aber seine Macht ist aus, und will er mir wiederkommen, so gedenke ich meiner verstorbenen Mutter, wie sie so bang auf mich herabsieht, wie sie wieder lächelt, wenn ich mich ermanne und rufe: „Mutter, Mutter, ich bleibe Dein guter Sohn!" — —

„Ueberhaupt glaube ich, heißt es in demselben Briefe nach einiger Unterbrechung, daß eine gewisse Gewohnheit, seine Empfindungen und Gefühle, selbst die besten und reinsten, zu übertünchen, ein allgemeiner Fehler unseres Zeitalters ist. Man fürchtet durch den Ausdruck des starken, edlen Gefühls lächerlich zu werden, und giebt ihm gern einen komischen Anstrich, um selbst mitlachen zu können. Und doch kann nur offene Darlegung unserer Empfindungen ein traulicheres Menschenverhältniß herbeiführen, was der sich selbst entfremdeten Menschheit fehlt. — Meine Gefühle, die ich, von solchen Grundsätzen geleitet, so oft und gewaltsam unterdrückte, schwellen jetzt immer höher an, aber sie überwältigen mich

nicht, sondern heben mich zu den Sternen empor. Nun will ich fleißig arbeiten, ich fühl's, ich weiß, ich muß ein braver Mann werden!" — Solche Blicke in die Tiefen der eignen Seele, solche ernste Selbstprüfungen und Selbstbeurtheilungen, aus denen hervorgeht, wie wenig er geneigt war, von sich selbst Großes zu halten, vielmehr in Demuth sehr wohl seine Fehler erkannte, führten ihn auch zu einer entsprechenden Lectüre. Es war das Buch von Grävell „der Mensch", das ihn sehr anzog und zu ferneren psychologischen Betrachtungen, besonders an sich selbst, veranlaßte. Immer aber blieb sein Hauptstreben nur ein sittliches; das politische Interesse trat sehr in den Hintergrund. „Mein größtes Streben, schreibt er, ist jetzt, auch in den sogenannten Kleinigkeiten immer das Beste zu wollen und zu thun, immer in Gott und mit Gott zu leben und die höchste Stufe zu erklimmen, die dem Menschen erreichbar ist. Es ist aber mir jetzt erst so ganz schwer entgegengetreten, wie viel dem Menschen durch seine Verhältnisse mit anderen Menschen in dieser Hinsicht widersteht. — Jetzt kann ich freilich nur in meinem Innern wirken, dieses reinigen und verklären, aber die Zeit kommt, wo ich auch durch Wort und That wirken kann, und ich freue mich sehr darauf. Ach! das Leben ist sehr kurz, schon bin ich so alt und habe nichts gethan. Und Kummer würden mir manchmal die verflossenen Jahre machen, wenn ich nicht, um leichter und freier zum Besseren zu streben, jedes Gedankens der Reue entsagt hätte. Der Nebel mag hinter mir bleiben, um mich sei Morgenröthe; vor mir glänzt am Ziele die Sonne." Man sieht, die Reue,

welche Niemand gereut, war ihm fremd geworden. Aber ein Hauch davon lebte im Herzen fort. Sehr treffend bekämpfte er die Behauptung eines Freundes, daß der Satz „Handle nach deiner Ueberzeugung!“ an der Spitze der Moral stehe. Er gebe nur ein Kriterium für das Recht oder Unrecht des Thäters, nicht für das Recht oder Unrecht der That; ein oberster Moralsatz als Princip der Moral sollte dem, der eine Ueberzeugung hat, ein Probirstein sein, an dem er die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Ueberzeugung prüfen könne. Er wollte „die Achtung der Menschenwürde“ zum Princip machen. Sand hatte freilich das Recht, gegen Kotzebue zu wirken durch Wort und Schrift und Beispiel, nicht aber das, ihn zu tödten, weil er dadurch die Menschenwürde, deren Attribut auch Freiheit der Meinungen ist, in Kotzebue verletzte.

Mitten im Winter, um die Weihnachtszeit 1819, kam der Freund aus Jena nach Halle, wo er ein paar Tage bei Biernatzki verweilte und dann mit ihm über den Vorharz nach Halberstadt wanderte, wo das gastliche Haus des Oberlandgerichtsraths Köhler, welcher mit dem Großonkel Biernatzki's nahe verwandt war, die Freunde aufnahm, die im Familienkreise, wenn auch der Weihnachtsabend vorüber war, unter Kindern einen Theil des schönen Festes verlebten. Nach einigen Tagen schieden sie dankerfüllt, mit einer Vorliebe für Halberstadt, von der liebenswürdigen Familie. Sie wanderten täglich sieben Meilen immer durch den Schnee: solche Anstrengungen waren Biernatzki sehr heilsam. Der Faden reicher Mittheilungen über die nächste

Vergangenheit, das Jenaer und allgemeine Interesse riß nicht ab. In Querfurt im Wirthshause, bei einer Flasche gefrornen Würzburgers, strömten die Herzen flammend in einander. Das Wiedersehen der Freunde und der Verhältnisse in Jena war kurz, aber genußreich. Nicht ohne Gefahr — aber Gefahren und Schwierigkeiten waren sein Element — ging Biernatzki über halbgebrochenes Eis, schwankende Brücken, überschwemmte Auen, über Weißenfels und Merseburg nach Halle zurück.

Hier gestaltete sich sein Leben immer angenehmer, besonders durch den Umgang, den er im Hause des trefflichen Bergraths Karl von Raumer, jetzt Professor in Erlangen, gewann, der ihm neben der wissenschaftlichen auch so manche tiefere, religiöse Anregung gab. Viele derjenigen Untersuchungen, die ihm früher trocken geschienen, z. B. über die Aechtheit des Pentateuchs, gewannen ihm jetzt lebhaftes Interesse ab; es ward die Rückkehr zur Theologie, wenn auch nur allmälig, vorbereitet.

So kam schnell die Osterzeit (1820) herbei, welche Biernatzki und seinen Freund in die Heimath zurückführen sollte. Ungeachtet der frühen Jahreszeit würde noch ein Umweg beschlossen über Dresden und Berlin; auf ersteres drang vorzüglich Biernatzki's Vater, der wollte, sein Sohn solle möglichst viel von der Welt sehen. In Dresden, wo die Freunde zusammentrafen, verkehrten sie viel mit jungen Künstlern, sahen die Sammlungen und verlebten einige schöne Tage; von den Umgebungen konnte nicht viel gesehen werden, da das Wetter gar zu ungünstig war; desto mehr

beschäftigte die Gemäldegallerie, die Sammlung Mengs'scher Gypsabdrücke. Doch mußte Alles flüchtig besehen werden, da die Zeit durch einen Ausflug mit einigen Halle'schen Freunden nach dem Kyffhäuser am Harz schon beschränkt war. Ein dritter Freund, der jetzige Pastor Spliedt in Süderau in Holstein, war zu den Freunden gestoßen; zusammen wanderten sie nach Berlin. In der weiten Sandebene war, als sie sich ihr näherten, wenig von der großen, herrlichen Stadt zu sehen; nach dem Einzuge in's Thor mußten sie lange durch grüne Saatfelder, Kraut- und Rübengärten wandern. Aber Staunen ergriff sie, als sie endlich über die lange Brücke zum großen Schloß, zum Opernplatz und unter die Linden kamen, in deren Nähe sie Wohnung bei studirenden Freunden fanden. Nur drei Tage konnten Berlin gewidmet werden, aber genug, um von Schleiermacher's großer Bedeutung, die in Jena und Halle gar nicht anerkannt wurde, von Hegel's Philosophie, die dort nur ein Gegenstand des Spottes gewesen, so viel zu hören, um die Ahnung zu bekommen, daß hier Großes auf geistigem Gebiete vorgehe. Mancherlei ward flüchtig besehen; voll neuer, bewältigender Eindrücke machten sich die Freunde mit sehr leeren Börsen, aber fröhlichen Herzen, auf den Weg. In der weiten, nur durch Oasen und freundliche Städtchen unterbrochenen Sandwüste wurden die wichtigsten Probleme der Menschheit mit ernstem Eifer besprochen, eben so oft ward jugendlich gescherzt über kleine Abentheuer und Entbehrungen der Gegenwart. Am sechsten Tage Morgens, nach Bezahlung der Zeche, war nicht mehr als Ein Sechs-

ling und Ein Groschen übrig; aber es war auch die letzte Tagereise. In Bergedorf sollte Brod gekauft werden. Mit der ihm eigenthümlichen Laune fragte Biernatzki im thüringischen Dialekte, was das Geld werth sei; es ward angenommen, und unter Lachen verzehrten die Freunde das letzte Brod und tranken aus der Quelle dazu. Gegen Abend waren sie in der Heimath, erstarkt und von kleinen Uebeln genesen durch die Wanderung.

Biernatzki wollte nun in Altona für sich arbeiten, die Andern begaben sich nach Ablauf der Osterferien nach Kiel. Die Trennung war schwer. Aber Biernatzki sollte schon für das theologische Examen arbeiten, dem in Schleswig-Holstein ein besonderes Gewicht beigelegt wird, indem durch eine Menge von Graden der erste, zweite und dritte Charakter abgestuft werden. Biernatzki war auch, abgesehen von seiner Schwerhörigkeit, welche im Verkehr wenig bemerkbar, aber doch Fremden gegenüber und besonders bei öffentlichen Acten sehr lästig war, wenig geeignet, nach dem Maaßstabe einer öffentlichen Prüfung gemessen zu werden. Er hatte immer nach Interesse frei studirt, was ihn anzog, das weniger Interessante, Mechanische hatte er liegen lassen; er hatte vielfache, besonders orientalische Sprachkenntnisse und manchfaltige Bildung, aber nicht Gewandtheit und Geistesgegenwart, um sie immer mit Vortheil zu brauchen. Er fühlte das; der Gedanke an das Examen war ihm drückend, das Arbeiten dafür eine Last. Selbst Abhandlungen, die er sonst leicht gemacht hätte, und deren für die amtliche Prüfung zwei über ein selbstgewähltes Thema, die eine in

deutscher, die andere in lateinischer Sprache, auszuarbeiten waren, wurden ihm nun schwer. Er wußte sich dem Zwecke nicht zu fügen und lieferte später die Eine über die Wunder des Muhamed, die ihn schon in Jena beschäftigt hatte. Er arbeitete wirklich fleißig; aber die nun gefesselte Poesie spielte ihm dabei manchen Streich.

Zunächst beschäftigte ihn hier die evangelische Glaubenslehre und deren Geschichte, er studirte Scholastiker. „Hüte Dich, Ludwig, schrieb er, vor Petrus, dem Lombarden. Die Ankunft Deines Briefs hat ihn bis unter den Tisch verdrängt. Ein orthodoxer Bischof läßt sich nicht ungeahndet, am wenigsten vom Tische vertreiben. Du siehst hieraus, daß ich Dogmengeschichte studire." . Dann bat er um Auskunft über Twesten's Ansicht in Betreff einiger Glaubenslehren. „Was denkt er von den Menschen, die nie etwas von Christo haben hören können? Wie macht er es mit der Stelle im Ev. Luc. 18, 19., wo Christus sagt: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott." Ihn ängstigte die Begründung der Erbsünde auf die mosaische Erzählung, da er doch durch Gesenius überzeugt worden, daß der Pentateuch nicht von Mose verfaßt sein könne. „Unsere Dogmatik baut noch immer zu viel auf die Bücher Mosis, die doch einen ganz mythischen Charakter in ihren Erzählungen der ersten Menschengeschichte haben." In seinen Erholungsstunden, deren er sich nur wenige gönnte, führte er die Rechnungsbücher seines Großvaters, der Besitzer einer großen Bleiche war. Auch für politische Begebenheiten blieb seine Theilnahme wach. „Bist Du nicht

freudetrunken, schrieb er, über den Sieg der Carbonari in Neapel? Ich freue mich, als ob ich selbst Neapolitaner wäre. Wieder ein herrliches Volk zur Freiheit gerufen, ein Volk, dem Keiner es zutraute. Wie ein Blitz ist die Freiheit dahergefahren! Wie ohnmächtig waren ihre Gegner. Ich sollte wohl neidisch sein, aber ich kann's nicht. Und der alte Invalide Germanus steht zu und brummt sein Landwehrlied: Nur langsam voran, nur langsam voran, daß ich fein bedächtig nachrücken kann! — Frisch auf, Du morsche Eiche, laß Deine Stützen fallen, laß es krachen und wirbeln in Deinen Zweigen; aus Sturm und Wetter trittst Du herrlicher hervor. — Wann wird unsere Zeit kommen!" — Von sich selbst sagt er: „Ich suche in meinem Innern jetzt recht aufzuräumen. Allen Sauerteig such' ich auszutreiben. Rein muß meine Seele werden, daß ich sie wie ein offnes Buch vor Gott und Menschen entfalten kann." Dennoch fühlte er sich innerlich gedrückt. „Mein Leben fließt so ruhig dahin, wie ein stehendes Wasser, und wenn jeder Frosch am Ufer ein Pedell der Mainzer Inquisition wäre, so würde er doch dem nothpeinlichen Gerichte nichts Anderes von mir vorquaken können, als: Stille Wasser sind tief." Hauptsächlich mochte daran die nöthige Vorbereitung für das Examen Schuld sein, die ihm nun einmal durchaus nicht zusagte. „Bis zum Examen streifen meine Gedanken, was hinter diesem liegt, reizt jetzt gar nicht meine Neugierde. Daß dieser Zustand für mich aber unangenehm ist, wirst Du glauben. Dieses Lernen einer Lection zum Aufsagen gefällt mir gar nicht und drückt mich oft ganz nieder. An Dichten wird

ebensowenig, als an andere schöne Künste gedacht; nur meiner Flöte verdanke ich bisweilen einige Erholung."

Sehr erwünscht kam ihm daher das Anerbieten seines Großonkels, der ihm noch einmal die Mittel gewährte, um Michaelis 1820 auf ein halbes Jahr nach Kiel zu gehen und dort seine Studien mit festerem Bewußtsein und bestimmterer Richtung, als früher, fortzusetzen. Auch war es ihm von großem Werthe, dort wieder mit seinem Herzensfreunde vereinigt zu werden. Beide bewohnten zwar nicht dasselbe Zimmer, aber doch Stuben in demselben Hause, das eine wackre alte Schuhmacherwitwe regierte, deren Sohn bereits Meister, aber unverheirathet war. Volks- und Spruchweisheit stand dieser braven Frau in reichem Maaße zu Gebote, und Biernatzki machte sich durch die Bereitwilligkeit, mit der er ihren Reden zuhörte, so beliebt bei ihr, daß sie später sogar noch seiner gedachte und ihm bei seiner Verheirathung eine zinnerne Suppenterrine schenkte. An Sonn- und Festtagen aßen beide Freunde oft bei ihrer Hauswirthin zu Mittag, und diese Freundlichkeit war für Biernatzki sehr wohlthuend. „Sehr angenehm, schrieb er dem Großonkel um Neujahr 1821, sind mir meine jetzigen Wirthsleute, die mich wie zur Familie gehörend betrachten. Jede kleine Freude, welche dem Hause widerfahren ist, muß ich theilen, jedes gut gerathene Gericht muß ich mitprobiren. Ist das hausbackene Brod besonders schön aufgegangen, gleich werden mir einige Schnitte davon geschickt; wird ein Gericht gekocht, von dem sie wissen, daß ich es gern mag, so bin ich gleich dazu geladen. Am Weihnachtabend aß ich daher auch

mit ihnen. Er ist ein Schuster, der mehrere Gesellen und Lehrburschen hält. Diese, die sonst nicht im Hause essen, waren an diesem Abende mit am Tisch. Vor dem Anfang des Mahles wurde ein großer silberner Becher mit Wein gefüllt, ich mußte vortrinken und dann ging derselbe rund um den Tisch. Eine alte Sitte, die mir besonders gefallen hat. So wird dieses Fest eine allgemeine Freudenfeier, wo die Herren vergessen, daß sie Herren, und die Diener, daß sie Diener sind." — Oft gingen die Freunde mit einander spazieren und beriethen über wissenschaftliche Gegenstände, welche sie mitunter noch Abends spät beisammen hielten; auch andere Bekannte sprachen bisweilen ein. Es war eine schöne reiche Zeit. Auf Biernatzki's Veranlassung bildete eine Anzahl von Freunden eine lateinische Disputirgesellschaft, welche zum Scherze von Einem der Mitglieder nach dessen Heimath Kohlenkarken Societas ecclesiae carbonariae oder Carbonaria genannt ward — in damaliger Zeit, da so viel von den Carbonari's geredet wurde, ein unschuldiger Scherz, der auch, so viel man weiß, nie das Mißtrauen der Universitätsbehörden erweckt hat. Damals waren auch fast dieselben nahe Befreundeten im homiletischen Seminar bei Prof. Schreiter beisammen. Dieser, etwas ängstlich, wie er war, und von der zartesten Gewissenhaftigkeit, besorgte anfangs von der freien Kritik, die sie übten, ernstliche Folgen, namentlich Duelle. So ward einst einem Mitgliede vorgeworfen, er jage nach Bildern in seiner Predigt, Licht und Staub kämen gar zu oft vor. Da rieth ihm Biernatzki, er möge sich künftig einen Besen und eine

Lichtscheere anschaffen. Bald erkannte der liebenswürdige Schreiter den Charakter des freundlichen Freimuths, ließ ihn gewähren und lachte mit.

In jenem Winter trat in dem Freundeskreise, in welchem Biernatzki lebte, eine von jenen Ausstrahlungen einer idealen Welt in das äußere Leben ein, welche auf die Jugend der Menschen dann und wann ihren Zauberglanz werfen. Fast jedem edleren und zumal poetischen Gemüthe erscheint wenigstens ein Mal im Leben ein solcher Wiederschein aus der höheren Welt in den seligen Tagen der ersten Liebe. Es giebt aber eine ähnliche Poesie in der Freundschaft, welche, wenn sie in einem größeren Kreise als beseelende Macht gleichsam eine Gemeinde der Freundschaft bildet, fast eben so mächtig in ihren Wirkungen, nur ohne die ausschließlichen persönlichen Beziehungen ist, wie die Liebe der Geschlechter. So weit Pelt.

Zur näheren Charakterisirung dieses Bundes mögen folgende Mittheilungen dienen, welche einigen Briefen Biernatzki's an seine Schwester und an einen Freund, den jetzigen Conrector an der Gelehrtenschule in Flensburg C. F. Schumacher, der auch dieser Vereinigung angehörte, entlehnt sind. An die Erstere schrieb er im Novbr. 1820: „— Die Wahrheit ist mir geblieben, daß es möglich sei im Kreise der Freunde, um den stillen, eignen Herd, ein Himmelreich auf Erden zu gründen. Wahrlich, um diese Idee in's Leben einzuführen, setze ich Alles daran." — „Unter mehreren Jünglingen bildet sich jetzt eine Gemeinschaft zum Streben nach höchster Tugend, vereint mit deut-

scher Offenheit und lebendiger Freudigkeit in allem Treiben und Thun. Darf ich Dir einen Brief abschreiben, den ich neulich von Carl Schumacher aus Schleswig bekam? Ich sah ihn nie, nur Ludwig's Gespräche machten mich mit ihm bekannt. „„Unser beiden geliebter Seelenbruder hat mich schon auf die Freude vorbereitet, daß Du durch ein freundliches Wort den Knoten fester schlingen wolltest, Du lieber unbekannter Freund, der schon lange unsichtbar mich an Dich fesselt. Was bedarf es auch mehr als eines solchen Freundes Freund zu sein, wie ich es bin, um mit inniger Liebe Den zu umfangen, der seinem Herzen der Theuerste ist, der ihm lieber ward, als sein Leben. Darum erwarte ich nicht das freundliche Zeichen, sondern greife in frohem Muthe vor, das Dir zu sagen, was auch Du mir nur zurufen kannst: daß mich inniger Dank zum Vater der Liebe bewegt, der durch einen Freund, der nun und nimmer von mir scheiden kann, mir einen zweiten zuführen will, der sonst fremd und bedeutungslos vielleicht neben mir seine reiche Bahn gegangen wäre. Ich wünsche mir Glück zu Deiner Freundschaft, Du lieber Biernatzki; ich will sie nicht erst erbitten, ich habe Dir meinen Bürgen genannt. Darum harre ich mit Sehnsucht der Stunde, wo ich mit lebendigem Wort Dich meiner Freude versichern kann. Noch hält mich mein hartes Schicksal von Dir fern, aber ich hoffe mit ergebenem Sinn, und wer weiß, wie bald mir diese schöne Hoffnung zur Wirklichkeit wird, daß ich mit frischer Gesundheit und mit doppelt frohem Lebensmuthe wieder in die Reihe meiner Brüder eintreten kann, von denen der un-

glückliche Zufall so lange mich getrennt hat. Das sei mein erster Freundesgruß zu Dir hinüber! Nimm ihn gern und herzlich auf. — So leb' denn wohl und sei mir gut."" — — In Romanen habe ich wohl sonst solche Briefe gelesen, aber für die Wirklichkeit glaubte ich wären die Zeiten verloren, solche Poesie des Lebens in die Prosa unsrer Alltäglichkeit einzuführen." — An diesen Freund schrieb Biernatzki bald darauf: „Ich danke Dir, Carlos, Du hast ein Zauberwort in mein Inneres hineingerufen, das mich mit lebender Hoffnung durchdrang; und wohl bedarf mein Herz solcher Erweckungen, um nicht zu verzweifeln an seinen Idealen, um nicht zu glauben, daß die Wirklichkeit keine Empfänglichkeit hat für den Glauben an ein Himmelreich auf Erden, d. h. für ein Reich der Freundschaft und Liebe, durch Wahrheit, Offenheit und Tugend verbunden. Manchmal meine ich auch, und wohl nicht mit Unrecht, daß ich nicht würdig wäre einer solchen Gemeinschaft. Dein Brief hat mir die freudigste Hoffnung gegeben. O! wir wollen fest an einander halten, wir wollen uns gegenseitig — ich meine wir Alle, die wir jetzt eine Gemeinde der Freundschaft sind und die noch künftig zu uns treten, — wir wollen uns ermahnen, bilden, heben, daß wir Alle Eins werden in Reinheit des Herzens, in Freudigkeit des Lebens und in Freiheit der Gesinnung. O! sage nicht, daß ich schwärme; es ist mein schönster Traum; nein nicht mehr Traum. Es ist in die Wirklichkeit getreten; ich habe ja Pelt und Dich und Wilhelm, und habe die Hoffnung auf Andere. Die Zeit wandelt sich, die Bande der Mode und Sitte, der Ne-

bel der Alltäglichkeit schwindet mehr und mehr. Die Natur tritt wieder in's Leben und freudig empfangen die jungen Herzen sie. Vor Zeiten lebte der Deutsche nach der Natur, aber er kannte sie nicht, er wußte nicht, welch' ein Schatz seine Offenheit, Treuherzigkeit, Einfachheit, mit einem Worte Natürlichkeit sei. Da verließ er das Alte und folgte der neuen gleißnerischen Göttin der Mode und Alltäglichkeit, die tiefes Gefühl für ein Unding und den Ausspruch desselben für ein crimen laesae majestatis hält, das nur höchstens auf der Bühne erlaubt ist. Die Natur hatte Manche nicht ganz verlassen, aber sie lebte nur in der tiefsten Brust; sie durfte nicht in's Leben treten, ohne verspottet zu werden. Oft sah der Jüngling in des Jünglings Auge, er fühlte sich tief ergriffen; ich habe Dich lieb, wollte er sagen; die Worte standen auf der Lippe, aber die Sitte dräut ihm, er tritt erschreckt zurück und der Augenblick war vorbei und kam nicht wieder, der zwei Herzen für die Ewigkeit verbunden hätte. Es wird anders. Die Natürlichkeit tritt wieder zu uns. Das Wort erröthet nicht mehr an dem Gefühle, es schließt gern der Seele Inneres auf. Das Herz spricht wieder zum Herzen die reine Sprache des Herzens! — Und so wollen wir es ferner halten, Freud' und Leid und selbst ernsten Tadel nicht verhehlen. Die verborgensten Gefühle müssen wir niederlegen als einen Schatz Einer in des Andern Brust; und dies ist uns vorzüglich nöthig, die wir uns so spät fanden, die wir auch in der Zukunft wenig Hoffnung längerer Vereinigung sehen, und die wir doch Eins werden wollen in Freundschaft und Liebe, Eins werden wollen im Streben

für Gott, Freiheit und Vaterland." — In einem andern Briefe an Denselben heißt es: „Wenn ich Dir weniger schreibe, als ich wohl wollte und — als Du wohl möchtest (sieh' mal, wie eitel ich bin!): so mußt Du dies meinen unendlichen Arbeiten zuschreiben, die mich auch abgehalten haben, jetzt mit Pelt zu Dir zu kommen; ich freue mich, wenn ich daran denke, wie vergnügt Ihr sein werdet. Aber ich bitte auch, denkt nur nicht an mich, denn ich werde mit keiner Silbe an Euch denken; ich lebe und webe in dieser Zeit ganz in der Arabischen Wüste, und wer sollte wohl in Mekka und Medina mich an Schleswig erinnern. Eure Gedanken und Gespräche von mir würden sympathetisch auf mich hinüber wirken (nicht im Spaß, denn ich glaube fast oder fest daran!) und mich in meinen Arbeiten stören. Doch wohl ein- oder mehrmal erlaube ich's Euch noch, wenn Ihr im Freundschaftsgruß Seele um Seele tauscht, dann laßt mich nicht so fern stehen; nein, dann wißt, daß ich bei Euch bin, daß mein Herz mit in Eurer Umarmung schlägt. — Vielleicht werde ich Dir auch näher befreundet durch den Aufenthalt meines Ludwig bei Dir. Er wird Dich aufklären über meine Meinungen und Ansichten. Mein Herz könnte er Dir auch wohl darlegen, wie es immer jetzt mehr zum heitern Gottesfrieden kommt, da es so lange in ewigem Nebel umher nebelte; aber es ist besser, er überläßt es mir, denn unser Briefwechsel soll Herzenstausch sein und einem Jeden von uns Aufklärung geben über des Andern Herz und über sein eigenes. Schon danke ich Dir Viel, Carlos, Du hast wieder die Poesie in meiner Seele geweckt, ich war

wirklich ganz prosaisch geworden, freilich nur im Aeußern, denn im Innern glühte die Poesie des Lebens immer fort; aber nun bin ich ganz aus der Prosa heraus, nun rufe ich's der ganzen Welt zu: Seht Ihr Ungläubigen, es giebt doch noch Poesie im Leben, der Ungesehene schließt dem Ungesehenen sein Herz auf, der Unbekannte lebt in der Brust des Unbekannten! — Wie freue ich mich, daß mich Menschen, wie Ihr seid, lieb haben. Liebt mich nur nicht zu sehr, ich verdiene es wirklich nicht. Aber liebt mich doch nur aus vollem Herzen, denn ich liebe ja Euch aus voller Seele und ich will streben und ringen, daß ich ganz werde, wie ich sein soll. Immer möchte ich Euch noch fragen: habt Ihr mich verstanden? wißt Ihr, wie ich Euch liebe? Es geht mir beinahe so, wie dem arabischen Mädchen:

Alle Lüfte säuseln lauer,
Alle Bäume blühen heller,
Alle Vögel singen schöner,
Seit ich Mansurs Auge schaute,
Seit mir Mansurs Rede tönte:
„Liebst Du mich, geliebtes Mädchen?"
Worte konnt ich nicht erwiedern;
Sahst Du meiner Wangen Glühen?
Fühltest Du die Hand erzittern?
Hörtest Du des Busens Schläge?
Hast Du mich verstanden, Mansur?

Wie kann ich noch zweifeln? In Allem, was ich von Euch erfahre, seh' ich ja, daß Ihr mich verstanden habt, seh' ich ja, daß ich Euer geworden bin; und ich werde es gewiß, ich werde Euer bleiben! Es hängt ja ganz allein von mir ab,

ob ich immer so bleibe, wie Ihr mich haben wollt, fromm, fröhlich und frei, und Du, Freund, nimm das Versprechen des Freundes, ich werde nicht wanken in der Liebe zu Gott und den Menschen! — Wohl thut es mir jetzt, Dir sagen zu können, daß ich auch in der Auffassung des höheren heiligen Wesens der Freundschaft und Liebe ganz mit Dir übereinstimme. Kannte ich ja doch, ehe ich Euch kennen lernte, nur Einen Freund und keine Liebe. Darum vergieb mir, Carlos, den Schmerz, den ich Dir machte; Du wirst mir noch Manches künftig zu vergeben haben, denn es fehlt mir ja noch so Vieles, ehe ich werde, wie ich sein soll. Vergieb mir meine Worte; ich dachte sie nicht so, wie Du sie nahmst. Worte betrügen uns oft um unsre Gedanken und geben nie den Laut rein wieder, den die Seele rein dachte. Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr. — — Heute, Sonntag, war ich mit Pelt in Knoop. Es war so wunderschönes Wetter, Himmel und Meer und Erde so ruhig, die ganze Natur schien in des liebenden Vaters Armen zu ruhen, wie das lächelnde Kind an der Mutterbrust. Wie könnte der Mensch unruhig sein in diesem stillen Frieden des Weltalls. Uns war recht kindlich zu Muthe. Wir gedachten Eurer, wir gedachten einer heiteren Zukunft; und daß wir uns diese Zukunft so schön denken können, das danken wir ja Eurem Vereine. Gewiß, Carlos, der Bund ist nicht zerstreut nach West und nach Ost, wir sind noch immer zusammen und hauchen noch immer Freude Einer in des Andern Herz hinüber, wie das Siebengestirn am Himmel im Wechselschimmer Strahlen tauscht. — Heute hat

sich unser alter Dichterbund, die Braga, wieder constituirt, und ich glaube, Ihr werdet bald etwas von uns lesen. So oft ich auch schon das Dichten aufgegeben habe, so treibt mich doch immer wieder ein oder der andere Umstand dazu hin, und Ludwig räth auch immer zu und sucht mich zu überreden, daß ich keine schlechte Gedichte mache. Daher ist es mir lieb, daß ich jetzt Gelegenheit habe Einiges in's Publicum zu bringen, freilich mit den Arbeiten besserer und schon längst berühmter Dichter, die aber nicht zu unserem Bunde gehören, zusammen; aber vielleicht erbarmt sich ein mitleidiger Recensent meiner und sagt mir mit strenger Kritik was an mir ist."

Der Freund, an den diese Briefe gerichtet waren, befand sich damals in Schleswig, wo außer ihm noch mehrere Mitglieder des Freundschaftsbundes lebten. Dahin war der erwähnte Wilhelm gereist, und auch Pelt stattete dort in den Weihnachtsferien 1820 einen Besuch ab. Er kehrte begeistert zurück und erzählte Biernatzki, der ihn seiner gehäuften Examensarbeiten wegen nicht hatte begleiten wollen, so viel, daß dieser dennoch im Januar, als der bekannte „Umschlag" in Kiel gehalten wurde, nach Schleswig eilte. Welchen Genuß er von seinem dortigen Verweilen hatte, ersieht man aus den nachfolgenden Briefen, die er nach seiner Rückkehr an Carl Schumacher schrieb: „Gegen 6 Uhr bin ich in Kiel, am 10. Januar 1821, wieder angekommen. Noch kann ich aber keinen Gedanken fassen, als den, daß ich nicht mehr bei Euch bin. Auf der ganzen Reise hierher habe ich keinen anderen gehabt, als Euch. Tief in meinen

Mantel gehüllt, nicht sehend und nicht hörend, schritt ich fort und einmal warf ich mich nieder am Schneehügel und beschrieb dem trauten Vereine meines Lebens Bildung durch Fehler und Irrungen. Ich würde es nicht gethan haben, wenn ich jetzt nicht fühlte, daß ich Eurer würdig bin, denn den kindlich frommen Sinn, das reine Gefühl habe ich hindurchgebracht durch die Irrfahrt, ich habe gerettet die lebende Seele!

Der Kindheit Zeiten sind die schönsten Jahre!
Ich weiß es nicht, ich hab' sie nicht genossen.
Am Krankenbette lag ich angeschlossen
Und neben mir stand oft die Todtenbahre.
Die Jugend kam, des Geistes helle Blüthen,
Vereint mit neu erwachter Lebensstärke,
Sie schienen das Verlorne zu vergüten
Und reiften mich zum ernsten Tagewerke.
So trat ich sehnend in das wirre Leben,
Ein Kind an Unerfahrenheit, an Jahren reich;
Von bunten Blumen war ich rings umgeben,
Erfahrung kam, die Blumen wurden bleich;
Und hier und dort wollt ich noch Eine retten,
Vergebens! Ach, sie starben alle hin!
Die leichten Kränze wurden schwere Ketten
Und Finsterniß umwölkte meinen Sinn;
Doch war Ein Stern am Himmel nicht verglommen,
Der schönste Stern, der unsre Pfade hellt:
Mein Ludwig war mir nicht genommen,
Er gab dem Todten eine neue Welt.
Wir mußten scheiden, und ich wäre kaum
Jetzt des Verderbens offnem Rand entronnen —
Alltäglichkeit, du hättest mich umsponnen!

Auf meiner Seele lag ein schwerer Traum.
Gott, da erschienst Du mir, Berather meiner Tage!
Du führtest mich zum schönen Saalestrand,
Und was ich glühend jetzt im Herzen trage,
Das fand ich dort: Gott, Freiheit, Vaterland!
Nun bin ich reich, nun ist der Himmel mein!
An Gott und Menschheit hängt mein fester Glaube;
Und was mir auch der Brüder Tücke raube,
Von Menschenhaß blieb dieser Busen rein.
Doch schwebt ich immer noch auf goldnen Träumen
In meiner Phantasieen reiches Land,
Und suchte dort in unbekannten Räumen,
Was ich bei Euch entzückt im Leben fand.
Wol sah ich zweifelnd oft nur trautes Walten
Und wußte kaum, ob nicht ein Zauberschein
Mir meiner Phantasie ersehnte Huldgestalten
Entfaltete. — O nein! o nein!
Es war die Wirklichkeit. Doch nicht bekannt
In solcher Seelen Kreis zu leben,
Erbangte oft das Herz mit Beben,
Der Demuth und Bewundrung gleich verwandt.“

„Wilhelm (der auch diesem Bunde angehörende Freund) ist zurückgekommen, heißt es in einem andern Briefe, und ich habe mich recht gefreut, eine neue Gelegenheit zu haben, über Schleswig, d. h. über Euch zu sprechen. Wohl mir, daß es nicht die Begeisterung eines Augenblicks war, die mich an Euch fesselte. Nein, bis an mein Lebensende werde ich Euch im Herzen tragen. Ist mir ja doch von der Zeit an mein Leben erst recht in seiner Klarheit aufgegangen. Was ist doch alle Wissenschaft, die ein mühsamer Fleiß uns giebt, gegen solch' eine Seelenerkenntniß?

Was ist doch alle Lust der Welt gegen solch' eine Freude an der Gemeinschaft mit guten Menschen? Wir wollen recht fest halten daran, Carlos; sie soll unser Stern sein, der uns Hoffnung, Kraft und Frieden lächelt, wenn um uns düstere Nacht ist. Mag uns Alles verlassen, diese werden uns nicht verlassen. Wir hätten uns selbst vergessen, wenn wir diese heilige Familie vergessen könnten. Doch Dir brauche ich ja alles dieses nicht zu schreiben. Du fühlst ja mit mir und wirst mit mir bleiben im Himmel und auf Erden!"

Dies wird genügen, um einigermaaßen die geistige Richtung dieser Vereinigung zu begreifen, wie sie auf so rein idealem Boden erbaut, den Keim ihres Unterganges schon von Anfang an in sich selbst trug. Denn mochten auch zuerst alle Mitglieder eines solchen Aufschwunges fähig sein, — gewiß es waren doch Einige von ihnen entweder gewaltsam und ihrer eigensten Natur zuwider von den Anderen mit fortgerissen, oder sie hatten sich selbst so weit hinaufgeschroben. Unmöglich konnte diese Spannung der Gemüther von Dauer sein. Je weniger und seltener die Freunde und Freundinnen einander sahen und sprachen, je lauer ihre Correspondenz wurde, desto loser wurden die Bande ihrer Vereinigung. Der Bund war schon zerfallen, ehe Wiernatzki an die Möglichkeit seines Aufhörens gedacht. Er war vielleicht der Einzige unter Allen, der das Phantastische darin übersehen hatte; ihn hatte die eigene phantastereiche Natur das Ideelle mit dem Wirklichen verwechseln lassen. Als nun auch an diesem Gebäude seiner Träume die letzten Stützen fielen, da ward er tief erschüttert. Eine wehmüthige

Stimmung bemächtigte sich seiner; sein Geist war umflort, seine Kraft gebrochen. Dazu kam, daß er nun auch die Neigung für eine der Bundesschwestern aus seinem Herzen schwinden sah, eine Neigung, die in der Stille erwachsen, gepflegt und der Reife nahe war. Auch sie erkannte er als eine Täuschung und wenn gleich erst später sie gänzlich aufgegeben wurde, die Blüthe begann schon zu welken. Wer vermöchte zu sagen, welche Gefühle damals sein Inneres durchkreuzten! Aber schon die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieser Bruch ihn erfüllte, der ungehemmte Schmerz, dem er sich hingab, bewiesen, wie tief verletzt er sich fühlte.

Um Ostern 1821 verließ Biernatzki Kiel, wodurch auch diese Verbindung abgebrochen wurde, und kehrte in sein elterliches Haus zurück. Er hatte nun den festen Entschluß gefaßt, um Michaelis desselben Jahres sich der amtlichen Prüfung zu unterziehen, und wollte sich dafür in der Stille seines Hauses, fern vom trauten Freundeskreise, vorbereiten, da er nur zu wohl eingesehen haben mochte, wie seine Theilnahme an jener Vereinigung ihn von streng wissenschaftlichen Studien abgezogen hatte. Doch hatte er noch Kraft genug sich zu ermannen und für sich zu sein. „Ich habe jetzt, so schrieb er dem Freunde bald darauf, eine große Cur mit mir vor, der ich sehr bedarf. Ich bin in dieser Zeit an einem Abgrunde gewesen, den ich jetzt erst recht erkenne. Ich hatte aufgehört zu leben und träumte und schwärmte nur. Ich muß nun auf einige Zeit Euch und mich selbst vergessen. — Unter meinen Büchern will ich mich begraben, ich muß den Geist abziehen von Allem, was um mich ist, um

nachher desto freudiger um mich zu blicken; ich muß das Herz ablenken von Allem, was ihm theuer ist, um nachher desto leidenschaftloser es zu genießen. Ich muß ertödten die trügerischen Spiele der Sinne in mir durch Fasten und Arbeiten, daß ich rette die lebende Seele. Gottlob, daß ich das weiß, daß ich wieder erwacht bin. Ich habe schwer geträumt, mein Ludwig." — „Was mir gefehlt hat, ich kann es Dir nicht beschreiben. Leben fehlte mir, ich war ganz Träumerei, das kleinste Geschäft machte mir die höchste Unlust." — „Ich weiß, daß meine Cur mir hilft. So lebt denn Alle wohl auf einige Zeit und betrachtet mich als einen Todten. Ich bin auch todt, aber ein Todter, der seiner Auferstehung gewiß ist. Und dann soll es nie so wieder kommen." Daher gab er alle zerstreuende Correspondenz auf und studirte fleißig, während er in seinen Mußestunden sich mit dem Unterrichte seiner jüngern Geschwister beschäftigte. Nur mit dem einzigen Freunde, mit Velt, wechselte er noch einige Briefe, und obwol sein Herz bis in's Innerste verwundet war, so suchte er doch seines Schmerzes Herr zu werden durch Festigkeit des Willens: „So lange ich nicht, so schrieb er dem Freunde, wie ein reiner Geist, den seine menschliche Hülle zu keiner Schwäche mehr verführt, dastehe, so lange ich nicht das Göttliche in mir zur höchsten Potenz gebracht habe: so lange werden Freundschaft und Liebe mir eben so viel Schmerz als Freude machen. Menschliche Schwachheit, die durchaus nie das Ideal der Tugend erreichen könnte, nehme ich nicht an; denn ich weiß noch kein Vergehen, keine Abweichung von der reinsten Idealität, die

ich nicht hätte unterlassen können, wenn ich gewollt hätte: Vermeidung der Versuchung ist das Leichteste und in tausend Fällen ein anwendbares Mittel. Vor Uebertreibung wird mich das warnende Beispiel Pascal's bewahren. Nur das stehe fest, der Mensch kann, was er will; keine Macht der Hölle ist so groß, wie der Wille des Menschen. Schwachheit und Schwäche in dieser Hinsicht sind Wörter, welche die Schlechtigkeit geboren und die der Teufel in unsere Moral eingeführt hat. Schwäche in Hinsicht des Verstandes erzeugt Irrthum, in Rücksicht auf die Vernunft Uebereilung, beide sind unzertrennlich vom Menschen; Schwäche in moralischer Hinsicht ist Sünde und muß und kann scheiden aus dem Leben, denn die Sünde gehört nicht zur Natur des Menschen."

Während er so ungestört, den Studien obliegend, seinen Weg verfolgte, um immer mehr und mehr die Ruhe seiner Seele wieder zu gewinnen, war, fast ehe er es vermuthete, die Zeit des Examens herbeigekommen. Noch hatte sein Herz nicht überwunden, noch hatte sein Geist nicht die nöthige Klarheit und Besonnenheit wieder erlangt, welche in solchen Augenblicken allein einen glücklichen Ausgang herbeiführen können. Aber das Unvermeidliche konnte nicht aufgeschoben werden. Die beiden schriftlichen Abhandlungen, welche jeder Candidat bereits ein Vierteljahr vorher dem Examinationscollegium vorzulegen hat, waren eingesandt worden. Noch einmal des Bundes gedenkend, schrieb er: „O Ihr Theuren alle, drängt Euch recht fest um mich, verbergt mich in Eurem Kreise. O daß ich nicht an Aller

Brust in Einem Augenblicke fliegen kann, daß ich nicht Euch alle zugleich umschlingen kann in Einer Umarmung! Ihr müßt mich lieb haben, denn ich liebe ja Euch mit meinem ganzen Herzen, nein mit Allem, was sich in mir regt, mit meinem ganzen Leben. Wie werden wir uns einst im andern Leben wiederfinden! Mit welcher Sehnsucht werden unsere Seelen an einander fliegen, mit welcher Beständigkeit an einander hängen! Dies Leben ist so kurz, aber die Ewigkeit wird noch kürzer für uns sein, sie ist eine Wonnestunde!" Darauf reiste er nach Glückstadt, trüber Ahnungen voll. Mit dem Ausruf: o Glückstadt, o du Unglücksstadt! begrüßte er den Ort, wo sich seine nächste Zukunft entscheiden sollte. Einige Freunde, denen aber die Bewegung seines Innern nicht bekannt war, bestanden mit ihm die Prüfung. Ihnen mußte natürlich Biernatzki's Zerstreuung auffallen; dadurch ward er nur noch mehr aus dem Gleise gebracht. Seine natürliche Schüchternheit steigerte sich auf's Höchste; dazu kam auch seine Schwerhörigkeit. Er konnte unmöglich das leisten, was man allgemein von ihm erwartet hatte, was auch die Examinatoren nach seinen gründlichen Abhandlungen von ihm erwarten mußten. Selbst in Denjenigen, worin er am bewandertsten war, in den morgenländischen Sprachen, vermochte er nicht seine Stärke zu zeigen. Der Erfolg war nicht glänzend, aber doch ganz ausreichend. Biernatzki erhielt die zweite Note (den zweiten Charakter) mit dem Prädicate „würdig." Freilich war ihm dies sehr betrübend, zumal er fühlte, daß er unter anderen Umständen einen höheren Grad erreicht haben würde. Allein

für den Augenblick ward er einigermaaßen durch den Antrag der Predigerstelle auf der Hallig Nordstrandischmoor entschädigt, welche, nachdem ein anderer der geprüften Candidaten sie abgelehnt, ihm wenige Stunden nach dem Schlusse der Prüfung angeboten wurde. Mit Freuden nahm er das Anerbieten an, ohne zu bedenken, in welche äußerlich sehr unbehagliche Lage ihn dies Amt führen würde. Aber es war ja ein Amt, ein Pfarramt, nach dem er sich so lange schon gesehnt hatte; und ein Amt, welches ihn fern von der Welt in die Einsamkeit führte, für welche jetzt der Hang des Knaben auf's Neue in dem Manne stärker als je erwacht war. So fand er auch darin Beruhigung seinen Freunden gegenüber, die mit ihm und glücklicher die Prüfung überstanden hatten, daß er als ernannter Prediger von derselben zurückkehrte. Ein Vierteljahr lang blieb er noch in Altona, im Hause seiner Eltern, um sich äußerlich und innerlich für seinen neuen Lebensberuf einzurichten. Den schon früher begonnenen Unterricht der Kinder einer dort wohnenden, angesehenen Familie setzte er fort und gewann bei der freundlichen Theilnahme, die er überall fand, seine Ruhe und Heiterkeit wieder. Die alten freundschaftlichen Verbindungen wurden erneuert, neue angeknüpft, und besonders der Freiheitskampf der Griechen, der damals das Tagesgespräch bildete, entflammte auch ihn, zumal ein befreundeter junger Mann sich nach Griechenland einschiffte, um an jenem Kampfe Theil zu nehmen. Durch solchen herzlichen, geselligen Verkehr angezogen und im Hinblick auf die große Abgeschiedenheit, die seiner auf der Hallig wartete, konnte er sich

nicht einer Reue über den etwas übereilten Entschluß, die dortige Predigerstelle angenommen zu haben, erwehren. „Schon bereue ich es lebhaft, schrieb er dem Freunde, daß ich die Stelle angenommen habe. Damals konnte mir nichts Angenehmeres kommen. — Seitdem hat sich Manches geändert. Damals wäre ich freudig hingegangen, jetzt lasse ich mich ohne eigenen Willen hinführen." Dennoch fand er sich bald in das Unvermeidliche, wie er denn überhaupt gewohnt war stets seine Lebensführung als von höherer Hand geleitet anzuerkennen. Ja er ergab sich nicht allein darin ohne Murren, sondern als die Zeit seiner Abreise heranrückte, begrüßte er sie mit großer Freude; und im Vertrauen auf Den, der Jedem seinen Beruf zutheilt nach dem Maaße seiner Gaben, nahm er Abschied von Verwandten und Freunden und reiste wohlgemuth seinem Ziele entgegen.

Zu Anfang des Jahres 1822 trat er, nachdem er ordinirt worden, sein Amt an, mit dem Gefühle: „Unser Sieg ist im Himmel!" Die Hallig Nordstrandischmoor liegt beinahe eine Meile nördlich von der Insel Nordstrand, an der westlichen Küste des Herzogthums Schleswig. Die Gemeinde zählte damals ungefähr funfzig Seelen. Ihr Priester, wie sie ihren Prediger nennen, war zugleich Lehrer an einer der vier Schulen auf Nordstrand, weshalb er auch dort im Schulhause wohnte. Jeden zweiten Sonntag, wenn es irgend die Witterung erlaubte, fuhr er zur Hallig hinüber, um in der kleinen Kirche zu predigen und etwa eine Copulation oder Taufe, die nur sehr selten vorkamen, zu

verrichten. Biernatzki langte am 15. Februar auf Nordstrand an. Am 23. fuhr er zuerst zur Hallig. Ein heftiger Sturm begleitete seine Fahrt. Die ganze Gemeinde stand am Strande versammelt und empfing ihren neuen Prediger, der ganz durchnäßt von Wasser triefte, mit großer Freude. Am folgenden Tage hielt er seine Antrittspredigt. Solche stürmische Ueberfahrten wiederholten sich nicht selten. Aber gerade diese gewährten Biernatzki große Lust. Seiner oft um ihn besorgten Schwester schrieb er: „Fürchte nichts, liebe Auguste, wer die Gefahr nicht scheut, ist sicherer als der Furchtsame. Ich denke ja Dein und werde nie ohne Noth den Stürmen trotzen. Sei also ruhig! Ist es nicht auch viel besser, daß mich ein Tanz auf den Wellen ergötzt, als wenn ich seescheu wäre? Wie würde mir dann mein Amt unerfreulich sein! O, Du solltest nur einmal mit mir sein, wenn die See so um und um ihre weißen Wogenhäupter brausend emporstreckt und an das schwankende Boot hinaufleckt und man doch ruhig und muthig dagegen anrauscht. Wie mich auch diese Furchtlosigkeit bei der Gemeinde beliebt macht, kannst Du nicht denken. Und wirklich ist auch nur der Anblick der Gefahr das Fürchterliche, Gefahr ist selten oder nie. Sei ruhig, meine Auguste, ich lebe für Dich und schone mich für Dich!" In einem anderen Briefe an den Freund heißt es: „Heute flogen wir bei einem tüchtigen Nordsturm hinüber. Es ist wunderherrlich im Sturm auf den Wogen zu tanzen. Das sind mir jetzt die glücklichsten Stunden. Von Seekrankheit ficht mich auch nicht das Geringste an. Wenn die Andern sich

unten im Raume verkriechen, dann umschlinge ich mit einem Arm den knarrenden Mast und lasse nun die brausende Woge an meine Brust schlagen. Das ist mehr Wonne als auf den Gletschern der Schweiz. Und was mir so unendliche Freude macht, das rechnet mir meine Gemeinde dazu hoch an! Wie die Leute ihren Prediger lieben und wie gut sie sind! Ich habe bei Leuten von so geringer Bildung nie solche Reinheit in Wort und That gefunden wie dort!" Im Winter war freilich der Aufenthalt wahrhaft schrecklich: „Die grimmigste Kälte, schreibt er im Februar 1823, habe ich ausgehalten. Meine Stube war Morgens weiß von Reif. Rauchen konnte man nicht. Der Dampf gefror in der Pfeife. Nach Moor war ich ein Mal, aber so angegriffen von Frost und Sturm, daß zwei Männer mich zuletzt in ihre Mitte nahmen und an's Land schleppten; und Du weißt, daß ich sonst doch ziemlich viel aushalten kann. Dieses Tages werde ich lange gedenken; um acht Uhr war ich aufgestanden und kam erst am andern Morgen um fünf Uhr zu Bette; und diese ganze Zeit hatte ich fast immer in solchem Wetter auf dem Eise marschiren müssen." *) Dennoch tröstete er sich damit, daß er sich „gesünder fühlte als je. Kuhmist und Rappsaatstroh muß meinen Ofen warm halten und Eislaufen meinen Leib." Auch schreibt er: „Mein äußeres Leben ist ganz pomadig. Sieh, ohne Kopfanstrengung kann ich meinen

*) Bei einer ähnlichen Reise erlebte Biernatzki auch die schreckliche Irrfahrt, welche er im 16. und 17. Abschnitte seiner Hallig beschreibt.

Pflichten Genüge thun, führe eine ordentliche Haushaltung, habe freilich kein Geld, also auch keine Sorge und doch ist mein Tisch immer ziemlich lecker bestellt. Der Eine bringt mir Braten und Fische, der Andere Austern und Krebse, der Dritte Eier und Rahm, der Vierte Blumen. Was will man mehr!"

Sehnsuchtsvoll sah er aber jedes Mal dem nahenden Frühlinge entgegen: „Wie mir das Herz aufgeht, wenn der Frühling da ist mit seinen Keimen und Blüthen! Alles freut sich und hofft, wenn die Erde sich erneut. Um das ganz zu fühlen, muß man den Frost und das Eis des Winters so in seiner ganzen Strenge gesehen haben, wie ich es hier empfunden." Ihn beschäftigte dann der Anbau seines Gartens, woran er viel Vergnügen fand: „Ich habe mehrere neue Anlagen gemacht, den Baumgarten, der freilich nur klein ist, dicht an mein Haus gerückt, wo früher ein wüster Platz war, und den eigentlichen Garten ganz der Küche überlassen. Alles schmeckt besser, was man im Schweiße seines Angesichts pflanzte und pflegte."

Auch die Schule, der er vorstand, gewährte ihm bei der außerordentlichen Liebe der Kinder ein großes Vergnügen, wiewol er keine besondere Neigung, wol auch nicht viel Geschick für das Unterrichten hatte. „Der Schulunterricht spannt mich doch etwas ab für andere Geschäfte, gestand er seiner Schwester, so sehr er mir auch durch die Anhänglichkeit der Kinder versüßt wird. Eine Mutter klagte mir neulich, daß ihre Kinder des Mittags nie ordentlich mehr äßen, um nur zur Schule zu kommen. Jedes schlucke rasch die

Speisen nieder und wer zuerst fertig sei, riefe dann: nun zur Schule! worauf dann Keines von den Anderen, sie möchten satt sein oder nicht, länger zu Hause bleiben wolle. Neulich sprach ich vom Sterben in der Schulstunde und sagte: wir können Alle bald sterben, vielleicht auch sterb' ich bald! „„Denn schriit wi all!““ rief da ein Mädchen lebhaft und faßte mich an, als wollte sie mich vom Grabe zurückreißen.“ — In einem anderen Briefe heißt es dagegen: „Der Unterricht in der Schule ist mir noch immer ein Labsal. Die Liebe der Kinder zu mir ist auch außerordentlich, da weiß ich doch, daß ich das Ideal erreichen kann, das Ideal im ABC-Unterricht. Alle übrigen Ideale zertrümmert meine Schwäche oder das Schicksal!“ — Und in noch einem andern erzählt er: „Ich verbreite hier jetzt Wissenschaft und Kunst. Erwachsene und Kinder beiderlei Geschlechts haben Unterricht in der deutschen Sprache und im Zeichnen bei mir. Da ich Alles umsonst thue, habe ich mir die Liebe vieler Familien erworben, was einerseits mir sehr angenehm ist, aber andrerseits mich wieder häufigen Einladungen aussetzt. Ein alter Bauer sagte neulich in meiner Gegenwart sehr naiv: „„De Preester kummt recht in Flor!““ —

Für Biernatzki's inneres Leben war dieser neue Wirkungskreis von großer Bedeutung. Nicht allein, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, später sein unsterbliches Werk „die Hallig“ zu schreiben, sondern schon für die nächste Zeit wirkte diese geregelte Beschäftigung auf dem einsamen Eilande sehr wohlthätig auf sein Gemüth. Der

tiefe Schmerz über das nicht seinen Wünschen entsprechend ausgefallene Examen, die trübe Schwermuth seiner Seele über die Täuschung seiner liebsten Hoffnungen kamen hier zu einem siegenden Durchbruch. Die wilde Fluth aller stürmischen Gefühle, die sein Gemüth durchtobte, fand einen Damm an der Prosa des höchst einförmigen Alltagslebens, das ihn rings umgab. Allerdings gelangte er nicht gleich zur klaren Einsicht darüber; erst äußerliche Ereignisse mußten hinzukommen, um ihn erkennen zu lassen, daß in seiner Abgeschiedenheit von der Welt sein Herz allmälig gesundet sei.

Im Hause des Stallers, des obersten Beamten der Insel, hatte Biernatzki vom Beginne seines Aufenthaltes auf Nordstrand an eine gastliche Aufnahme und gebildete Unterhaltung gefunden. Hier lernte er auch sehr bald seine nachmalige Gattin, Henriette de Vries, kennen, welche dort zum Besuch war und bald als „liebe Cousine" begrüßt, von Anfang an seine Achtung gewann. Dem Freunde theilte er über sie das Nachfolgende mit: „Von der Natur mit einem kindlichen, ewig fröhlichen Gemüthe ausgestattet, haben Leiden von Außen und Innen ein sehr tiefes Gefühl entwickelt. Ohne Anleitung von Anderen hat sie sich selbst gebildet. Sprachen kann sie nicht; aber was in deutscher Sprache gedichtet ist, das hat sie fast Alles gelesen und so ganz in sich aufgenommen, daß sie in der Unterredung oft aus Scherz Vers an Vers aus den verschiedensten Dichtern in den passendsten Beziehungen an einander reiht. Sie singt auch recht hübsch. Singend, tanzend, lachend, neckend

scheint sie, bei flüchtiger Bekanntschaft, durch's Leben zu gehen. Zweifelnd schlägt man einmal eine ernste Saite an, und sieh! das schäkernde Kind sitzt bei Einem und haucht die lebendigsten Gefühle aus der tiefsten Seele aus. Wehmuth und Sehnsucht haben auf einmal ihr ganzes Herz ergriffen, und mehr als Ein Mal sah ich schon ihre Thränen bei solchen Unterredungen hervorbrechen." Dem Interesse an diesem Verkehr konnte sich Biernatzki mit um so größerer Freiheit hingeben und mit der vollen Sympathie eines Leidensgenossen. Und ob es auch oft sausend und brausend durch seinen Kopf ging, die Stunden, da er im Hause des Stallers vorlas oder sich mit der Cousine stritt über das Leben, wie es ist und wie es sein sollte, beschwichtigten stets die Stürme in seinem Innern. Frei wähnten Beide zu sein, als die Cousine wieder abreis'te. Aber unbemerkt hatte die Vorsehung in jenen Stunden ein Band um ihre Herzen geschlungen, welches für diese Welt nur der Tod zerreißen konnte.

Die religiöse Ueberzeugung Biernatzki's ging mehr und mehr ihrer Entwicklung entgegen, wiewol sie erst später zum völligen Durchbruch gelangte. „Ich kann nur zu dem Vater beten, schrieb er dem Freunde, Christus ist mein Ideal, so weit die verschiedenen Verhältnisse es möglich machen. Die neueren Wundererzählungen, z. B. des Fürsten Hohenlohe, die selbst von wissenschaftlich gebildeten Männern geglaubt und vertheidigt, die von Gläubigen zum Preise Christi angeführt werden, tragen dazu bei, meinen Unglauben an Christi Gottheit zu befestigen. Entweder sind diese neuen

Wunder wahr: so konnte Christus, auch ohne Gott zu sein, dergleichen thun; oder sie sind nicht wahr, so kann auch bei den biblischen Wundern Selbsttäuschung der ungebildeten Zeugen, oder unrichtige Darstellung der gläubigen Evangelisten zu Grunde liegen." Der Freund fragte ihn, wie er bei solchen Ansichten mit Freuden in einer orthodoxen Gemeinde Prediger sein könne? Biernatzki antwortete: „Das „„mit Freuden"" wollen wir streichen, da der Satz sich ohne dieses Einschiebsel wahrer ausspricht. Weißt Du, wie es mit der Orthodoxie der ungebildeten Classe beschaffen ist? Sie ist blos ein Nachbeten des in der Schule Gelernten, sie ist nicht in Geist und Leben übergegangen. Ihre Tugend beruht auf dem Glauben an Gott, ihre Hoffnung der Sündenvergebung auf verworrenen Begriffen; sie ergreifen, wenn es ihnen geboten wird, in Augenblicken der Reue die Mahnung an Christi Blut und Tod; aber sie halten nicht fest daran, weil die Stimme des Gewissens stärker ist, als dieser verworrene Glaube. — Ich habe im Gespräche mit der reinsten Seele meiner Gemeinde den Grund ihrer Frömmigkeit in einem reinen und festen Glauben an Gott gefunden, in dem Vertrauen auf den Vater, in der Hoffnung auf Unsterblichkeit. Es ist nicht Christus, der ihn erfüllt, aber er ist doch ein Christ, in der moralischen Bedeutung dieses Wortes. — Wie die Orthodoxie will, daß Christus im Menschen lebe, so will ich, daß Gott lebendig sei in seinem Herzen." Der Freund, der noch in Kiel und vorzugsweise Philosophie studirte, war schon innerlich mehr für den Glauben der Kirche gewonnen worden und theilte seine An-

sichten Biernatzki mit. „Wohlan, Ludwig, antwortete dieser, wir wollen es versuchen, die Hand darauf! Du durch Christum zu Gott, ich gerade hinauf zum Vater, und wer dann zuerst an des Andern Brust sich wirft und jauchzt: Ich bin glücklich! — der habe gewonnen.“ — Den Einwurf, daß eine abstracte Erkenntniß Gottes das warme religiöse Gefühl abkühle, wies er mit den Worten zurück: „Ich will ja weit mehr, ich will in ihm leben und weben, ich suche nicht blos den Gott außer mir, ich suche ja den Gott in mir zu erkennen; nicht ich, sondern Gott soll in mir und aus mir heraus fühlen, denken und handeln. Was dieses Leben und Wirken Gottes in mir und aus mir heraus hemmt und zurückwirft, ist Sünde, daher die Sünde mein und die Tugend — Gottes. Das klingt mystisch, aber der Name thut nichts zur Sache, und ich habe wenigstens keine Mystiker gelesen.“ Er beabsichtigte, sich ein vollständiges System auszubilden; bis dahin wollte er in seiner Schule den Kindern die christlich-historische Katechismuslehre mittheilen, da er zum Reformiren, wenn er es je könne, noch nicht vorbereitet sei. Jeder besseren Ueberzeugung aber werde er willig sein Ohr öffnen.

Um Ostern 1823 war der Freund bei Biernatzki auf Nordstrand zum Besuch und erkannte, wie Biernatzki in einem lebhaften, jugendlichen Treiben allmälig wieder zu frischem Muthe erstarkte. Es herrschte auf der Insel große Wohlhabenheit; die sogenannten Rathmänner waren zum Theil durch das Leben gebildete, erfahrene Menschen, einige als Seefahrer weit gereist. Die Verfassung der Insel war

zum Theil republikanisch, wodurch ein Gefühl der Gleichheit hervorgerufen wurde, mit welchem sich um so leichter große Gastlichkeit verband, als neben natürlich wohlwollendem Sinne die Lust an geselliger Unterhaltung dazu hintrieb. Biernatzki genoß allgemeiner Liebe und Achtung, vorzugsweise gefiel er den Leuten durch seine anziehende Erzählungsweise. Man schätzte dort das Erzählen sinnreicher Anekdoten, und da er es darin allen Anderen zuvorthat, so war er überall gern gesehen; ja selbst manche seiner Ausdrücke waren sprichwörtlich geworden, wie es bei der Isolirtheit des Insellebens leicht zu geschehen pflegt. Schnell rauschten den Freunden die vierzehn Tage vorüber, welche sie mit einander zubrachten. Als die Stunde des Abschieds nahte, geleitete Biernatzki den Freund nach Husum hinüber, und hier sagten sie einander Lebewohl, um von nun an, der Eine im schon gefundenen Wirkungskreise, der Andere noch ohne Amt, Jeder zu wirken, so lange es Tag sei, und den Bund ihrer Herzen treu zu bewahren.

In Biernatzki's Verhältnissen trat bald darauf eine Aenderung ein, welche einen ebenso wohlthuenden Einfluß auf seine äußerliche Lage, als auf seine innere Gemüthsstimmung übte. Gewohnt, in der Cousine eine theilnehmende Freundin zu erblicken, der er sich ohne Rückhalt hingeben durfte, suchte er nach ihrer Abreise die ihn umgebende Leere durch schriftliche Mittheilungen auszufüllen. Der anfangs gleichgültige Ton dieser Briefe wurde, da sie auf gegenseitiger Achtung und klarer Erkenntniß aller Verhältnisse beruhten, bald wärmer, inniger, liebend, und der überraschte

Freund empfing in Altona die Nachricht von Biernatzki's Verlobung mit der geliebten Cousine Henriette Jacobine de Vries. Am 17. August 1823 feierte er in Flensburg, der Vaterstadt seiner Gattin, seine eheliche Verbindung. Sie machte das Glück seines Lebens hienieden aus, und was sie anfangs war zur Zeit, als die gegenseitige Neigung unbemerkt erwachte, das ist sie geblieben bis an das Ende, eine innige, durch nichts getrübte, im höchsten Grade glückliche Vereinigung der Herzen. Gleich in den ersten Wochen seines Ehestandes schrieb Biernatzki dem Freunde: „Ich möchte, daß auch Du erst in den Hafen der Ehe eingelaufen wärest, dann könnte man Dir doch recht aus vollem Herzen eine stundenlange Predigt über das Glück einer fünfwöchentlichen Ehe vorschwatzen. Weiter gehen meine Erfahrungen noch nicht; aber, lieber, treuer Freund, ich darf es Dir mit freiem, offnem Auge sagen, ich hoffe, so glücklich zu bleiben, wie ich bin. Früher trieb eine unbestimmte Sehnsucht, eine Unzufriedenheit mit der nächsten Umgebung den Sinn in die Welt hinaus; man gehört dem allgemeinen Menschenvereine an und möchte für Alle leben und wirken und fühlt es zu unangenehm, daß man sich in der Menge verliert. Nun mit der Ehe ist man gleichsam aus der Welt herausgetreten, sie ist Einem viel fremder geworden, denn das ganze Leben und Wirken beschränkt sich fast nur auf den kleinen Kreis der nächsten Umgebung. Häuslich werden, das heißt mehr, als blos viel zu Hause sein; das heißt, in seinen vier Wänden, unter seinem Strohdache sein Glück, seine Welt finden. Die Welt außerhalb unserer Wände kommt uns vor, wie ein

Buch, man blättert wol mal darin, aber man lebt doch nicht darin!" —

Mit solcher Stimmung war Biernatzki, wie Pelt in seinen Erinerungen an ihn erzählt, in den Ehestand eingetreten, er bewahrte das Edle darin, während das Unreife in diesen Empfindungen sich bald durchbildete. Seine Frau ward immer mehr der Schutzengel seines Lebens; mit klarem Verstande das Aeußere erfassend, lehrte sie ihn in seinen Umgebungen Vieles sehen, was zwar vor seinen Augen gelegen hatte, aber ihm dennoch verborgen geblieben war. Frauen ist es überhaupt mehr eigen, die kleinen Zeichen zu beachten. Schon darum sollten Prediger nicht unverheirathet bleiben, aber auch immer Frauen haben, die sie nicht herabziehen, sondern mit ihnen sich gern erheben. So war Biernatzki's Frau, das zeigt sich im Ton seiner Briefe mehr noch, als aus deren Inhalt. Als eine musterhafte Hausfrau brachte sie bald seine äußeren Angelegenheiten, trotz der sehr kleinen Stelle, in Ordnung, und wußte ihm jene kleinen Annehmlichkeiten und Freuden zu bereiten, welche, von der Liebe geboten, das Leben so sehr verschönern. Die Nahrungssorgen konnten so nicht aufkommen und die Liebe wuchs mit jedem Tage. „Mit der zartesten Aufmerksamkeit, mit der treuesten Pflege", schreibt er dem Freunde, „ist sie stets um mich beschäftigt. Alles thut sie, Alles erträgt sie, wenn es darauf ankommt, eine mir noch so unbedeutende Freude zu verschaffen. Hätte ich eine bessere Stelle: so würde ich sehr ängstlich darüber sein, daß ich zu glücklich wäre!"

Nicht wenig wurde sein Glück erhöht, als ihn seine Gattin mit einer Tochter beschenkte, die aber bald der Tod ihnen wieder nahm. Aus einem Briefe an seine Schwester ersehen wir seinen tiefen Schmerz über den Verlust, zugleich den Trost, mit dem er sich beruhigte. „Mit zitternder Hand ergreife ich heute die Feder, liebe, theure Schwester. Wollte Gott! daß ich Dir keine traurige Nachricht zu schreiben hätte. Aber weine nicht, treue Schwesterseele, hebe den Blick nach oben und bete mit Deinem armen Bruder: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Meine Jette liegt noch an meinem Herzen, aber mit Thränen im Auge sucht sie Trost für sich und mich, denn ach! unser Engel Lina ist — Gottes Engel geworden. Sie war so schön und so klug in ihrem zarten Alter; Gott hat sie hinweggenommen von dieser Erde, um sie mit seinen Engeln zum Engel zu erziehen. Heute wäre sie ein Vierteljahr alt geworden und liegt nun mit Blumen des Herbstes, mit Astern geschmückt in ihrem kleinen Sarge. Sie ist von der Erde geschieden, ohne die Leiden derselben kennen gelernt zu haben; sie ist von der Erde geschieden ohne Schuld und Reue, die steten Begleiter der schwachen Sterblichen. Sie ist nicht zu bedauern. Selig sind die Todten, die reines Herzens zum Vater kommen. Und wir? warum sollten wir weinen? Unser heiligster Entschluß war, sie fromm zu erziehen, ihr das Leben freundlich zu machen. Gott will das nun für uns thun. Er kann es ja besser als wir; besser als wir mit der größten Aufmerksamkeit, mit der innigsten Liebe, mit der heiligsten Umsorge es hätten thun können. So wollen wir sie denn auch ohne

weitere Klage diesem weiseren, besseren, mächtigeren Erzieher übergeben; und mit demselben Gedanken sie dem Schooß der Erde anvertrauen, mit dem ich ihre Taufe eröffnete: Vater, Du hast Alles wohlgemacht! — Dieser Trost stärke unsere Seelen, und, Schwester, ja er hat uns schon gestärkt. Ruhig ordnet meine Jette Alles zur morgenden Bestattung an, und über das bekümmerte Mutterherz siegt der Glaube. Künftig wird uns der Himmel näher gerückt sein, er ist uns nahe verwandt, denn über den Sternen ist unser Kind, unsere Lina. Möchte auch Dir dieser Brief, wie er Deine Thränen hervorruft, sie mit stiller Wehmuth trocknen. Ueber allem irdischen Wechsel, über allen Nachtgewölken des Lebens schwebt ein heller Stern, das ist der Glaube an Gott, den Vater. Amen."

Das behagliche Stillleben seines Hauses ward im Februar 1825 durch ein gewaltiges Ereigniß unterbrochen. Es war dies die verheerende Wasserfluth, die in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar die Westküste der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie Jütlands, überschwemmte, manchen gefährlichen Deichbruch verursachte, vornehmlich aber die Halligen schrecklich verwüstete. Biernatzki hat dieselbe so meisterhaft selbst im 23. Abschnitte seiner Novelle: „die Hallig" beschrieben, und nach seinem eignen Geständniß sind die Schilderungen allein aus der „Geschichte jener furchtbaren Nacht des Trübsals" in seiner eignen Gemeinde entnommen, daß es überflüssig wäre, eine Beschreibung zu wiederholen. Allein es sei mir erlaubt aus einigen Briefen, die er damals schrieb, Dasjenige zu entlehnen, was

einestheils zur Bewahrheitung seiner eben angeführten Behauptung dienen kann, anderntheils uns zeigt, mit welcher Geschicklichkeit er den Thatsachen selbst ein novellistisches Gewand umzuwerfen wußte, ohne sie zu entstellen. „Ich beeile mich, den Gerüchten zuvorzukommen, die gewiß die furchtbarsten Nachrichten über unsern Zustand verbreiten werden. Freilich hat das lange drohende Unglück auch uns betroffen, allein wir sind glücklicher davon gekommen, als Tausende unserer Nebenmenschen. Wir sind am Leben, Alle gesund und haben Nichts verloren. Jetzt zu den genaueren Umständen. Am 3. Februar, Donnerstag Abend, wehte ein starker Nordwind. Dieser Wind ist uns sonst nicht gefährlich, daher die Meisten ruhig zu Bette gingen. Zu diesen gehörten auch wir. Gegen 2 Uhr Nachts wurden die dem Deich zunächst Wohnenden durch das Getöse der Wellen geweckt, die an ihre Thüren schlugen. In der Angst konnte man sich diese Erscheinung nicht anders erklären, als daß alle unsere Deiche durchbrochen seien, und der Schreckensruf: Holt Wasser (d. h. besorgt euch Trinkwasser, bevor die Stellen, wo süßes Wasser zu haben ist, mit dem ganzen Lande unter Wasser gehen) lief wie ein Lauffeuer durch's Land und weckte die ruhig schlummernden Bewohner. Die Meisten dachten an Feuersgefahr, und dieser Gedanke war auch der erste, den wir faßten, und der uns mehr erschreckte, als die Gefahr, die uns vom Wasser drohte, hätte erschrecken können. Aber schrecklicher Anblick, als wir in die helle Frostnacht hinaustraten! Die See war weit höher gestiegen, als unsre Deiche, und stürzte über sie weg in vollen Fluthen

in's Land herein. Nun wurden alle Tonnen, Kufen, Baljen und Eimer mit Trinkwasser voll geschleppt, und als wir damit zu Ende waren, fiel die Fluth wieder, unsere Deiche hatten widerstanden. Der Norden, wo wir wohnen, war dieses Mal dem Hauptsturme ausgesetzt und dennoch standen unsere Deiche; nur einige Aecker wurden von den über sie hinströmenden Wellen überschwemmt, die, so weit die Geschichte Nordstrands geht, noch nie so hoch gewesen waren. Allein im Südertheil der Insel, wo man es gar nicht vermuthete, drang die Fluth durch, und zwei Koege, ein Drittheil des Landes, steht unter Wasser. Die Zwischendeiche, die das Land in vier Theile trennen, hemmten die weitere Ausbreitung der Ueberschwemmung. Obgleich einige Häuser durch die Wuth der Wellen niederstürzten, sind doch nur zwei Menschen durch Zufall ertrunken. Ob man die Koege so bald wieder in den Stand setzen kann, eine neue Fluth, die Gott verhüte, abhalten zu können, ist die Frage. Der Schaden, den die Deiche, die unser Haus, welches auf einem hohen Zwischendeich liegt, umgeben, gelitten haben, ist zum Theil schon wieder gebessert. Aber traurig steht es für die andern Inseln der Nordsee aus. Am Morgen nach dem Sturm war unser Strand mit so vielen Trümmern bedeckt, daß es aussah, als wenn längs des ganzen Ufers eine dichte Reihe von Häusern zertrümmert sei. Balken, Sparren, halbe Dächer, Kisten, Betten, Tische, Stühle, alles mögliche Hausgeräth lag schichtenweise aufgehäuft. Die Insel Südfall in unserer Nähe ist ganz verschwunden. In diesem Augenblicke geht ein Boot nach meiner Gemeinde, um die

Leute, die sich da noch gerettet haben, herüberzuführen. So viel man von hier sehen kann, sind zwei Wohnungen gänzlich fort, von anderen stehen noch einzelne Balken, von zweien nur noch die Mauern. Die Zeit ist ernst, meine gute Schwester, und Gott siehet auf uns, ob wir durch kräftige Ausführung dessen, was jetzt Noth ist, uns würdig zeigen, eine bessere zu verdienen und künftig zu genießen. Wohl mir, daß meine Jette mit mir darin übereinstimmt, daß wir jetzt weniger an uns selbst denken müssen, als daran, das Elend zu mildern, das unsere Nebenmenschen betroffen hat, während es uns verschonte. Unsern großen Saal räumen wir aus, Heu und Bettlaken müssen dort ein großes Lager für die unglücklichen Moorleute bilden, die wir heute Nachmittag mit dem zurückkehrenden Boote erwarten. Denkt Euch die Lage dieser Menschen, die, jedes Obdachs beraubt, in durchnäßten Kleidern, ohne irgend eine Bequemlichkeit des Lebens gerettet zu haben, bei der heute eintretenden starken Kälte dort jammern, und dann fragt Euch selbst: darf hier der Prediger unthätig bleiben? Laßt die Sorge um mich Euch nicht blind machen gegen die Pflicht, die mir die Menschlichkeit und mein Amt auflegt!"

Eine außerordentliche Thätigkeit, der Noth abzuhelfen, entwickelte Biernatzki bei dem allgemeinen Unglück. Nachdem er mit aufopfernder Liebe für die ersten Bedürfnisse seiner Gemeinde, für Obdach und Nahrung gesorgt hatte, bemühte er sich, derselben einigermaaßen den Verlust ihrer Habe zu ersetzen. Ein größeres Gedicht, das er bereits zum größten Theile fertig hatte, ward noch einmal flüchtig

redigirt und dann unter dem Titel: „Der Glaube, ein religiöses Lehrgedicht, zum Besten der durch die letzte Ueberschwemmung zu Grunde gerichteten kleinen Gemeinde auf der Hallig Nordstrandischmoor" herausgegeben. In der Vorrede dazu sagt er selbst, daß die Umstände es früher und daher ungefeilter an's Licht gebracht hätten, als sich mit der strengen Kritik vertragen werde. Aber er suche auch nicht Dichterruhm, sondern nur das Lob, nicht in dem Bestreben, Unglücklichen Hülfe zu bringen, zurückgeblieben zu sein. Seine Bemühungen wurden mit dem besten Erfolg gekrönt. Das Taubstummen-Institut in Schleswig erbot sich, von diesem Gedichte tausend Exemplare in seiner Druckerei unentgeldlich zu verlegen, und diese waren so schnell vergriffen, daß schon nach kaum zwei Monaten eine zweite Auflage veranstaltet wurde. Von vielen Seiten gingen außerdem noch manche Geldbeiträge ein, welche zur Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse verwendet wurden. „Bald bin ich in Schleswig, bald in Husum (wo sich eine eigne Unterstützungs-Commission gebildet hatte) — so schrieb Biernatzki schon am 19. Februar aus Husum dem Freunde — und Geld fließt mir allenthalben zu, um diese Reisen mit Erfolg und Ueberschuß für meine Gemeinde machen zu können. Gestern und heute erhielt ich auch von der Stadt Husum Roggen, Kartoffeln, neue Leinwand, Strümpfe u. s. w., und von Privatpersonen alte Kleidungsstücke in Menge. Ludwig, ich bin so froh und meine Jette so glücklich! Morgen gehe ich mit einem Transport nach Nordstrand. Welche Freude wird meine Ankunft bringen!" — Es mag

wol nicht zu viel behauptet sein, daß die kleine Gemeinde die Wiedererlangung ihres Besitzes fast einzig ihrem Prediger verdankte, der mitten in der allgemeinen Noth auch für eine nützliche Verwendung der Hülfsmittel gewissenhaft Sorge trug. Schon im April konnte er dem Freunde berichten: „Der Zustand meiner Gemeinde fordert in diesem Augenblicke keine Hülfe an Nahrung und Kleidung, da bis jetzt noch Alles, was ich verlangt habe, mir von der Unterstützungs-Commission in Husum zugekommen ist, und auch, wie versprochen ist, inskünftige geleistet werden wird. Von mir erhalten sie nur Geld und zwar zum Wiederaufbau der Häuser und Werften und Ankauf von Schafen; aber ich halte vorerst noch etwas damit zurück, um sie durch Unterstützung zur rechten Zeit und zu bestimmten Ausgaben zu bewegen, mehr auf die künftige Sicherung ihres Lebens und Eigenthums Bedacht zu nehmen. Mein Streben geht also nicht so sehr auf die Gegenwart, als auch auf die Zukunft. Ich besorge ihnen von der Unterstützungs-Commission, was sie gebrauchen an Nahrung und Kleidung, und nur wo es ganz nöthig ist, bekommen sie von mir Geld. Du mußt aber nicht glauben, daß meine Gemeinde bei diesem Zurückhalten etwas entbehrt. Sie bekommen immer Alles, was sie gebrauchen, von mir, und selbst früher gewohnte, sonst entbehrliche Genüsse, als z. B. Thee, den die Unterstützungs-Commission nicht austheilt, erhalten sie durch mich. Eine Familie ist noch immer ganz in meinem Hause und wird auch nicht wieder nach der Hallig gehen, sondern sich hier anbauen. Die Uebrigen gehen Alle wieder hin."

Diese eben erwähnte Familie bestand nur aus zwei alten Eheleuten, die achtzehn Wochen lang in Biernatzki's Hause verpflegt wurden. Auch sie hatten Alles verloren, gruben aber eine Zeitlang nachher noch zwei Stücke Leinwand, so wie einiges eiserne Kochgeschirr an der Stelle ihrer Wohnung zu ihrer großen Freude wieder aus dem Schlick hervor. Sie waren in der ganzen Gemeinde die Bedürftigsten, da sie, bereits von Alter gebeugt, sich Nichts wieder erwerben konnten. Deshalb verwendete Biernatzki den größten Theil des Ertrages seines Gedichtes dazu, ihnen ein kleines Häuschen auf Nordstrand erbauen zu lassen, in dem sie ohne Sorge ihre letzten Lebenstage hinbringen konnten. Die Unterstützungs-Commission schenkte ihnen zwei Schafe, eine Kuh und das nothwendigste Hausgeräthe, und an einem Juniabend geleiteten Biernatzki und seine Gattin ihre alten Pfleglinge in die neue Wohnung. Hier angekommen, stellte ihnen Biernatzki in einer herzlichen Anrede die Gnade des Ewigen vor Augen, der sie Alle im Sturm und Wogendrang so wunderbar geschützt habe, und forderte sie auf, mit ihm Seine Güte und Liebe im Gebete zu preisen. Dann setzte er sich mit seiner Gattin zu den Alten nieder und theilte mit ihnen das Abendbrod, was aus den Vorräthen in der Speisekammer des Häuschens bereitet war. Mit dem tröstlichen Gefühle: Geben ist seliger, denn Nehmen! verließen sie erst spät am Abend die Hütte des Friedens. —

Wir müssen noch einmal zu dem bereits erwähnten Lehrgedichte „der Glaube" zurückkehren, in welches Bier-

natzki seine damalige religiöse Gesinnung niedergelegt hatte. Schon im Jan. 1823 schrieb er seiner Schwester: „Ich bin in der letzten Zeit recht fleißig gewesen, indem ich meine Gedanken über den Ursprung des Glaubens, den richtigen Standpunkt der Vernunft zu demselben, und über das Wesentliche der Religion, in einem Lehrgedichte zu Papier gebracht habe, welches kleine Werk, wenn Umstände mich begünstigen, diesen Sommer gedruckt werden wird. Ich habe mich über mich selbst wundern müssen, daß es mir so leicht gelang, dieses schwierige Thema zu bearbeiten, und da Du weißt, wie wenig ich von eignen Geistesarbeiten eingenommen bin: so glaube ich doch, wenn ich noch einige Verbesserungen anbringe, wirklich etwas nicht ganz Mißlungenes liefern zu können." Dieser hier ausgesprochene Wunsch, sein Werkchen gedruckt zu sehen, ging ja nun so bald in Erfüllung; und merkwürdig ist es, daß schon damals die Hallig die nächste Veranlassung wurde, ihn als Schriftsteller mit Glück bei dem Publikum einzuführen. Denn ohne jene Ereignisse wäre doch vielleicht dies Lehrgedicht nicht veröffentlicht worden, da Biernatzki hier eine mehr als gewöhnliche Scheu zu überwinden hatte. „Mir ist der Eintritt in das schriftstellerische Amt, gestand er dem Freunde im April desselben Jahres, bei meiner gewöhnlichen Aengstlichkeit, mit Gewalt durch die Umstände aufgedrungen, und der Gemeinspruch: Ein Unglück ist des Anderen Glück! findet auch hier seine Anwendung." Ausführlicher legte er dann demselben Freunde sein eignes Urtheil und den Plan des Ganzen vor Augen. „Es fehlt, schrieb er, nach meiner Mei-

nung, an einem festen, innern Zusammengreifen der einzelnen Theile; es scheint mehr ein Entwurf, als ein ausgearbeitetes Ganze, was es ja denn auch nur eigentlich ist. Es fehlen, wie es gewöhnlich bei meinen Gedichten der Fall ist, ein Drittheil Verse. Die erste Hauptbetrachtung, wie der Glaube im Menschen entstehe, ist zu undeutlich ausgedrückt. Es soll nämlich gesagt werden, der Glaube komme nicht aus dem Menschen selbst, nicht aus einer Geistesthätigkeit, die ihm angeboren ist, sondern erst aus einer Geisteswirkung der Gottheit auf des Menschen Geist, dem blos die Empfänglichkeit für die Einwirkungen des höheren Geistes gegeben ist. Diese Einwirkung des göttlichen Geistes geschieht auf alle Menschen und immerwährend, und macht den Menschen erst zum Kinde Gottes, zum Menschen; ohne sie wäre er nur das erhabenste Thier. Dann fehlt dem Ganzen der eigentliche Dichtergenius. Es sind gute Gedanken, in ein schönes Gewand gekleidet, aber der Dichter soll mehr thun. Er soll seine Gedanken gleichsam zu lebendigen Gestalten machen, die selbsthandelnd erscheinen; das Gedicht soll nicht so sehr und allein den Geist des Dichters aussprechen, sondern vielmehr ein eigner Geist sein, der nur im Gewande der Worte und Reime auftritt. Dies ist bei einem Lehrgedichte sehr schwierig und mir, der ich überhaupt nicht zum Dichter geboren bin, — und ein Solcher kann es allein leisten, — nur an wenigen Stellen gelungen. Was Versbau und Wohllaut betrifft, so weißt Du aus meinen früheren Produkten, daß Du auch in diesem Gedichte nur wenig Härten und keine Wortverdrehungen finden wirst — was für

einen neudeutschen Dichter der jetzigen Zeit kein kleines Lob ist." Einzelne Fragmente dieses Gedichtes, welches Biernatzki in späteren Jahren, nachdem er seine religiösen Ansichten geändert, ganz anders ansah, werden in der Sammlung seiner Gedichte mitgetheilt werden und hinreichen, seine damaligen Anschauungen zu begreifen. Auch werden dort die dichterische Beschreibung der „Ueberschwemmung," die „Weihe" und das „Gebet," welche er zugleich mit diesem Lehrgedichte veröffentlichte, ihre Stelle finden.

Der Halliggemeinde, welche zum dritten Male in einer kurzen Reihe von Jahren Alles wieder bei dieser Ueberschwemmung eingebüßt hatte, fehlten die Mittel, eine Kirche wieder zu bauen und einen Prediger zu halten. Biernatzki hatte bereits von Friedrich VI., der im Sommer 1825 die durch die Sturmfluth verwüstete Westküste seiner Herzogthümer, auch einige der Inseln, unter denen Nordstrand, besuchte, die Zusicherung für die vacante Predigerstelle in Friedrichstadt erhalten. Das Document seiner Berufung dorthin ward ihm kostenfrei zugesendet, begleitet von einem Geschenke aus der Chatulle des Fürsten, als Anerkennung seines menschenfreundlichen Strebens für seine Gemeinde in jenen Stunden der Noth und Angst. Es traf gerade wenige Stunden nach der Geburt einer Tochter ein und erhöhte seine und seiner Gattin Freude. Dagegen betrübte es die Gemeinde sehr, als sie davon erfuhr, da sie noch immer gehofft hatte, Biernatzki werde das Anerbieten einer Gehaltszulage von 50 Mark nicht ausschlagen und bei ihnen bleiben, so lange ihr Aeltester und Vorsteher, ein siebenzig-

jähriger Greis, lebe. Nun baten sie, noch ein Mal mit ihrem Prediger das Mahl des Herrn feiern zu dürfen. Bereitwillig wurde ihnen dazu die Kirche auf Nordstrand eingeräumt. Am bestimmten Tage kam die ganze Gemeinde der Hallig herüber; eine in jener Gegend seltene Windstille begünstigte ihre Fahrt. Sie versammelten sich im Hause Biernatzki's, von wo aus sie sich, ihren Priester voran, in der Mitte der beiden ältesten Männer, denen sich die Uebrigen paarweise anschlossen, in einem langen Zuge zur Kirche begaben. Hier ward der Gottesdienst in üblicher Weise mit Gesang begonnen, mit einer Beichtpredigt fortgeleitet und mit der Feier des Abendmahles, welcher zuletzt noch ein Schlußgesang folgte, beschlossen. Die Gemeinde begleitete ihren Priester in seine Wohnung zurück, und als sie dort Abschied von ihm nahmen, da ward viel Weinens unter ihnen, und die braven, schlichten Leute wollten gar nicht die Hände Desjenigen fahren lassen, der sich ihnen in der Stunde der Gefahr so sehr als ihr treuer Hirte bewährt hatte.

Am 21. October verließ Biernatzki mit seiner Gattin und seiner jungen Tochter Nordstrand, bis zum letzten Augenblicke überhäuft mit Beweisen der Liebe von Seiten der Nordstrander Gemeinde, — einer Liebe, deren Erinnerung ihn noch oft in seinen letzten Lebenstagen erfreute. In Friedrichstadt ward er ehrenvoll im Predigerhause von den Vorstehern der lutherischen Gemeinde empfangen. Eine Gastpredigt, die er dort, nachdem er zum Prediger ernannt war, gehalten, hatte ihn schon einigen Einwohnern bekannt gemacht. Alle aber sahen mit ungeheuchelter Freude seinem

Dienstantritte entgegen. Der 25. October war der Tag, an welchem er in sein neues Amt feierlich eingeführt wurde. Der Weg zur Kirche war mit Blumen bestreut, die Kanzel mit Blumen geschmückt. Biernatzki hielt seine Predigt mit innerer Kraft und Erhebung, und manche Seele mag getröstet und erquickt, geweckt und gestärkt das Gotteshaus verlassen haben. Denn es war seit den letzten Monden in Biernatzki's Herzen eine Aenderung vorgegangen, die ihn inniger und tiefer als je das Göttliche des Christenthums durchschauen ließ und seinen Predigten mehr Innerlichkeit und Wärme mittheilen mußte. Dieses Umschwungs seiner christlichen Denkweise war er sich klar bewußt, und sie war eine so gründliche und ernstlich gemeinte, wie nicht weniger die Macht des heiligen Geistes bewährende, daß ich sein eignes Geständniß darüber, wie er es dem Freunde mittheilte, wiederzugeben mir erlaube. „Daß ich, ohne zu den orthodoxen Parteien zu gehören, in der Lehre von der Gottheit Christi nicht mehr Zweifler bin, wird Dir erfreulich sein. Meine Gründe dafür sind reine Vernunftgründe (— was freilich durch die gleich folgende Erzählung widerlegt wird —), und die historischen Beweise gelten mir nur als Hülfsbeweise, die ich allenfalls auch entbehren könnte, ohne jetzt zu zweifeln. Einer der für mich eindringlichsten ist der: daß der Mensch, so lange er Mensch ist, immer für seine Ideen, wenn er sie mit Bestand und Liebe umfassen soll, der sinnlichen Erscheinung bedarf. Das ist die Entstehung des Götzendienstes. Der Mensch kann sich nicht zu der rechten, herzinnig empfundenen Idee von Gott, dem all-

mächtigen, ewigen, allwissenden, allgegenwärtigen, heiligen und gerechten Geiste aufschwingen; sie verschwimmt ihm, wenn er sie recht denken, recht auffassen will, in ein undenkbares Nichts. Er kann also nur zum Götzendienste oder zu leeren, alle Wärme vernichtenden Gedankenbestimmungen kommen. Vor diesen beiden Abwegen bewahrt die unendliche Liebe des Vaters die Menschheit durch die Erscheinung Jesu Christi, der als sichtbarer Gott dem Menschen in seiner Erscheinung das Menschlich-Nothwendige gab, um sich daran und dadurch zur Anbetung des Unendlichen im Geiste und in der Wahrheit aufzurichten. Da ich meine jetzigen Ueberzeugungen keinem Buche, sondern nur mir selbst verdanke, so glaube ich auch, daß sie feststehen werden. Mir selbst, sage ich? — Es giebt Dinge im Leben des Menschen, die über seinen Verstand hinausliegen. Höre! Im Sommer war ich hier, um eine Gastpredigt zu halten. Die Predigt war längst fertig und sollte nur noch ein wenig eingeübt werden. Mit dem Gedanken daran legte ich mich zu Bette und memorirte so noch vor mich hin. Auf einmal stand die Lehre von der Gottheit Christi, mit der meine Predigt keine Berührung hatte, vor mir hell und klar; wie sich dies aus meinen damaligen Gedanken ergab, konnte ich nicht begreifen. Genug, am folgenden Morgen ward die Predigt nach dieser neuen Ansicht umgeändert und durch weiteres Nachdenken mit Vernunftgründen gestützt. Giebt es im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeiste näher ist als sonst? — Hatten sich doch noch kurz vorher keine Zweifel gegen meine frühere Ueberzeugung gemeldet. — Daß ich

mich jetzt von jeder Leidenschaftlichkeit, die ja auch im Glauben Statt finden kann, fern zu halten suche und ruhig weiter forsche, ohne dabei etwas für oder wider zu lesen, soll mir, wie ich hoffe, eine immer größere Festigkeit geben. Meine Zuhörer müssen nun mit mir einen ähnlichen Gang gehen. Ich suche sie auf ihr Nichts zurückzuführen, um sie so weit zu bringen, daß sie die Nothwendigkeit einer höheren Offenbarung begreifen und ergreifen lernen."

Diese Umkehr war ein entscheidender Wendepunkt in Biernatzki's innerem Leben. Er ward von nun an immer mehr und mehr dem evangelischen Glauben zugewendet, und nie sprach er ohne Bewegung und Andacht von dieser Umwandlung. Je bedeutsamer dies für sein eignes Wirken war, desto wichtiger war es zugleich für seine amtliche Stellung in Friedrichstadt. In dieser Stadt nämlich, einer der neuesten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, haben mehrere Religonsparteien das gleiche Recht der Duldung. Sie ward im Jahre 1624 von remonstrantisch-reformirten Flüchtlingen aus Holland unter den besonderen Auspicien des vortrefflichen Herzogs von Gottorf, Friedrich III., gegründet. Später blieb sie auch anderen fremden Religionsparteien, ein willkommenes Asyl. Daher sind dort neben der jetzt zahlreichsten Gemeinde der Evangelisch-Lutherischen, noch die Ueberreste der Remonstrantisch-Reformirten, die Mennoniten und selbst eine kleine Gemeinde römisch-katholischer Christen. Auch die Israeliten haben dort ihre Synagoge und gleiche Bürgerrechte mit den christlichen Einwohnern. Jede dieser Gemeinden hat ihre beson-

dere Kirche und ihren besonderen Prediger. Diesen Letzteren gegenüber stand nun Biernatzki, als ein ächt evangelischer Geistlicher, mit dem Worte von der Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben an Jesum Christum, und seine lebensfrischen, die besonderen Vorkommnisse in der Gemeinde beständig berücksichtigenden Predigten wurden in dieser eine neue Weckstimme, zu beharren im Glauben ihrer Väter. Seine Zuhörer waren stets zahlreich und horchten ihm mit Andacht. Ihm war das Amt das Theuerste, dem er alle Kräfte seiner Seele zuwendete. „Das Amt, schrieb er dem Freunde, ist der Stützpunkt, worauf die Kraft unseres Geistes ruht und von dem sie ausgeht, um zu wirken und nach jedem mißlungenen Ausfluge in die weiten Regionen des allgemeinen Wohls getröstet zurückkehrt in die kleine Rotunde, in der wir festsitzen. Es ist wol war, diese Rotunde kommt Einem oft zu klein vor, aber dies kann nur bei Denen der Fall sein, welche ihres Amtes nicht recht warten. Ein jedes Amt, wozu man studirte Leute braucht, ist gewiß der Art, daß bei einer richtigen Auffassung und treuen Ausübung dessen, was man darin thun kann, es unserer Kraft würdig und sie beschäftigend erscheint." Dem Amte widmete er daher auch die angestrengteste Thätigkeit. Bald nach seinem Antritte in Friedrichstadt trat durch die Versetzung des Predigers im benachbarten Kirchdorfe Coldenbüttel, in der Landschaft Eiderstedt, eine Vacanz ein, und die dortigen Kirchenvorsteher ersuchten Biernatzki um Verwaltung des Predigerdienstes bis zur Wahl eines neuen Predigers. Er nahm mit Freuden

das Anerbieten an und sah so mit einem Male das Gebiet seiner Thätigkeit bedeutend erweitert. Einen Sonntag predigte er in Friedrichstadt, den anderen in dem nur eine halbe Stunde entfernten Coldenbüttel, wo immer auch einige Mitglieder seiner Gemeinde sich zum Gottesdienste einfanden. Der Herr segnete auch sichtlich sein Bemühen. Einer, der fünf und zwanzig Jahre lang die Kirche nicht besucht hatte und nun zuerst aus Neugierde wiedergekommen war, ward mit Reue und Andacht ein regelmäßiger Besucher der Sonntagsfeier. Eine Tochter, welche bereits verheirathet, seit Jahren mit ihrer Stiefmutter entzweit gewesen und lange ihr Haus nicht betreten hatte, wurde von einer Neujahrspredigt über das Thema: „Alles sei vergeben, Alles sei vergessen" so ergriffen, daß sie gleich nach dem Schlusse des Gottesdienstes zu ihrer Stiefmutter eilte und sich gänzlich mit ihr aussöhnte. Manche amtliche Erfahrungen machte Biernatzki, die nur wenigen Geistlichen unseres Landes vorkommen mögen. So bereitete er einen sieben und zwanzig Jahre alten Israeliten, der ein Bekenner der christlichen Religion werden wollte, zu diesem Uebertritte vor und taufte ihn, nachdem derselbe öffentlich sein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Manches Kind aus einer gemischten Ehe, welches zur katholischen Religion übertreten wollte, fand bei ihm Unterweisung und Belehrung, nicht selten mit Erfolg, so wie überhaupt die beständige Wachsamkeit über das in dieser Beziehung geltende Landesgesetz von ihm nie unterlassen wurde.

Den schon bestehenden Bibelverein in Friedrichstadt, dem er als lutherischer Prediger vorstand, war er auf's Eif-

rigste zu fördern bemüht, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, aus den jährlichen Berichten, die er über Bestand und Fortgang desselben der Schleswig-Holsteinischen Landes-Bibelgesellschaft eingesendet hat, einige Bruchstücke mitzutheilen, welche dieses Bestreben Biernatzki's beurkunden und auch schon damals in den Jahresberichten der Gesellschaft abgedruckt sind. „Vielen liegt hier, so schrieb er, noch die Sache der Bibel am Herzen, und unser Verein betreibt sein Werk mit Eifer. Möchte Gott immer mehr wecken, drängen, treiben alle Geister zur Wahrheit, erwecken alle Seelen mit Sehnen und Verlangen nach Seinem Frieden und beseligen alle Herzen mit Glauben, Liebe und Hoffnung. — — Die Erhaltung des Vereins wird mir immer am Herzen liegen, und es muß, das ist meine zuversichtliche Hoffnung, aus dem Regen und Bewegen der Zeit in religiöser Hinsicht ein schönes Leben hervorgehen. Die Zeit kommt mir vor, wie das erste Erwachen des Frühlings nach langer Winterkälte; still brütet es im dunklen Schooße, einzelne Keime sprossen schon an's Licht, ja schon stehen manche Frühblumen als Verkünder des noch Verborgenen in voller Blüthe, und sie ziehen andere nach. Werden wir den vollen Frühling sehen? — — Man kann sich immer noch nicht an das ruhige, gleichbleibende Christenthum gewöhnen, das allein erst für Bibellesen empfänglich macht, wie es selbst nach und nach durch Bibellesen mehr und mehr geläutert und in sich gegründet wird. Man liebt noch zu sehr die starken Aufregungen und bedarf zum größten Theil ihrer auch, um nicht wieder zurückzusinken in die alte Schlaffheit. Doch seh' ich freu-

dig hin in die Zukunft. Legen wir nur treu ein Korn nach dem andern in das große Ackerfeld der Welt; Gott weiß die Stunde, wo Alles, was aus der Wahrheit gegeben ist, aufgeht zu hundertfältigen Früchten. Die große Morgenröthe des Christenthums geht langsam, aber sicher und alldurchdringend ihren Weg über alle Enden der Erde. So sind wir stark, wenn auch unsere Kraft nur Wenig erreicht; denn unsere Stärke ist ein Theil der ewigen, allumfassenden und allüberwindenden Kraft des göttlichen Geistes, dagegen alle Gegenkämpfe, so breit sie sich auch zu Zeiten hervorthun, doch Nichts sind, als immer schwächer werdende und sich zuletzt in ihr Nichts verlierende, verkehrte Anstrengung wider Gottes Rath. — — Ja ich lebe noch immer der frohen Hoffnung, daß alle Zeichen der Zeit auf eine schöne Morgenröthe des religiösen Lebens hindeuten, und daß selbst die Anstrengungen der römischen Jesuiten und die Verirrungen mancherlei Art protestantischer Seits mit dazu dienen werden, den Durchbruch zu befördern. — — Wo Drang und Trieb von Innen heraus ist, da hat auch unsere allerdings von Außen in so mancher Rücksicht drangvolle Zeit noch ein Scherflein übrig, auf dem Altar des Herrn zu opfern, muß es übrig haben, weil ja auf den Altären der Eitelkeit und Weltlust noch so manche Spenden dargebracht werden. Freilich giebt es allenthalben Stimmen, die behaupten, die Bibel- und Missions-Sache sei nicht der rechte Altar des Herrn. Aber könnte man nicht manchen Stimmführern solcher Behauptung die Frage entgegenstellen: Welchen Altar hat denn für Euch der Herr auf Erden? Was thut Ihr

denn sonst zur Förderung Seines Reiches? Wo und wie bringt Ihr uneigennützige Opfer? Zeiget uns den nach Eurer Ansicht rechten Altar! Zeiget uns Eure freiwilligen Opfer, daß wir Eure guten Werke sehen und unseren und Euren Vater im Himmel preisen! Habt Ihr aber nirgends einen Opferaltar, von dem ein süßer Duft dem Herrn nach Oben steigt, so folget doch unserer Ladung, auf daß man doch an Einem sehe, daß Ihr auf Christi Namen getauft seid! —— Ich glaube, daß unser Verein wieder auf eine größere Zahl gebracht werden kann, und ich werde mein Möglichstes dazu thun. Es bedarf in unsern Tagen der Prediger eines ungewöhnlichen Vertrauens zu dem Geiste Gottes, der eigentlich das Amt verwaltet, das scheinbar so schwachen Kräften übergeben ist. Der Prediger, welcher allein von der Kraft seiner Rede, von seinem Eifer für die göttlichen Dinge, von dem Beispiel seines Wandels die Förderung des Reiches Gottes erwartet, der muß sich vorkommen, wie eine Stimme in der Wüste, er sieht nicht, daß sein Odem einen Stein bewegt oder eine Blume weckt. Wie lange soll denn die Liebe zum Amte dauern? Nur daß wir wissen, unser Amt ist eine göttliche Ordnung und wird darum auch getragen durch den Geist Gottes, der Segen und Gedeihen giebt, wo wir kein Regen und Bewegen bemerken; das ist unser Trost, das der Quell, aus dem wir immer auf's Neue Lust und Kraft schöpfen. Euer Amt ist göttliche Ordnung, liebe Brüder! In diesem Sinne predigt und wandelt vor dem Herrn; und der Tag dorten wird Euch den Segen Eures Werkes zeigen, den Ihr hier mit bangem Auge suchtet und nicht fandet.

Alle aber, die Theil nehmen an der Verbreitung der heiligen Schrift, sind in die göttliche Ordnung des geistlichen Amtes aufgenommen; denn sie haben dasselbe Ziel ihres Thuns mit dem Prediger, und darum müssen sie auch mit ihm aus derselben Quelle Trost, Zuversicht und Beständigkeit schöpfen. Möge der Herr uns Allen das Licht des Vertrauens aufgehen lassen auf unserm geistlichen Pfade, daß wir nicht ermatten, nicht ruhen und fragen: Wann geht die Sonne auf? sondern arbeiten in Geduld und Stille, hoffend, daß es endlich Tag werde." — —

So wie diese Auszüge Belege von Biernatzki's christlicher Gesinnung sind, wie er sie damals im Herzen trug, — und darum sind sie angeführt — so sind es nicht minder folgende Auszüge aus einigen seiner Briefe, die er in den Jahren 1830 und 1831 an einen Freund schrieb, der selbst ein geförderter Christ war. Von demselben, der ihm einige Traktate der niedersächsischen Gesellschaft zur Vertheilung in seiner Gemeinde übersandte, aufgefordert, selbst solche Schriftchen zu verfassen, antwortete er: „Meine Sprache ist kaum populär genug dazu. Besser würde ich für Gebildete schreiben können, da mein Publikum größtentheils aus solchen Leuten besteht, die alles eigenthümlich Christliche als unwesentliche Zugaben zur Religion betrachten und sich mit ihrem Halbglauben begnügen. Mein Hauptstreben geht dahin, sie auf die Seichtheit und Leerheit ihrer Religionserkenntniß und auf die Unzulänglichkeit ihres Vernunftglaubens aufmerksam zu machen. Ich habe manche Predigt, die bei einzelnen Lehren, z. B. bei der Lehre von

der Unsterblichkeit, im ersten Theile die Gedanken über Unsterblichkeit und die Beweise für dieselbe nach den Ansichten der vernünftig-religiös seinwollenden Namenchristen in dem glänzendsten Gewande aufzustellen sucht, im zweiten Theile dann sie alles ihres erborgten Glanzes entkleidet und mit nüchterner Vernunft alle Blößen aufdeckt, um dann im dritten Theile auf die Nothwendigkeit einer christlichen Offenbarung hinzuweisen und zu überzeugen, daß nur im Glauben, im ächt christlichen, der Friede zu finden ist. So etwas möchte für unsre Zeit höchst passend sein, aber wohl schwerlich den Absichten der Traktatgesellschaften eignen und wohl manche Schwierigkeiten mehr in der Verbreitung haben." — —

„Erlauben Sie mir, heißt es in einem andern Briefe an Denselben, Ihnen zu sagen, daß es ein rechter Trost und eine rechte Freude für mich war, in Ihnen einen Christen im vollen Sinne des Worts zu finden. Es befremdet uns nicht, wenn wir bei Denen, die durch Studium und Amt in alle Tiefen der Christuslehre eingeführt sind, den wahren lebendigen Glauben finden; aber wahrhaft erhebend und stärkend ist es, in den gelehrten Ständen, die eine unheilige Scheu vor dem Glauben so oft zu haben scheinen, Männer zu treffen, die das Eine wissen, was zu unserm Frieden dienet. Meine Seele schwelgt nicht in idealischer Hoffnung für die nächste Zukunft, aber sie lebt in der Ueberzeugung, daß, wenn auch in den fernsten Jahrhunderten oder Jahrtausenden erst, eine Zeit kommen werde, wo Alle, Alle einig sind im Glauben an die Erlösung und in dem Frieden, der dadurch den armen Menschenkindern im Staube gegeben ist. Erfah-

rungen, wie die, welche Sie mir durch ihren gläubigen Sinn gegeben, machen diese meine Ueberzeugung immer fester und sind mir leuchtende Sterne auf dem oft so dunklen Wege der Gegenwart. Haben Sie Dank für diese neue Stärkung. Des Menschen Verklärung, die allein durch den Glauben reift, werde mehr und mehr Ihre Freude, Ihre Kraft und Ihr Friede. Lassen Sie uns dem Vater danken, der Seine Gnade walten ließ über uns, in uns. Von Ihm Alles, in Ihm Alles, zu Ihm Alles!" — — „So viele Menschen sind in Rücksicht ihres Christenthums noch ganz Kinder (in einem andern Sinne die höchste Stufe) und wie Kinder am besten in Erzählungen alle Lehren auffassen: so auch diese Menschen. Zugleich fordert die Verwöhnung durch frivole Lektüre eine Art Uebergang, und hier paßt das Wort: seid klug wie die Schlangen. Wohl aber möchte man oft verzweifeln bei dem Leichtsinn und der Gleichgültigkeit der Welt, der auch in unsern Zeiten, in welchen das Eine, was Noth thut, mit so viel tausend Stimmen zu den Menschen spricht, so vielfach überhört, so vielfach überwuchert wird vom genußsüchtigen Treiben. Was soll werden? Wo, wann, wie soll das Wahre, Schöne, Gute, mit einem Wort das Reinchristliche einen Tempel finden? Woher noch Muth nehmen, einen Kampf zu kämpfen mit so weniger Aussicht des Erfolgs? Woher noch Kraft, die Sehnsucht nach dem Ideal zu tragen im Herzen, und so oft stumm zu bleiben, wo man reden, donnern möchte? Die Arme auszustrecken nach dem theuren Bilde, und immer nur leere Lüfte zu fühlen? Hinaufzuweinen nach Oben: Komm, schaffe, walte,

Heiliger Geist! und die Sterne wandeln im ewigen Frieden, als kümmere sie nicht die Zwietracht dieser Welt. Das Wünschen ist so weit, das Können so eng, das Thun wie gar nichts. Wie soll das werden? Welchen Umwälzungen, welchem Jammer geht das Geschlecht entgegen! Was wäre das Leben auf Erden, wenn kein Himmel wäre; wenn die Zeit nicht so eilte, und eine Spanne weiter die Seele den Frieden fände, den die Welt nicht zu geben vermag! Doch ich darf nicht weiter, die Aermlichkeit und Erbärmlichkeit dieser Erdenwallfahrt überwältigt mich. Wie selig ist Gott, daß für Ihn Jahrtausende sind wie Ein Tag, denn wahrhaftig, die einzelnen Tage taugen nichts, nur wenn man Jahrtausende übersieht, kann man wieder Lust bekommen, mit der Erde Etwas zu schaffen zu haben." —

So blieb er nicht stehen in der Erkenntniß des Einen und Höchsten. Immer lebendiger und tiefer ward sein Glaube, immer inniger das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Heilande. Daher er auch bemüht war, Diejenigen, die ihm näher standen, für denselben Glauben zu gewinnen, der allein Frieden mit Gott giebt und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. In solcher Absicht schrieb er manchen Brief an die älteste Schwester seiner Halbgeschwister, aus deren Einem Folgendes mitgetheilt wird: „Gott hat des Menschen Herz so weich gemacht, daß es mehr fühlt, als der Körper empfindet; nicht aber zugleich wieder so stark, daß weder körperliche, noch Seelenleiden es beugen und brechen können. Ja wohl, liebe Schwester, ja wohl, auch Du wirst die Kraft in Dir finden, die in dem Schwachen mächtig ist,

wenn Du sie suchest, auf rechte Weise suchest. Giebt es eine andere Trösterin für Dich, als die Religion? Religion aber ist Leben in Gott, Gottinnigkeit. Ist sie uns das nicht, sondern nur ein auf Augenblicke beschränktes Gefühl, so wird sie uns wenig Kraft geben können. Um aber zu dieser Gottinnigkeit zu kommen, muß Er uns ganz als Vater erscheinen. Es ist nicht genug, daß wir Ihn wissen und haben, als den unendlichen, allmächtigen, ewigen, allgegenwärtigen Gott, wir sollen Ihn auch fassen, in uns aufnehmen, als den väterlich liebenden. Gott bleibt uns aber fern, ewig fern, gleich einer Sternennebelwolke am schimmernden Horizont, wenn wir Ihm nicht mit dem Glauben des Christenthums nahen. Das Christenthum besteht aber nicht darin, daß wir dadurch unsre Erkenntniß von Gott vernünftiger, klarer gemacht haben; damit wäre wenig gewonnen. Je klarer wir Gott erkennen, desto ferner tritt Er von uns; desto mehr erkennen wir den ungeheuern Abstand des Schöpfers vom Geschöpfe, und wir haben kein kindlich Herz zu Ihm, wohl in einzelnen andächtigen Augenblicken, wo wir in überströmenden Gefühlen diesen Abstand vergessen, aber nicht immer, nicht als innerstes seliges Leben in uns, als unser schönstes und gewissestes Eigenthum. Solch ein kindlich Herz will uns das Christenthum nun geben, aber nicht durch Belehrung allein, sondern durch das große Zeugniß der Liebe Gottes gegen Seine Kinder auf Erden, durch die Offenbarung Jesu Christi, in welchem wir nicht allein haben Lehrer und Vorbild, sondern auch die innigste Gemeinschaft des Himmels mit der Erde, Gottes mit der Menschheit. Christus soll

uns mehr sein, als der von Gott Erleuchtete, um die Wahrheit zu verkünden, Er soll uns der Mittler sein, durch den sich das Band bindet zwischen Geschöpf und Schöpfer; in Ihm hat sich Gott der Erde verklärt, sich in Seiner Gnade und Liebe der Welt klar gemacht, ist durch Ihn zu Seinen Kindern im Staube gekommen, daß diese nun sich fühlten in der Kindschaft, daß nun keine Wolke mehr stünde zwischen ihnen und Gott, keine Scheidung mehr wäre, vor welcher der Gedanke erbebt und das Herz erstarrt; sie sollten durch die Liebe Gottes zu ihnen Liebe lernen, statt Furcht; der ewig Ferne ihnen der ewig Nahe werden. Du wirst erst dann, wenn Du dies im Glauben zu fassen vermagst, zu der Freudigkeit kommen, die Du bedarfst, um Deine Seele zu retten aus den Banden, die Dein Leben umstricken; Du wirst erst dadurch zu jener Gottinnigkeit kommen, die Deine Brust so erfüllt, daß der Erde Schmerzen keinen Raum mehr finden; Du wirst erst dadurch gottselig werden. Unsre Sprache ist zu beneiden um dieses schöne Wort: gottselig, es spricht so Alles, Alles aus, was der Mensch bedarf, um mehr zu sein, als Erdengeschöpf, mehr zu haben, als Lust und Leid dieser Welt, und da zu überwinden, wo das Herz brechen möchte. Theure Schwester, Dein Gott hat Gnädiges mit Dir im Sinn, Er will sich in Deiner Brust einen Tempel bauen, dessen Säulen allen Stürmen trotzen sollen, dessen Altar von himmlischen Flammen leuchten soll. Er will sich ein Menschenherz verklären zu Seinem Eigenthum. Da muß denn von Außen her die Welt toben, um jedes Gefühl auf das innere Heiligthum zu wenden, die gewöhnlichen Freuden

des irdischen Lebens müssen verweht werden, um das: Habe Deine Lust am Herrn! Dir ganz eigen zu machen. Möchtest Du so Deine Lage betrachten, wie wir Alles ja im Leben als Leitung und Fügung von Oben betrachten müssen. Gott allein weiß, was zu unserm Heile dienet, aber unsre Pflicht ist es, aufmerksam auf seine Wege zu sein, damit wir verstehen, was Er mit uns vorhat und Ihm nicht widerstreben. Darum öffne die Thore Deines Herzens, laß Ihn einziehen in Seiner ganzen Fülle, schließe Dich an Ihn an mit allen Kräften Deiner Seele, laß Seinen Geist frei walten und Er wird Dich segnen mit Freuden, für welche die Sprache kein Wort, die Brust kein Gefühl, das Auge nur Thränen hat. Nimm den Frieden, den Er Dir bietet; es ist ein Friede, für den die Hölle keinen Sieg und der Tod keinen Stachel hat. In jedem frommen Gedanken, der Dich durchblitzt, in jedem andächtigen Gefühl, das Deinen Blick zum Himmel wendet, erkenne Ihn, der in Dir waltet; es kommt aus dem Menschen das Göttliche, das zu Gott strebt, nicht, sondern Gott ist es, der sich dem Menschen giebt, um den Menschen zu sich zu erheben.

Wie sich die Blume nur zum Lichte wendet,
Weil Leben athmend sie das Licht umstrahlt,
Und wie das Auge nur das Bild entsendet,
Das ihm die farbenreiche Welt gespendet,
Die sich auf der krystallnen Fläche malt:
So bist auch Du vom Göttlichen erfüllt,
Weil Gott in Dir sich selber Dir enthüllt.

Und was sind Weltgenüsse, Erdenehren,
Was ist der Purpur und der Kronen Zier?
Was willst Du, Gieriger, noch mehr begehren?
Was sprichst Du von Entsagen und Entbehren?
Ward denn dem Cherub mehr als Dir?
Such über allen Himmeln, such im Staube,
Und Gottes schönste Gabe bleibt der Glaube!

„Mit welcher heitren Siegesruhe wirst Du künftig, wenn einmal Dein äußeres Verhältniß mehr mit Deinen Forderungen an's irdische Glück übereinstimmt, auf diese Tage der Prüfung zurückschauen, wenn Du bestandest im Kampfe durch die Kraft Dessen, der in dem Schwachen mächtig ist. Wie wirst Du mit viel fröhlicherer Innigkeit jede kleine Freude, welche die kommenden Tage noch für Dich haben, empfangen, da Du gelernt hast, ein Leben ohne Freude mit der Lust des Herrn auszuschmücken. Wie viel leichter wirst Du ein kleines Ungemach der Folgezeit ertragen, wenn Du Dich erinnerst der Stunden, die Dich jetzt betrüben. Wohl dem Menschen, der durch eine strenge Schule hindurch ging und den diese Schule nicht mürrisch, verschlossen, unzufrieden für alle Zukunft machte, sondern ihn lehrte, seine Kraft in sich selber zu finden und sich zu bewahren vor äußerem Sonnenschein oder Sturm. Darum, liebe Schwester, trage mit Geduld und innerem Muth: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Aber hüte Dich, das Leben zu betrachten wie ein Sklave seine Ruderbank, mit starrer Unempfindlichkeit und erstorbenem Gefühl. Erhalte Dir Dein inneres Leben, Deine weiche Theilnahme

für alle Freuden und Leiden dieser Zeit, wie vor Allem für das, was über der Zeit steht, damit nicht, wenn die besseren Tage aufgehen, Du den Sinn für sie verloren habest, oder nicht mehr sie Dir durch den Wiederschein des Göttlichen im Irdischen zu verklären verstehest.“ — —

Der Aufenthalt in einer kleinen Stadt brachte es mit sich, daß Biernatzki in den Ruhestunden, die ihm seine amtliche Thätigkeit gestattete, viel mit sich allein war. Er war sinnig und beschaulich; „sein inneres Wesen im Geiste, sagt er selbst, sei ihm genug.“ Er liebte es, einsam zu sein; dann vertiefte er sich in die Erforschung der menschlichen Seele, wovon die „Gesichte“ in seiner Hallig Zeugniß geben, und in die Ergründung der göttlichen Offenbarung. Er war überhaupt nicht geneigt, Fremdes in sich aufzunehmen und zu dem Seinen zu machen. Wie er auch ohne fremde Hülfe von Außen, allein durch die innerliche Wirkung der göttlichen Gnade, zum Glauben gekommen war, so ward er auch allein durch diese gefördert. „Es kommt mir vor, so spricht er sich gegen seinen Freund aus, als wäre mein ganzes Innere ein Leben und Weben in Gott und meine Sünden nur Rauchwolken, die an dem ewig hellen Kern und Stern der Brust vorüberwallen. Es will mich bedünken, als hat zu diesem inneren Gottesleben auch meine Theorie vom Glauben beigetragen, daß er nämlich ein Wirken und Walten Gottes in uns sei; kein Ergreifen, sondern ein Ergriffenwerden, kein Gehen des Menschen zu Gott, sondern ein Kommen und Dasein Gottes in ihm. Ich kann mich nun nicht mehr nach Außen hin richten, ihn zu suchen, son-

dern richte mich in mich hinein, und weil alles Gute, Wahre, Schöne nicht aus mir, sondern aus dem Leben Gottes in mir hervorgeht, so weiß ich auch so ganz nichts mehr von Tugendstolz, sondern freue mich nur innig, kindlich, daß es so und nicht anders ist in mir." Dieser Seelenstimmung gemäß hatte menschliche Autorität für ihn keinen Werth. Nur Gottes Wort war ihm der Maaßstab und die Wage für seine und Anderer Gedanken. Daher kam es auch, daß er stets die Lehre des Christenthums in Verbindung mit dem christlichen Leben erfaßte. Jene war ihm nicht eine todte Ueberlieferung, sondern göttliche Offenbarung, Licht und Leben. Das Wort galt ihm Nichts, wenn es sich nicht zugleich im Wandel bewährte. Ueber Zweifel war er hinaus, ein Schwanken fand nicht mehr in seiner Seele Statt; er war im Geiste von Grund aus erneuert worden und hatte selbst durchlebt, was er in seinen Predigten verkündete. Sie waren die Reflexe seiner innersten Gesinnung, die Ergüsse seines in sich selbst zufriedenen, der versöhnenden und erlösenden Gnade gewissen Herzens. Sie stellten stets der Gemeinde dasjenige vor Augen, was in den Tiefen seiner eignen Seele durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes ihm selbst licht und klar geworden. Sie forderten zu einem Wandel auf, wie er selbst ihn zu führen bemüht war, zu einem Leben in Gott, wie er selbst es darzustellen sich bestrebte. „Christus, der Versöhner, schrieb er, wird der Gemeinde von mir gepredigt, nicht gerade als ausschließliches Thema, aber jedes Thema führt auf ihn hin; und der Grund zu seiner Annahme wird gelegt durch völlige Lossagung von eigner

Gerechtigkeit." Die Wissenschaft hatte für ihn nur einen untergeordneten Werth, insofern sie zur Förderung des Reiches Gottes diente. An und für sich selbst galt sie ihm Nichts, nicht einmal als Stütze des Glaubens. Nur insofern sie mit diesem übereinstimmte und ihn gegen Angriffe zu schützen bemüht war, erschien sie ihm von Bedeutung. Alle nicht auf den Glauben bezüglichen Bestrebungen hielt er für verfehlt, darum ohne Wirkung. Er zitterte nicht für die Wahrheit, er wußte, daß sie aus jedem Kampfe siegreich hervorgehen mußte. Sein eignes Leben war ihm dafür Zeugniß; auch in ihm hatte sich das Göttliche durchgerungen zum Lichte. Dennoch begrüßte er jede bedeutende Erscheinung mit Freuden. Mit größter Klarheit sah er überall den Grund, das tiefste Motiv, und wurzelte dieses in christlich ernster Ueberzeugung, so hatte er Vertrauen zur Sache, so war er ihrer Wahrheit, ihres Sieges gewiß.

Die Welt scheute er nicht; das Vergängliche und Unbefriedigende ihrer Güter und Gaben hatte er gekostet. Von der Welt hoffte er auch Nichts. Ihre Eingriffe auch in sein äußeres Leben konnten ihn nicht schrecken, sie kräftigten ihn desto mehr. Die Sorgen des Lebens waren ihm nicht drückend, den Kampf mit ihnen fürchtete er nicht. Ihm hatte das Evangelium eine in Wahrheit weltüberwindende Kraft gegeben. Von Natur mit einem Muthe begabt, der vor keiner Gefahr zurückbebte, war dieser zu einer Kühnheit verklärt, deren sichere Waffe ein unbedingtes Gottvertrauen war. Jedem trat er frei und offen entgegen, Hohen und Niedrigen; den Glauben seiner Kirche, die Wahrheit des

Evangeliums, machte er überall in begeisterter Rede mit Muth und Festigkeit geltend.

Geselliger Freude war er nicht abhold, im Gegentheil, er liebte sie. Aber seine Gegenwart zügelte den Frohsinn, daß er nicht ausartete. Es lag etwas Imponirendes in seinem Wesen. Sein Gesicht, obgleich von Blatternarben entstellt und mehr noch von häufigen Anschwellungen, die sich freilich später verloren, war auf den ersten Blick nicht anziehend. Aber sein hoher Wuchs, seine gerade Haltung flößten Achtung ein, und ein freundliches Lächeln, das seine unregelmäßigen Züge regelte, sobald er sprach, gewann ihm leicht die Herzen. Ueberall sah man ihn gern, überall hörte man ihn gern. Anziehend und lebendig wußte er zu erzählen; Witz und Laune belebten seine Rede. Er verstand es, das Gespräch zu leiten und zu halten, daß es sich nicht auf Abwege verirrte, und der Ernst, der immer den Hintergrund bildete von Allem, was er that und redete, übte seine Gewalt aus auch über seine Zuhörer.

In Beurtheilung der Leistungen Anderer war er mild und schonend, gegen sich selbst strenge. Fremdes Lob über seine eignen Arbeiten machte ihn nicht stolz, bescheiden wies er es zurück. Je höher er sich selber das Ziel gesteckt hatte, dem er nachstrebte, desto mehr erkannte er, wie er hinter demselben zurückstand. Immer blieb ihm eine gewisse Scheu, seine Arbeiten zu veröffentlichen; nie that er es, ohne sie vorher einem Freunde vorgelegt zu haben.

Nichts war ihm gleichgültig; selbst das Allergewöhnlichste zog ihn an. Die kleinsten, unbedeutendsten Vorfälle

in der Gemeinde, im Hause, erregten seine Aufmerksamkeit. Er vernahm sie gern und wußte sie dann sinnig und geistreich wiederzugeben. Ein warmer Freund bürgerlichen Wohles, strebte er mit Eifer auch dieses zu fördern. Mancher holte in solchen Angelegenheiten seinen Rath ein. Er scheute keine Arbeit in dieser Hinsicht. Er unterzog sich gern der Prüfung ihm vorgelegter Pläne, welche sich auf Communalverhältnisse bezogen, arbeitete sie weiter aus, wo es nöthig schien, und konnte sich dann herzlich freuen, wenn seine Bemühungen Erfolg hatten. So wie manche seiner Gedichte zeigen, wie innig er selbst Antheil nahm an der Bewegung der Zeit in größeren und kleineren Kreisen, so versäumte er es auch nicht, vom Worte Gottes aus in der Kirche dergleichen zu beurtheilen. Davon giebt die Predigt Zeugniß: „die Pflichten eines Bürgers in einer unruhigen Zeit,“ die er 1830 hielt und durch den Druck veröffentlichte.

Die Sünde tadelte er streng, aber mit Liebe. Manche Seele ist durch ihn gewonnen worden, mancher Friede im Hause durch ihn wieder hergestellt. Die Armuth suchte er auf, half, wo er konnte. Sein weiches Herz wurde leicht gerührt durch die Noth der Brüder. Aber schnell ermannte er sich, verzagte nie. Kräftigend und siegend stand ihm stets der Glaube zur Seite. Selbst da, wo er äußerliche Hindernisse fand, gab er es nicht auf, sie zu überwinden.

Von der Gnade Gottes und der siegenden Kraft des Evangeliums hoffte er Alles. Daher erschienen ihm ängstliche Befürchtungen im Gebiete der Politik als Zeichen von Kleinmuth und Mangel an Vertrauen. „Wie das Wehen

einer neuen Aera erscheint die Gegenwart, schrieb er dem Freunde, nicht als ob sich in ihr schon etwas Bleibendes gestalte, sondern eine Saat des Zukünftigen wird geboren. Wenn wir das, was die erste französische Revolution uns gebracht, vorzüglich in der Kraft der öffentlichen Meinung finden: so scheint das, was die zweite uns bringen will, in der Entwicklung des Bürgerstandes zu liegen. Jede Militairherrschaft scheint mir, wenn auch nicht gleich gestürzt, doch für immer untergraben. Der Fürst muß weniger erster Soldat, mehr erster Bürger werden. Doch dürften noch manche blutige Jahre hingehen, ehe sich Alles entwickelt. Halten wir nur den Glauben fest, daß das, was der Menschheit förderlich ist, zum geistigen und leiblichen Wohl, dennoch am Ende durchdringt, so können wir ruhiger auf das Unglück sehen, welches für Einzelne durch die Zeitwehen herbeigeführt wird. — Es kommt das Morgenroth, wenn langsam, doch gewiß. Hüten wir uns nur, einzelnen Erscheinungen einen zu großen Einfluß, sowohl auf Fortschritt, als auf Rückschritt beizulegen; der Fortschritt ist nie Riesenschritt, sondern immer nur, so hoch manchmal auch der Fuß aufgehoben und zum Fortsprung angesetzt wird, ein kleiner, für uns kaum merkbarer. Dagegen ist nirgends Rückschritt, sondern Alles, was so scheint, ist nur nothwendig zu einer Grundlegung oder völligen Reinigung des Bodens, aus dem das Wahre und Rechte aufblühen soll."

Besonderes Verdienst erwarb sich Biernatzki noch bei der Errichtung einer Speiseanstalt für Dürftige in seiner Gemeinde, die er selbst mit begründen half und deren Ein-

richtung er zur Nachahmung für andere Communen durch eine kleine Schrift (1833) öffentlich bekannt machte. Damals und noch jetzt gewährt diese durch milde Beiträge errichtete Anstalt, aus welcher während der Wintermonate viele Arme ein kräftiges, nahrhaftes Mittagsbrod empfangen, großen Nutzen und erleichtert vorzugsweise die Kosten der Armenversorgung.

Innige Freude hatte er an seinem häuslichen Glücke. Seine Gattin war ihm sein theuerstes Kleinod hienieden. „Wie lebt es sich herrlich an der Seite eines lieben Weibes, schrieb er dem Freunde. Es ist ein köstlich Wort, für eine glückliche Ehe gemacht: der Himmel hängt voll Geigen! Jeder Tag spielt ein neues Tonstück auf, und so verschieden die Melodieen auch sind, geht doch Alles aus Moll; die Freude hat eine wunderbare Weichheit, wie das Sonnenbild im Thautropfen! Es ist die Strahlensonne, aber man kann sie doch ansehen, ohne zu blinzeln und kann sie am Ende auch einschlürfen. Jede Sorge hat etwas Trauliches, sie legt Herz an Herz und knüpft enger das Band der Gemeinschaft. Die Liebe, der das Menschenherz bedarf, würde verlassen stehen unter seligen Göttern; sie verlangt einen Himmel, an welchem die Wolken an die Erde erinnern.“

Auch das glückliche Erblühen seiner Kinder, deren Zahl bis auf sieben anwuchs, unter denen zwei Knaben und fünf Mädchen, gewährte ihm herzliche Freude. Selbst heftige und langwierige Krankheiten, die mitunter ihn und die Seinen überfielen, störten nicht die häusliche Heiterkeit. Er

selbst bestand im Sommer 1834 ein heftiges Gallenfieber, und als er wieder genesen war, schrieb er dem Freunde: „Ich danke meinem Gott und Vater, daß Er mich den Meinigen erhalten und gelobe Ihm immer fester zu werden in dem Einen, was Noth thut."

Anziehend war für Biernatzki der Umgang mit dem mehr philosophisch durchgebildeten Karl Christian Tadey, der 1827 im Herbste, als Rector der allgemeinen Stadtschule, nach Friedrichstadt kam. Dieser vielseitig gebildete Mann, der sich bald durch seine Bestrebungen, höhere Bürgerschulen bei uns in's Leben zu rufen, so berühmt machte, und dessen Schrift: „die höhere Bürgerschule" ihm einen ehrenvollen Namen erwarb, wurde mit Biernatzki eng befreundet. Und wenn selbst ihre theologischen Ansichten nicht ganz übereinstimmten, da Tadey mehr die Religion von Seiten des Verstandes, Biernatzki mehr von Seiten des Gefühls dargestellt wissen wollte: so standen sie doch auf demselben Boden und strebten demselben Ziele zu.

Ein ganz neues Wirken begann für Biernatzki, als er sich 1835 entschloß, seine erste Novelle, für die er schon länger Vorarbeiten gemacht hatte, herauszugeben. Bereits im August 1833 schrieb er dem Freunde, indem er ihm zur Beurtheilung ein Bruchstück aus seiner Novelle: „die Wege zum Glauben" mittheilte: „In den letzten Wochen habe ich eine Arbeit unternommen, zu der mir Dein Brief den ersten Anstoß gegeben hat, und allem Anschein nach werde ich sie vollenden. Ich habe nämlich, zur Nachahmung Steffens'scher Arbeiten mich viel zu schwach fühlend, die christliche Novelle

der Miß Kennedy vorgenommen und glaube in dieser Art Etwas liefern zu können, was Nutzen stiftet und Leser findet. Daß die Kennedy zuviel abhandelt und dadurch gerade die Leser, für welche auf solche Weise von theologischen Dingen geschrieben wird, abschreckt, findest Du vielleicht auch; doch habe ich noch nicht Alles von ihr gelesen. Mein Bestreben wird sein, die abhandelnde Methode möglichst zu vermeiden und das Novellistische mit dem Theologischen recht innig zu verschmelzen." Zuerst war er unschlüssig gewesen, ob er sie oder lieber einen Band Predigten, den er auch bereits zusammengestellt hatte, veröffentlichen sollte; auch dachte er daran, eine Auswahl seiner Gedichte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Allein seine genaueren Freunde riethen ihm zu Ersterem und er folgte. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht vergriffen hatte. „Die Liebe aus der Kindheit" ward überall in einer Weise, die dem Verfasser gefallen konnte, beurtheilt, weit besser, als er erwartet hatte. Dies ermuthigte ihn, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren, und die unsterbliche „Hallig" war das zweite Werk dieser Art.

Inzwischen wurde ihm ein ganz eigenthümlicher Auftrag zu Theil. Der bekannte Statthalter der Herzogthümer Schleswig und Holstein, der sehr gelehrte und nicht minder gottesfürchtige Landgraf Karl von Hessen, der damals schon ein sehr hohes Lebensalter erreicht hatte, immer aber noch lebendigen Geistes war, wenn auch oft nicht ohne Sonderbarkeit, war auf Biernatzki aufmerksam geworden. Einen Gedanken, den er früher vielleicht selbst

auszuführen gesonnen war, gab er jetzt Biernatzki zur Vollendung. Er sollte nämlich unter dem Titel: „Der Mund des Herrn,“ alle Aussprüche des Heilandes, welche uns von den vier Evangelisten aufbewahrt worden, ohne ein anderes Menschenwort zusammenstellen, damit die Lehre Christi unverfälscht, von allen menschlichen Zusätzen gereinigt, der Welt zum ferneren Nachdenken könne vorgelegt werden. Biernatzki ging auf den Antrag ein, begann auch wirklich die Arbeit. Allein da die Sache ihm, je näher er sie besah, desto schwieriger, ja unmöglich erscheinen mußte, so sah er sich genöthigt, sie wieder aufzugeben; zumal der Landgraf schon mit den ersten Bogen, die ihm zur Einsicht zugesandt worden, nicht zufrieden war, weil die einzelnen Reden und Aussprüche des Herrn durch einige unerläßliche Gedanken und Wörter verbunden waren.

Im Jahre 1836 erschien seine zweite Novelle, die „Hallig.“ Sie begründete vollständig den literärischen Ruf ihres Verfassers. Von manchen Seiten, selbst von ihm bis dahin unbekannten Personen, wurden ihm Beweise der Liebe, die er sich durch diese Schrift bei Vielen erworben. Was ihn aber besonders freute, war die Aussicht, welche er nun gewann, eine einträglichere Pfarre zu erhalten, da die Einnahme derjenigen, die er bekleidete, nicht wohl zur Bestreitung der vermehrten Kosten seines großen Hauswesens ausreichte. So sehr er auch schon seit Jahren wiederholt bei der Regierung um Beförderung zu einem anderen Predigtamte angesucht hatte, so war doch immer noch bis dahin sein Wunsch unerfüllt geblieben. Allerdings glaubte er darin,

und gewiß nicht mit Unrecht, eine gewisse Zurücksetzung zu sehen, aber er überwand auch diese schwere Sorge und gab sich und die Seinen vertrauensvoll in Gottes Hand. Da kam ihm plötzlich und unerwartet 1836 die Berufung nach Bremen. Die Predigerstelle an der dortigen Ansgariikirche war durch Böckel's Weggang erledigt worden. Die Vorsteher der Gemeinde luden Viernatzki ein, zu ihnen zu kommen und eine Probepredigt zu halten. Zwar blieb ihm nicht verborgen, daß damit noch keine bestimmte Aussicht für ihn verbunden sei, das erledigte Amt zu erhalten, da viele Prediger mit ihm dort in Vorschlag gebracht wurden, unter denen zuletzt sechs präsentirt werden sollten, von welchen dann die Gemeinde Einen zu wählen hatte. Aber auf jeden Fall hoffte er eine vergnügte Reise und „eine angenehme Erinnerung an ein Ereigniß zu haben, das wie aus den Wolken auf seinen ruhigen Pilgerpfad herabgefallen sei.“ Die Eindrücke, die er dort empfing, spricht er in einem Briefe an seine Gattin aus: „Ich habe genug von Bremens Verhältnissen gesehen, schreibt er, um die Stelle zu wünschen, aber eben so viel, um mich zu trösten, wenn ich sie nicht bekomme. Wir wollen Alles in Gottes Hand stellen, Er wird's wohl machen.“ — „Es scheint mir, daß die Partei, die meine Einladung bewirkt, sich durch die Sprache und durch die Lieder im ersten Augenblicke der Lectüre meiner Novellen so hat blenden lassen, daß sie darüber die theologischen Ansichten übersehen, und nun erst durch näheres Nachdenken und durch meine Predigt gelernt hat, daß ich nicht ein Schöngeist, wie sie mich wollte, sondern auch ein Christ bin,

was ihr nicht so behagt. Dagegen ist eine andere Partei, die mich durchaus nicht wollte, durch meine Predigt entschieden für mich gewonnen worden.“ Er wurde später nicht gewählt, hatte aber doch das lohnende Bewußtsein, manche Herzen sich gewonnen zu haben. Seine Predigt „Christus der Tröster am Grabe“ erschien im Druck.

Zu streng wissenschaftlichen Arbeiten konnte Biernatzki sich jetzt nicht mehr entschließen. Er hatte sich selbst nun einmal die seinen reichen Gaben entsprechende eigenthümliche Bahn gebrochen und war bemüht, auf derselben immer eifriger fortzuschreiten. Seine Novellen, die weniger die Wirkungen des Glaubens an den Personen, als das Für und Wider darstellten, meinte er, könnten als ein „Katechismus in höherem Stile“ dienen. Als er daher aufgefordert wurde zur Theilnahme an den damals in Kiel erscheinenden „Theologischen Mitarbeiten,“ lehnte er dieses Anerbieten ab, indem er seinem Freunde schrieb: „Habe ich auch dann und wann eine gute Idee, die ein Anderer zu einer Abhandlung verarbeiten könnte, so bleibt sie in mir eben nur Idee; ich verstehe nicht, sie von allen Seiten gehörig zu beleuchten und ihr die rechte Stellung anzuweisen in der Reihe des bereits von Anderen Gedachten und Gegebenen. Sie beherrscht mich, ich habe keine Herrschaft über sie, kann sie nicht zerlegen, begründen und klar darstellen.“ Dennoch entfremdete er sich der wissenschaftlichen Theologie nicht, sondern hatte fleißig Acht auf ihren Fortschritt. „Mit völliger wissenschaftlicher Ruhe, so schrieb er dem Freunde, die Quellen der Offenbarung der Untersuchung unterwerfen zu können, ohne

auch nur die geringste Furcht zu hegen, daß durch solche Untersuchung der Grund des Glaubens im menschlichen Gemüthe im Mindesten erschüttert werde, scheint mir die Aufgabe der Theologie, die ich jetzt an der Zeit halte. Ich meine, die Blindheit und Dummheit des Unglaubens läßt sich wohl nachweisen, ohne von den Beweisen für die Authentie und Glaubwürdigkeit der Bücher des Alten und Neuen Testamentes auszugehen."

Nicht lange nach seiner Rückkehr von Bremen verfiel Biernatzki in eine schwere Krankheit. Bisher hatte sich noch immer an ihm der Ausspruch seines Vaters bewährt, daß er je älter, desto gesünder werde, wie er es auch selber zu empfinden meinte. Aber nun im Winter 1836 und 37 lag er Monate lang schwer danieder, und ob er auch endlich wieder genas, es schien doch, als habe er die gewohnte Kraft nicht wieder erlangt. Dazu kam, daß bei seinem immer größer werdenden Hausstande und dem gesteigerten Preise der Lebensmittel, während die nur geringe Einnahme seiner Stelle dieselbe blieb, die tägliche Sorge sich mehrte. Nur ein festes, unerschütterliches Gottvertrauen und der Genuß des häuslichen Glückes vermochten ihn in solchen Prüfungen aufrecht zu erhalten.

Seine schriftstellerischen Arbeiten entzogen ihn nicht den Pflichten seines geistlichen Amtes. Die gewohnte Sorgfalt verwendete er auf seine Predigten. Obwol er schon seit lange bei der Haltung derselben sich nicht mehr des Conceptes bediente, sondern gänzlich frei vortrug und nicht selten, von den Gedanken fortgerissen, diesen oder jenen Punkt wei-

ter ausführte: so arbeitete er doch jede Predigt vollständig vorher aus und bewahrte sie sorgfältig. Nur selten und ungern begnügte er sich mit einer niedergeschriebenen Disposition, deren Ausführung er dann doch vorher durchdachte und memorirte. Seine Gemeinde blieb ihm auch in Liebe zugethan. Er ließ nicht ab, wo er konnte, ihr Bestes zu fördern, und unterzog sich fortwährend gern der Mühe, wenn es galt, seinen Mitbürgern zu rathen und zu helfen.

Im Herbste 1838 vollendete er seine dritte Novelle: „der braune Knabe.“ Auch sie gewann zahlreiche Freunde und rechtfertigte mehr und mehr die Tüchtigkeit des Verfassers auf diesem Gebiete der Literatur. Dennoch behielt „die Hallig“ den Vorrang, und noch immerfort zeigten sich manche schöne Wirkungen derselben. So der Frauenverein in Kopenhagen, in welchem der höchste Adel an der Spitze stand, der es sich zur Aufgabe stellte, einen kleinen Zuschuß zu dem dürftigen Gehalte einer etwanigen Wittwe eines Halligpredigers zu geben.

Noch ein Mal eröffnete sich für Biernatzki eine frohe Aussicht. Er ward zu einer Wahlstelle in Holstein berufen. Im Juni 1839 reiste er nach Flemhude, einem lieblich gelegenen Dorfe Holsteins unweit Kiel, wo er mit zwei anderen Predigern zu dem erledigten Pfarramte präsentirt war. Er hielt seine Wahlpredigt mit frohem Muthe und ungebeugter Kraft. Aber seine weniger populäre Darstellung mochte es veranlassen, daß ihm ein Anderer, obwol nur mit sehr wenigen Stimmen mehr, vorgezogen wurde. Er kehrte, wenn auch bewegt, doch nicht entmuthigt, zurück und bemühte sich

wiederholt bei der Regierung um ein anderes Predigeramt; allein noch immer blieben seine Gesuche unberücksichtigt.

Die erste Auflage der „Hallig“ war inzwischen vergriffen. Der Verleger forderte zu einer zweiten auf, und Biernatzki legte Hand an's Werk. Mit großem Fleiße benutzte er die durch öffentliche Recensionen und durch manche Winke seiner Freunde ihm gegebenen Rathschläge zur Verbesserung einiger Mängel, wie er in der Vorrede zu dieser Auflage selbst gesteht; während er zugleich den Entwurf einer neuen Novelle machte, für welche er eine Episode: „des letzten Matrosen Tagebuch,“ die in einem späteren Bande dieser Ausgabe mitgetheilt wird, vollendete. Es war seine letzte Arbeit, die ihn zum Theil noch auf dem Krankenbette beschäftigte.

Seit der schon erwähnten Krankheit, die ihn nach seiner Rückkehr aus Bremen befiel, wollten manche seiner Bekannten an ihm eine auffallende Aenderung seines Aussehens bemerkt haben. Ja es schien ihnen, als sei er stiller und ernster geworden, als habe er seine ihm sonst so eigenthümliche und besonders in geselligen Kreisen sich äußernde Heiterkeit verloren. Es war, als drücke ihn Etwas schwer, als liege eine Last auf seinem Herzen, die er vergebens abzuwälzen bemüht sei. Es mag dies schon der Anfang der Krankheit gewesen sein, die sein Leben endete, obwol seine Gattin eine solche Verstimmung nicht an ihm bemerkte. Denn im Hause blieb er, wie er es immer gewesen, der stets heitere, im Schooße der Seinen glückliche Hausvater. Aber im Januar 1840 ward er zusehends bleicher und niedergeschlagen.

Schwermüthige Ahnungen, die er umsonst seiner von der Geburt ihrer jüngsten Tochter genesenden Frau zu verbergen suchte, ängstigten ihn und sie nicht minder. Es war, als träten jetzt mit einem Male alle gescheiterten Hoffnungen auf Verbesserung seiner äußerlichen Lage plötzlich vor seine Seele und drohten ihn zu überwältigen. Schulden drückten ihn freilich nicht; die sparsame Einrichtung seines Hauswesens hatte ihn stets davor bewahrt. Allein er hatte auch Manchem entsagen müssen, und die öftere Bevorzugung Anderer bei der Besetzung vacanter Pfarrstellen mußte ihn kränken. Zwar verlor er nicht den Muth; sein Glaube war stark genug, um hier nicht zu wanken; aber unbegreiflich mußte es ihm doch vorkommen, daß seine Wünsche immer unerfüllt blieben. Inzwischen pflegte er seines Amtes mit ungeschmälerter Treue. Am 24. Februar predigte er zum letzten Male; achtzehn Jahre vorher, an demselben Tage, hatte er seine Antrittspredigt auf der Hallig gehalten. Krank kehrte er nun aus der Kirche zurück; das vor drei Jahren schon sichtbare Uebel, eine Anschwellung der Bauchmuskeln, zeigte sich jetzt stärker, als zuvor. Er empfand einen heftigen Druck in der Gegend des Magens. An Krankheit gewöhnt, selbst an diese, ahnten weder er noch seine Gattin die Gefahr. Schon oft hatte sich Biernatzki augenblicklich unwohl gefühlt, wiederholt ein kürzeres oder längeres Krankenlager bestanden. Nun, da er recht im kräftigsten Mannesalter stand, da die Aussichten auf Beförderung immer näher rückten — wer mochte da an seinen Tod denken! In den nächsten Wochen ward sein Zustand nicht merklich verändert. Die zunehmende Schwäche

erregte nicht sehr Bedenken: sie pflegt ja im Gefolge jeder Krankheit zu sein. Die sorgfältige Pflege seiner Gattin erleichterte sein Leiden; er sah nicht gern, wenn sie von seiner Seite wich. Er redete viel mit ihr von der Zukunft, die sich nun bald freundlicher für sie gestalten werde; denn er wußte, daß der damals regierende Landesherr Christian VIII. und dessen fromme Gemahlin, welche an jenem Frauenverein Theil nahm, ihm gewogen waren. Das Gerücht, er werde zum Propst in seinem Geburtsorte, Elmshorn, ernannt werden, welches sich damals verbreitete, bestärkte ihn in solchen Hoffnungen. Dort, wo seine Wiege gestanden, hatte er vor Allem gewünscht, ein Hirt der Gemeinde zu werden und die Seelen zu Christo zu führen. Ihm war die Oertlichkeit bekannt, manche Jugenderinnerung tauchte in seiner Seele auf; es war ein freundlicher Hoffnungsstrahl, der seine beklemmte Brust erquickte. So vergingen noch einige Wochen, sein Leiden ward nicht schlimmer, die Aussicht auf Genesung desto sicherer. Die Besorgung der amtlichen Geschäfte übernahm mit großer Bereitwilligkeit sein Jugendfreund, Pastor Springer im benachbarten Coldenbüttel. Auch vollzog dieser, als die Osterzeit herankam, die Confirmation der Kinder. Diese Tage vergingen noch leidlich. Aber gleich nachher verschlimmerte sich die Krankheit plötzlich. Die Anschwellungen nahmen zu; der Leidende konnte nur noch etwas Milch und diese kaum genießen. Furchtbare Schmerzen peinigten ihn, selbst bei der geringsten Bewegung. Des Herrn Rath blieb nicht mehr verborgen, es war Sein Wille, daß er scheiden solle. Mit Thränen in den Augen erklärte der

treue Arzt und vieljährige Freund Biernatzki's, Dr. Edlessen: „Dein Leben steht nur noch in Gottes Hand!" Ruhig und ergeben vernahm der Kranke das entscheidende Wort. Möchte doch schon früher sein Herz die Nähe des Todes empfunden haben. Aber seine Gattin, seine Kinder! — Wer einen Blick in das Sterbezimmer Biernatzki's thun will, der lese im vorletzten Abschnitte seiner „Hallig" in dem „Gesichte" die Sterbescene. Hier hat er selbst seine letzten Augenblicke mit erschütternder Treue beschrieben. „Sein Weib mit sechs Kindern und das siebente an ihrer Brust. Die Kinder rangen die Hände und weinten laut. Die Mutter aber blickte mit dem bleichen, starren Antlitz vor sich hin und hatte keine Thräne mehr." Auch der letzte Trost, der dort dem Sterbenden wurde, als er den Sperling die Brodrinde am Fenster verzehren sah, fehlte hier nicht. Biernatzki's Ernennung zum Prediger in Süderau, einem Amte, welches ein reichliches Auskommen gewährte, traf wenige Tage nach Ostern ein. Stumm und thränenlos nahm seine Gattin das Papier entgegen, welches die Bestallung enthielt und Glück und Wohlstand über ihr Leben hätte verbreiten können, wäre nicht der Empfänger ein Sterbender gewesen. Mit sichtlicher Freude empfing der Kranke diese Nachricht. Sein Gebet war erhört. Denn wußte er auch, daß er selbst nicht mehr dort das Amt führen werde, sondern daß der Herr ihn nun rufe, um bei Ihm zu sein, so nahm sein frommer Glaube doch diese Ernennung zu der einzigen Stelle, die ihm noch auf Erden werden konnte, als eine Bürgschaft von Oben, wie Gott die Seinen nicht verlassen

wolle. Sein letzter Federzug war die Unterschrift des Einsatzes in die Wittwenkasse, wodurch er seiner Familie ein nothdürftiges Auskommen sicherte. Aber diese Papiere wurden nicht mehr angenommen, und die Behörden entschieden sich dahin, daß, da Biernatzki nicht in Süderau eingeführt, seine Gattin auf die dortige Entschädigung der Wittwe keine Ansprüche habe. Aber Biernatzki hat dies hienieden nicht erfahren. Er tröstete oft stundenlang die Weinende mit dem Wiedersehen, wo keine Trennung stattfindet, und bat sie, ruhig und gefaßt seinem Heimtritt entgegen zu sehen, indem er voll Freude auf die Vortheile jener Stelle hindeutete. Und ihre Liebe war groß genug, um ihm diesen Trost, der ihm den Abschied leichter machte, nicht zu nehmen. Immer näher rückte die Todesstunde, doch vergingen noch einige Tage. Der Kranke schlief wenig. Mitunter beunruhigten ihn wirre Träume, deren Gegenstand die theuren Seelen, deren Versorger er war; wie einige laute Worte, die er beim plötzlichen Erwachen aussprach, vermuthen ließen. Sonst blieb sein Bewußtsein ungetrübt. Bisweilen kehrte auch wol noch die Lust zum Leben zurück, und ängstlich bat er den treuen Arzt um Hülfe: „Schneide, thue, was Du willst, nur erhalte mich den Meinen!" Aber solche Augenblicke waren selten und vorübergehend; eine um so freudigere Ergebung in des Herrn Willen folgte ihnen.

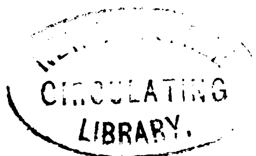
Sein lieber Freund, Pastor Springer, reichte ihm auf seinen Wunsch das Abendmahl; seine Gattin theilte es mit ihm zum letzten Male. Es stärkte und erhob ihn und wandte seinen Geist nun gänzlich von dem Irdischen ab, dem

Himmlischen zu. Ruhig sah er der letzten Stunde entgegen; mit wiederholtem inbrünstigen Gebet fuhr er fort, sich dafür vorzubereiten; aber sie kam noch nicht. Noch große Prüfungen sollte er bestehen; denn die Schmerzen steigerten sich, und wenn sie auch mitunter nachließen, sie kehrten in erhöhtem Grade wieder. Seine Lebenskraft, obwol nur geringe, hielt noch aus. Selbst sein Geist ward nur selten von Nebeln umflort, fast immer war er sich vollkommen seines Zustandes bewußt. Er ließ die Kinder an sein Bett treten und segnete sie. „Ich lasse Euch nichts, sprach er, als meinen guten Namen; möchte er Euch Früchte tragen, mehr als mir selber. Bleibt fromm und gut, am Throne des Ewigen wird Euer Vater für Euch beten!" So nahte der 11. Mai, der Tag der Erlösung. Es war eine schwere — aber schöne Stunde. Die Schmerzen schienen ihn verlassen zu haben. Noch kurz zuvor hatte er sich unruhig hin- und hergeworfen, nun breitete sich Friede über sein Antlitz aus. Es war der Friede einer höheren Welt; nie waren seine Züge so regelmäßig gewesen, wie jetzt. „Ich muß nun schlafen, sagte er zu seiner Gattin, ich bin so müde — so müde." „Nun so schlafe denn, mein Johannes," antwortete sie beklommen. „Ich kann nicht, ich muß allein — ganz allein mit Dir sein," setzte er hinzu. Stumm winkte sie Mutter und Schwester, hinauszugehen. Da lächelte er ihr noch einmal zu, faltete die Hände, seufzte leise und entschlief.

Große Theilnahme erregte Biernatzki's Tod in seiner Gemeinde, in der ganzen Stadt, ja im ganzen Vaterlande. Schon während seiner Krankheit war in allen Kir-

chen Friedrichsstadt's, auch in der Synagoge der Israeliten, für ihn gebetet worden. Nun sprach sich die allgemeine Liebe, die er bei Allen genossen, offen aus. Mehrere Bürger erboten sich, seinen Sarg zu tragen. Am 15. Mai in der Frühe fand sein Begräbniß Statt. Viele folgten seiner Leiche. Der Sarg wurde in die Kirche getragen und vor den Altar gestellt. Hier hielt Pastor Springer dem Freunde die Leichenrede. Hart am Wege, der über den kleinen Friedhof in die Kirche führt, war ein Grab bereitet. Dort ward die irdische Hülle versenkt, um auszuruhen bis zum Tage der Erscheinung Dessen, den sein Mund so oft im fröhlichen Glauben verkündigt hatte.

Er ruhe in Frieden!



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Biernatzki's Schriften.

Zweiter Band.

J. C. Biernatzki's

Gesammelte Schriften.

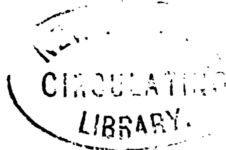
Erste

vollständige Gesammtausgabe

in acht Bänden.

Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band.



Altona und Leipzig,
Hammerich's Separat-Conto.
1850.

Inhalt.

Vorwort.

Theologische Fragen werden in unsern Zeiten wieder von Vielen besprochen, denen dogmatische Studien fremd sind. So ist es immer gewesen, wenn in den religiösen Ansichten des Volkes oder der Völker ein Wendepunkt eingetreten war; und es ist nicht zu leugnen, daß auch unsre Zeit in einer solchen Wendung begriffen ist.

Früher aber, bei ähnlichen Perioden, als noch die Roman-Literatur nicht so erschlaffend auf den Geist gewirkt, brachte man, wenn nicht wissenschaftliche Schärfe, doch mehr Ernst und Ausdauer zu solchen Untersuchun-

gen, und war sich der Schwierigkeiten, die sich dem entscheidenden Urtheil entgegenstellen, mehr bewußt. Jetzt werden oft Meinungen, die alles festen Grundes entbehren, als ausgemachte Wahrheiten aufgenommen, und dagegen Lehren, die auf dem Grunde aller Wahrheit stehen, als völlig unhaltbare Ansichten geringschätzig beseitigt, und Beides darum, weil man vor der Erwägung des Für und Wider sich scheut, oder eine noch weitere Beachtung der Gründe für unnütz hält. Daher dienen in gebildeten Kreisen solche Unterhaltungen, die in's Gebiet der Theologie streifen, fast nur dazu, sich in den anderswoher gewonnenen Meinungen nicht durch Prüfung der Gründe, sondern durch übereinstimmende Urtheile zu befestigen, und abweichende Ansichten, ohne sie einer Untersuchung zu würdigen, durch gemeinsamen Witz lächerlich zu machen. Wäre die einzige Folge dieses Hin- und Hersprechens über ernste theologische Fragen nur die, daß der Theologe, der erst nach langem Fleiße und nicht ohne schwere Kämpfe zu seinen Glaubensüberzeugungen gekommen ist, sich daran ärgert: so könnte er seinen Aerger gern hinnehmen. Er aber achtet keine Glaubensansicht gering, weil er weiß, daß

nach ihr sich Sinn und Wandel des Menschen bildet. Sieht er nun, wie bei diesem kecken Spiel mit den Resultaten einer Wissenschaft, die da ist eine Wissenschaft über den Weg des Lebens und des Todes, die Lüge sich einschleicht, der Leichtsinn wuchert, der unheilige Spott sein Gift ausströmt, und dadurch Weltsinn genährt und Sündendienst gefördert wird: so möchte er den Herzen, die noch fragen nach den göttlichen Dingen, um zu erkennen, was zu ihrem Frieden dienet, sich zum Führer auf dem Gebiete der Theologie anbieten, und will gern, wenn er so besser dem verwöhnten Geschmacke gefallen mag, ein Modekleid anziehen.

So haben die vorliegenden Blätter, die, wenn sie Beifall finden und Gott dem Verfasser Leben und Gesundheit schenkt, nicht die letzten der Art von ihm sein werden, ihren Zweck ausgesprochen; und es bleibt mir nur noch übrig, den etwanigen Recensenten einige Worte zu sagen. Vorerst bitte ich gegen die dargelegten Glaubensansichten nicht zu meiner Bekehrung das oft Gesagte und wieder Gesagte wiederholen zu wollen. Nach vierzehnjähriger Amtsführung sind meine Ueberzeugungen zu fest gewurzelt, als daß sie nicht den gewöhn=

lichen Angriffen gewachsen wären, und ich habe sie ja auch ohne gehässige Seitenblicke auf andere Meinungen vorgetragen. Ferner fordre man nicht ästhetische Einheit von einer Schrift, die in theologische Untersuchungen solche Leser hineinführen will, die sich davon entwöhnt haben, einer strengwissenschaftlichen Durchführung ihre Aufmerksamkeit zu leihen, und denen darum eine anlockende Einfassung und freundliche Abwechselung geboten werden muß.

Dem aber, der jeden redlichen Willen segnet, möge meine Bemühung für Sein Reich wohlgefällig sein, und Er fördre dasselbe auch durch meine geringen Kräfte.

Friedrichstadt, den 7. Febr. 1835.

Der Verfasser.

Wege zum Glauben

oder

die Liebe aus der Kindheit.

I.

Frau von Martens bewohnte nach dem Tode ihres Gemahls, den mancherlei Schicksale aus höheren Staatsdiensten in den Privatstand zurückgeführt hatten, mit ihrer einzigen Tochter, Elise, ein kleines Landgut an der dänischen Gränze. Sie hatte sich in der Zeit, von welcher unsre Erzählung anhebt, zu einer Reise in die böhmischen Bäder entschließen müssen, da sie nach dem Urtheil ihres Arztes nur von jenen Heilquellen die Wiederherstellung ihrer zerrütteten Gesundheit hoffen durfte. Ungern unterzog sie sich der langen Entfernung von ihrem friedlichen Stillleben, und bald zeigte es sich auch, daß ihre Kräfte nicht den Beschwerden einer solchen Reise gewachsen waren; denn schon nach dem zweiten Nachtlager befand sie sich in einem Städtchen des Herzogthums Schleswig so unwohl, daß sie einige Tage dort zu verweilen genöthigt war. So sehr nun auch anfangs sie mit ihrer Tochter diesen unerwarteten Aufenthalt beklagte, so verwandelte sich doch bald ihre Sorge in Dank und Freude, da unter der Obhut des Arztes an jenem Orte sie ihre langjährigen Leiden immer mehr verschwinden fühlte, so daß

ihr das ferne Bad von Tag zu Tag entbehrlicher zu werden schien.

Da wir nun diese Damen nicht mehr als Durchreisende betrachten, die einen Tag die Aufmerksamkeit neugieriger Beobachter auf sich ziehen, am nächsten Tage noch Stoff zu mancherlei Bemerkungen über ihre Kleidung, ihren Anstand und ihr Betragen geben, und am dritten Tage einer neuen Erscheinung Platz machen, sondern fortan diese Beiden als Mitbewohner der Stadt und als Theilnehmer an den kleinen Freuden und Leiden eines harmlosen Völkchens ansehn dürfen: sei uns erlaubt, den Gesprächen über sie ein wenig zuzuhorchen und Kunde davon zu geben.

Ueber Frau von Martens war das Urtheil Aller völlig übereinstimmend. Sie hatte in ihrem ganzen Wesen und Benehmen jene ruhige, milde Würde, die wir an Frauen von schon gereiftem Alter so lieb haben. Ihr Gesicht, das freilich von Kränklichkeit zeugte, hatte doch noch manche Spur früherer Schönheit bewahrt; das Ebenmaaß in den einzelnen Zügen desselben verkündete ein Herz, das nicht erst der Jahre bedurft hatte, um den Stürmen der Leidenschaft zu entgehen, und in dem freundlichen Ausdruck der Augen malte sich ein Wohlwollen, das auch ohne nähere Bekanntschaft von ihrer Sanftmuth und Gutmüthigkeit überzeugte. Bei genauem Umgange vermehrte die tiefempfindende Weichheit ihres Gemüths die Theilnahme für sie, und deutete, wie das frühgebleichte Haar, auf schmerzliche Erfahrungen in ihrem Lebenslaufe hin. In ihrer Kleidung folgte sie, ohne ängstlich die Spuren des Alters zu verstecken, mit be-

scheidenem und geschmackvollem Anstande der Herrschaft der wechselnden Mode. Ihr reichgebildeter Verstand, ihre Welterfahrung und ihr früheres Leben in höheren Cirkeln gaben ihr eine gewisse Ueberlegenheit über ihre jetzige weibliche Bekanntschaft; jedoch wurde diese Ueberlegenheit, mit einem feinen Sinn und einer ungekünstelten Herzlichkeit verbunden, nie drückend und hinderte nicht, auch in ihrer Gegenwart die Lieblingsthemate der Frauen des Ortes zu verhandeln. So wurde Frau von Martens allenthalben mit einer achtungsvollen Zuneigung empfangen und gern an jedem Theetisch gesehen.

Ihre Tochter Elise dagegen fand nicht so allgemeinen Beifall. Den jungen Herren wollte es nicht gefallen, daß man ihr drei Jahrzehnten Schuld geben durfte, auch konnten sie sich nicht mit der fast todtbleichen Gesichtsfarbe bei einer bis zur Magerkeit schlanken Gestalt befreunden und bemerkten darüber kaum die regelmäßigen Züge, die schönen blauen Augen mit den langen seidenen Wimpern und die vollen kastanienbraunen Locken. Unter den jungen Mädchen gewann sie keine Freundinnen, weil ihr beständiger Ernst jeder muntern Aufwallung eine Strafpredigt zu halten und die Tiefe ihrer Bildung und ihre Wortkargheit jede herzlichere Annäherung, wenn sie von den guten Seelen versucht werden sollte, zurückzuweisen schien. Man hatte ihr den Namen der Vestalin gegeben und würde sich ganz von ihr zurückgezogen haben, wenn nicht ihre Sanftmuth und Bescheidenheit, Tugenden, die keiner Worte und Thaten bedürfen, um anerkannt zu werden, immer wieder mit ihrem

stillen Wesen ausgesöhnt hätten. So verdarb sie durch ihre Gegenwart keine Freude, obwohl sie auch keine mit voller Hingebung theilte. Nur einige ältere Herren, vor Allen der Doctor Sorendi und der Pastor Hold, unterhielten sich oft und gern mit Elise. Den Doctor zog ihre Geistesbildung an und besonders ihre genaue Bekanntschaft mit der englischen Literatur, mit welcher auch er von Jugend auf sehr vertraut war. Hold hatte bald aus ihrem stillen Wesen den Reichthum der Gottseligkeit und die glaubensvolle Ruhe der Christin herausgefunden, und in seiner Familie wurde sie eine liebe Genossin alles häuslichen Glückes. An der Seite der Frau Pastorin, in der Mitte der Kinder derselben ward die strenge Vestalin zu einer freundlichen Tante Lise umgetauft.

So etwa war das Urtheil über die Fremden, und diese selbst stimmten ebensowenig überein in ihrer Beurtheilung derer, mit welchen sie so unerwartet in nähere Verbindung gekommen waren. Frau von Martens, mit weiblichem Interesse für alles Weibliche, selbst wenn es sich nicht über den vielerfahrnen Heerd oder über die unruhvolle Wiege erhob, keine Ansprüche machend, und doch sich gefallend in dem ihr willig eingeräumten Ehrenplatz, dabei aber durch immer gleiches, gemüthliches Entgegenkommen jeden störenden Einfluß des Ceremoniellen verhindernd, fand sich recht wohl auch in solchen Kreisen, in welchen Elise dem Himmel für das Geschenk des Alles überwindenden Strickstrumpfs dankte. Beide dagegen waren gleich gern im Hause des Pastors, wo sie auch gewöhnlich mit Sorendi zusammen-

trafen, den sie dort erst näher kennen lernten, da er wegen seines ausgebreiteten Geschäftskreises seine täglichen ärztlichen Besuche bei der Frau von Martens sehr kurz abzumachen genöthigt war.

So sehr nun auch unsre Gäste sich, nach dem Provinzialausdruck, an Pastors anschlossen: so wenig konnten sie doch sich ganz mit dem Wesen und Benehmen Sorendi's befreunden, den sie als Arzt mit der innigsten Dankbarkeit verehrten. Er war, obgleich über die Dreißig hinaus, doch noch unverheirathet. Er wurde von Allen geachtet und war in jedem Kreise beliebt. Auch die jungen Mädchen der Stadt vereinten sich ohne Eifersucht zu einer harmlosen Neigung für ihn, da sie sich längst daran gewöhnt hatten, ihn nicht mehr als Ehestandskandidaten zu betrachten, wie auch keiner Mutter es einfiel, seinetwegen das Herz ihrer Tochter zu hüten, weil sein immer gleiches Betragen gegen alle Mädchen dafür Bürge war, daß der Gedanke: er ist unverheirathet! in keiner jungfräulichen Brust Raum gewinnen würde. Zu den schönen Männern konnte er keineswegs gezählt werden, aber doch gefiel sein schlanker Wuchs und sein sonnenverbranntes Gesicht mit den blitzenden Augen, welches, vom dunklen kurzgelockten Haupthaar umwallt, ihm das Ansehen eines Südländers gab. Seine klangvolle Gesangsstimme, seine Fertigkeit, recht hübsche Verse zu improvisiren, und besonders seine immer sprudelnde Fröhlichkeit sicherten ihm das Lob, ein angenehmer Gesellschafter zu sein. Bei allen Festen, sowohl öffentlichen, als häuslichen, war Sorendi der Rathgeber, war er der Mittelpunkt, von dem

Leben und Lust ausging. Er mußte Alles angeben und anordnen, und von ihm erwartete man die Ausführung, die Allen, den Jungen und den Alten, den reichsten Genuß geben sollte; und nie ward man hierin betrogen. Er verstand es, die Freude auf jene Wirbelspitze zu treiben, von der sie so leicht in den Abgrund des niedern Sinnenrausches hinabtaumelt; aber er verstand es auch, sie auf jener Spitze zu halten, ohne je auch nur ein Haarbreit sie weiter zu führen. Daher seine Feste nie Ekel und Ueberdruß im Gefolge hatten, sondern noch lange im heitern Andenken blieben.

Doch war Sorendi nicht allein der Fröhlichste unter den Fröhlichen, er war auch der Gefühlvollste, Theilnehmendste bei den Leidenden. Immer bereit, zu helfen, kannte er keinen Eigennutz. Am Krankenbette der sorgsamste Arzt, war er in den Hütten der Armuth der willkommenste Gast; und wo irgend für der Stadt Bestes gewirkt werden sollte, stand er nicht allein mit seinem Namen und seinem Beitrag oben an, sondern mit der unermüdlichsten, aufopferndsten Hingebung wirkte er auch selbstthätig mit. Wer auch die Kunst, immer froh zu sein und allenthalben Freude zu verbreiten, nicht in der Art loben wollte, wie Sorendi sie ausübte, mußte doch in ihm den erfahrnen, liebevollen Arzt und den Bürger voll Gemeinsinn ehren. So hätte man diesen Mann für einen der glücklichsten Sterblichen halten sollen, und fast Alle, die ihn kannten, hielten ihn dafür; nur dem tiefern Blick seiner engern Freunde entging es nicht, daß sein Herz einen Gram barg, den er unter dem äußern Freudenschimmer zu verstecken und durch vielseitige

Geschäftigkeit zu übertäuben suchte. Die Quelle dieses Grams blieb Allen ein undurchdringliches Geheimniß.

Elise, die sich von dem Reichthum des Geistes, von der Lebendigkeit des Gefühls, und daneben auch von der übereinstimmenden Vorliebe für die englische Sprache zu Sorendi hingezogen fühlte, und der er als ein rettender Engel am Krankenbette ihrer Mutter erschienen war, fühlte sich doch auch oft von der Hingebung desselben, wo die Freude winkte, unangenehm berührt. Diesen unerschöpflichen Frohsinn, der ihm alle Herzen gewann, mochten nun die Kinder um ihn und mit ihm spielen, mochten Jünglinge und Mädchen tanzend und singend, neckend und schäkernd mit ihm sich herumkreisen, mochten die Alten sich über seine Witze und Anekdoten, über seinen oft scharfen, aber nie beleidigenden Spott einzelner kleinstädtischer Gewohnheiten erlustigen, dies sein ausgelassenes Treiben nannte sie im Stillen oft kindisch, und es war ihr unerklärlich bei einem sonst so tiefen und männlichen Charakter, bis ein Tag kam, der ihr strenges Urtheil über das Betragen des Doctors von dieser Seite erschütterte, ohne daß es ihr doch gelungen wäre, den Grund seiner Seele zu erforschen und es zu enträthseln, wie aus einer Quelle in wunderbarem Wechsel so verschiedenartige Erscheinungen hervorgehen könnten.

II.

Frau von Martens war nun so weit hergestellt, daß sie an einer etwas weitern Ausfahrt in die Umgegend mit Theil nehmen konnte. Sorendi arrangirte daher eine Wasserfahrt, wozu die Bewohner der Stadt die schönste Gelegenheit hatten, da ein nicht unbedeutender Fluß dieselbe durchströmte.

In drei Böten schiffte sich die Gesellschaft schon am frühen Morgen ein. Flöten und Geigen fehlten ebensowenig, wie allerlei Küchengeschirr und Körbe mit Eßwaaren, und der einfache Anzug der Damen und Herren zeigte, daß der Freude keine Staatsvisite, sondern ein zwangloser, traulicher Besuch gemacht werden sollte. Rasche Ruderschläge brachten die Nachen bald aus der Stadt heraus, und als der freie Strom erreicht war, erlaubte ein sanfter Wind die Segel auszuspannen. Dies geschah unter fröhlichem Jauchzen; denn der Ruderschlag erinnert immer daran, daß ein Widerstand gebrochen werden soll, wenn aber die Segel schwellen, dann scheint die Natur mit uns freundlich verbündet, uns liebend dem Ziele entgegen zu führen. Auf der ersten Hälfte

des Weges dehnte sich das Land vor den langsam Dahinschiffenden in weiten Flächen aus und legte reiche Saatfelder, zahllose Heerden und baumumkränzte Landstellen dem Blicke offen dar, allmälig aber erhoben sich die Ufer, und, die Aussicht beschränkend, spiegelten sie sich in der klaren Fluth.

Dies gab nach manchen andern muntern Gesprächen Gelegenheit, die fruchtbare Marschebene jener Gegend mit den Berg- und Thallandschaften Süddeutschlands zu vergleichen. „Haben wir auch keine Wälder und keine Felsen," sagte Sorendi, „so haben wir doch auch nicht jene schwarzen Köhlerhütten und jene gefährlichen Steinbrüche, in welchen man die Schönheit der Natur vergißt über das Elend der Menschen, die dem unfruchtbaren Paradiese nur mit Mühe ein armseliges Brod entreißen. Unsre gedeihliche Marsch macht keinen Anspruch auf Bewunderung, sie will in ihren Segensgaben geliebt sein. Rauscht hier auch dem Sturm kein Eichwald oder Tannenforst, so neigt sich doch das reiche Aehrenfeld vor ihm. Haben wir hier auch keine Ritterburgen, keine wilde Eber und räuberische Adler, so fehlt es uns doch nicht an freundlichen Bauerwohnungen, an stämmigen Milchkühen und an breiten Stieren. Antwortet hier dem begeisterten Dichter auch kein Felsenwiederhall, so wiehert, brummt und blökt es doch in tausend Melodieen um ihn her, und wenn er hier nach einem hohen idealischen Auffluge von seinem Pegasus erschöpft herabsteigt und die breite Fülle des Landes betrachtet, sagt er heimlich zu seiner müden Seele:

Nahrhaft ist allein die Prosa;
Nüchtern läßt die Poesie!"

„Die Marsch wird Ihnen für den letzten Theil Ihres Lobes eben nicht sehr dankbar sein," bemerkte Hold dagegen, „denn sie macht auch Ansprüche darauf, dichterische Begeisterung wecken zu können. Und das mit Recht! Diese Segensauen, sind sie nicht dem Meere entrissen? Unsre Deiche, an welche die Wogen hinaufbrausen, um sehnsuchtsvoll einen Blick in die verlornen fruchtbaren Strecken hineinzuwerfen, und dann schaamvoll wieder herabsinken, um ihre gierige Wuth gegen einander auszutoben, diese unsre meerzwingenden Dämme, geben sie nicht der Poesie einen schönen, reichhaltigen Stoff, wie sie das Gemüth mit gerechtem Stolz erfüllen?"

„Der doch in der Sturmfluth 1825 an gewaltigem Herzklopfen laborirte," meinte Sorendi lächelnd.

„Solche Zeiten," vertheidigte sich Hold, „dienen gerade dazu, uns recht oft lebhaft daran zu erinnern, welch' ein gewaltiges Element hier der Mensch bezwungen."

„Das großmüthige Meer," sagte Elise, „wird uns gern die Freude gönnen, ihm einige Schollen abgedämmt zu haben; es bleibt ihm dennoch sein gränzenloses Gebiet und seine unbezwungene Gewalt. Wer das Meer nicht kennt, kennt die Schöpfung nicht! In seinem zürnenden Toben, wie in seiner friedlichen Stille ist es voll heiliger Schauer, und kein Sterblicher kann den ernsten Blick auf das Reich der Wogen lange ertragen."

„Wenn es stürmt und schäumt," rief Sorendi, „dann hab' ich meine Lust daran, dann möchte ich ihm die jauchzende Brust entgegenwerfen und mit den tanzenden

Wogen zu Ball gehen. So ein Ballsaal! Oben die Wolkenschlacht mit den rollenden Donnerwagen und den schmetternden Feuerblitzen und dann und wann ein schüchterner Mondblick dazwischen, der um Frieden zu bitten scheint. Unten die elastische Tiefe, auf der die schwarzen Riesenfrauen, mit dem weißen Schaumgeschmeide in den wehenden Rabenlocken, mächtig heranschleifen und hochaufstürmend die wogende Brust am Feuer des Himmels laben; dann plötzlich niederrauschen und die Felsen des Abgrunds mit Herrschergewalt erschüttern. Dabei diese Musik, ein Posaunenchor des Weltuntergangs voll heulender Dissonanzen, und doch voll majestätischer Harmonie! Das ist ein Anblick voll jubelnden Entsetzens, den zu beschreiben ich das jüngste Gericht um Worte bitten möchte."

„Oh, Ihre Beschreibung ist schon schauerlich genug!" riefen Alle.

„Nein," fuhr Sorendi fort, „schauerlich ist das Meer in seinem ruhigen Auf- und Niederwallen. Wer kann es ertragen, auch nur minutenlang Blick und Sinn auf den Tactgang eines Sekundenzeigers zu richten? Das Meer aber ist eine solche Sekundenuhr, die mir jeden Pulsschlag meines fliehenden Lebens nachzählt, und die, während sie mich an den unausweichlich näher kommenden Tod erinnert, mir eine Empfindung giebt, als müßte das arme gequälte Herz seinen langweiligen Tact durch alle Ewigkeit fortschlagen, wenn längst der dem Tode geweihte Staub keine Macht mehr hat, es in Lust oder Schmerz aufzuregen. Diese unermeßliche Weite, auf der das Auge vergebens etwas Anderes sucht, als

den Anblick dieser Weite, und diese Wellen mit ihrem immer gleichmäßigen Kommen und Gehen, eine wie die andere grüßend und scheidend, werdend und vergehend, und auf dieser unabsehlichen Fläche allüberall dasselbe farblose gedankenleere Spiel, und seit Jahrtausenden und für Jahrtausende nur dieselbe Eine Bewegung und doch kein Fortgang und doch kein Rückschritt; — ich glaube, die Ewigkeit wollte sich im Spiegel sehen und schuf das Meer, oder sie wollte liebend die Zeitlichkeit umarmen und gürtete sich selbst in der Gestalt des wandellosen Oceans um die wechselreiche Erde. Aber ihre liebende Umarmung ist zum furchtbaren Hohn geworden über die Armseligkeit alles Lebens auf Erden."

„Ist nicht der Himmel über uns auch ein Spiegel der Ewigkeit?" fragte Hold.

„Ja," antwortete schnell der Doctor, „aber ein ganz anderer; nicht mit diesem Ewigkeits-Pulsschlag. Der Himmel sieht still auf die wechselnden Menschengeschlechter herab; und obwohl ihm unser unruhiges Treiben in der Spanne Zeit albern genug vorkommen muß, zählt er doch nicht so geschäftig-spottend uns die verschwundenen Augenblicke nach. Er hat ferner ein Tag- und Nachtgewand, er hat seinen Wolkenschleier und will nicht, daß das arme Menschenherz vergehe vor seiner einigen, ewigen Größe. Ja, er sendet auch mitleidig seine Stürme herab aus den Wolken und züchtigt das Meer um des Hohnes willen, womit es die Sterblichen verfolgt, und zwingt es heraus aus dem beständigen Gleichmaaß; sonst würde es ganz unerträglich sein."

„Wie Sie Alles auch so eigenthümlich ansehen!“ meinte Frau von Martens. „Ich habe auf meinem Landsitze das Meer täglich vor Augen. Wenn es ruhig ist, ergötze ich mich an den weißen Segeln, die auf der erdumgürtenden Wasserstraße für den Fleiß der einen Zone den Genuß der andern eintauschen. Wenn es stürmt, dann zittere ich für die armen Seefahrer, denen fern von der Heimath ein angstvoller Tod droht, und möchte den Himmel bitten, sie in meine warme, sichere Behausung zu führen, daß ich sie erquicken und ihren Eltern, Frauen und Kindern erhalten könnte. Nur durch die Menschen spricht die Natur zu meinem Herzen, ohne diese kann sie wohl meine Sinne freundlich oder unangenehm berühren, aber vermag keine Gefühle aufzuregen.“

„Aber,“ entgegnete Hold, „auch Ihnen muß ich hier wieder den Anblick des Himmels vorhalten.“

„Ja,“ erwiederte Frau von Martens, „er spricht zu meinem Herzen, aber nicht durch sich selber, sondern weil er mit dem Gedanken an Gott unwillkührlich verbunden ist.“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ warnte lächelnd Sorendi, „daß der Pastor Sie nicht zu den Ketzern rechne. Er will nicht zugeben, daß der Anblick des Himmels wie der Schöpfung überhaupt zu Gott führen könne.“

„Zurückführen wohl,“ sagte Hold lebhaft, „aber nicht den Glauben erzeugen, wo keine Ahnung von Gott ist. Die Natur kann dem Geiste nichts geben, was er nicht schon habe. Sie kann das Samenkorn des Glaubens anregen,

demselben Nahrung geben, es zur schönen Blüthe entfalten, und auch das nur durch Hülfe von oben; aber ohne ein solches Samenkorn bleibt die Wüste ein dürrer Sand, und wenn auch alle Zeugnisse Gottes in seinen Werken um sie her und über ihr ausgebreitet sind. Alle Predigt der Natur von den göttlichen Dingen wird erst hörbar durch die Stimme im Herzen, die ihr Antwort giebt; alle ihre Reize empfangen ihren heiligen Schein erst durch den gläubigen Blick des Menschen, ohne dieses gläubige Anschauen ist sie immer nur die leuchtende, wärmende, nährende Mutter; ein Spiegel der Gottheit ist sie nur dem Staubgebornen, der das Bild Gottes, nach dem er geschaffen ist, vor diesen Spiegel hält. Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, sagt die Schrift, aber um deß wahrzunehmen, muß ein Auge da sein, das finden will und zu finden versteht. Zu welchen Riesengeistern machen wir die frühesten Bewohner der Erde, wenn wir sie den Gottgedanken aus der Natur herauslesen lassen, und welche Sicherheit hätten wir, daß sie richtig gelesen haben, und wir nach ihnen? Nein,

Unglücklich, sollten wir erfinden und erweisen
Erst den Gedanken, der das Leben hält;
Wir blieben ewig heimathslose Waisen
Auf dieser Erde und in jener Welt.

Nie werde ich Ihnen zugeben, daß die Betrachtung der Natur in dem Menschen den Gottgedanken als etwas Neues, nie vorher Dagewesenes erschaffen konnte. Es ist Gottes

Gnade und Gabe, daß wir sein gedenken, und er hat den ersten Menschen den Glauben an ihn mitgetheilt, nicht etwa durch Angeburt oder Instinct, nicht etwa durch ein dunkles Ahnen oder Gefühl, nicht etwa durch eine überlegene Vernunft, die sogleich fähig und bereit war, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare zu schließen, sondern vielmehr durch eine klare Offenbarung Seinerselbst, deren Art und Weise über unser Wissen und Verstehen hinausgeht, die aber nicht wunderbarer ist, als die ganze Schöpfung es ist. Diese Offenbarung vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, und daher finden wir auch unter den rohesten Völkern noch religiöse Wahrheiten. Freilich mögen diese Wahrheiten vielfach entstellt und fast verschlungen sein vom Irrwahn, doch gänzlich untergegangen sind sie nirgends, obwohl so oft die Vernunft bei ganzen Völkern beinahe gänzlich untergegangen ist im Dienste des Sinnenlebens, in den Sorgen und Wollüsten dieser Zeit. Sobald aber ein Mensch, in der frühesten Kindheit der menschlichen Gesellschaft entfremdet, keine Gelegenheit hat, an der durch Unterricht fortgepflanzten Offenbarung Gottes Theil zu nehmen: dann ist er, wie alle Beispiele einzelner Unglücklichen zeigen, die den Thieren gleich an Stimme und Lebensweise in Wäldern aufgefangen wurden, ganz ohne irgend ein religiöses Wissen noch Ahnen, was nicht der Fall sein würde, wenn uns ein angebornes Bewußtsein von Gott und unserer Abhängigkeit von Ihm in die Welt mitgegeben wäre. Ebenso deuten alle Erfahrungen darauf hin, daß dem Gewebe des Aberglaubens, mit welchem die Religion so vieler Völker umsponnen war und

noch bei den Heiden es ist, ein ursprünglich reiner Kern zum Grunde liegt. Diese verkehrten Ansichten, diese sinnlosen Formen sind Schatten, die den schönen, oft in räthselhafter Tiefe verborgenen Sonnenstrahl umhüllen; keineswegs sind sie Frühnebel, die den Keim des Morgenroths in ihrem Dunkel nähren, und ihn mehr und mehr erstarken lassen. Sie sind keine Hüllen des Kindes, das unter ihrer wärmenden und schirmenden Decke heranreift; sondern entstellende Gewänder, welche die liebliche, vollendete Jungfrau so umgeben, daß die rechte Gestalt derselben nicht mehr erkannt wird. Es sind Hieroglyphen, aus deren verworrenen und verwirrenden Bildern uns die Spuren einer hellen Gotteserkenntniß in der Urzeit entgegenschimmern, wenn auch oft mit fast erloschenem Lichte. Das vermeinte, angeborne Bewußtsein von Gott, was hat es für sich? In der niedern Thierwelt nichts Aehnliches; denn da ist das Angeborne ein durch alle Geschlechter und alle Zeiten sich Gleichbleibendes an Inhalt und an Kraft; da bedarf es keiner Entwicklung und ist keiner Vervollkommnung fähig und zeigt sich dadurch als ein rein Irdisches. Oder, daß wir, die wir schon in dem ersten Erwachen des Nachdenkens durch unsere Umgebung, sei's mit bestimmter Lehre, sei's durch hindeutende Einrichtungen, auf den Glauben an ein höheres Wesen hingeleitet werden, daß wir in uns ein religiöses Bewußtsein finden, soll uns Das berechtigen, auf ein angebornes Bewußtsein von Gott, als auf ein sicheres Erbtheil aller Menschen, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgehen, zu schließen? So ist jene Angeburt eines religiösen Bewußtseins eine An-

nahme, die nirgends nachgewiesen werden kann. Eben so wenig kann die Vernunft sich anmaßen, Grund und Quell der Religion zu sein. Wenn sie jetzt, durch eine mehrtausendjährige Schule hindurchgegangen, ihre Glaubenssätze begründen und beweisen zu können meint, darf sie damit behaupten, daß sie dieselben aus sich selbst entwickelt habe? daß ihr allein die Väter ihre Weisheit verdanken? daß auch das Evangelium, welches diese gepriesene Vernunft sich nicht einmal rein und lauter nur bewahren konnte, nachdem sie es empfangen, keine andere Quelle habe, als eben diese schlechte Bewahrerin desselben? Und denken wir uns die ersten Menschen in der ihnen nothwendigen Fülle der alle Sinne ansprechenden Natur, wahrlich! welche viel verlangende Aufgabe wäre für sie die Entwicklung der Vernunft gewesen, die, so weit wir sie kennen, nie ohne Belehrung Anderer sich ausbildet, und die der Sinnengenuß eher einschläfert, als weckt. Was aber für sie schon eine zu große Aufgabe gewesen wäre, möchte es noch mehr für ihre Nachkommen gewesen sein, in welchen sich zu dem natürlichen Sinnentriebe noch die Leidenschaften und Begierden der Eltern fortbildeten, wenigstens als Frucht des Beispiels, wenn auch nicht als Vererbung, welche ich nur darum dahingestellt sein lasse, um den Gegnern so viel als möglich zuzugeben. Mag nun auch die Vernunft, wenn sie schon Raum gewonnen hat in der Menschheit, in dem Einzelnen, der die Lehren und Erfahrungen der Vorwelt und Mitwelt in einen Brennpunkt vereinigt, die Kraft haben, des sinnlichen Lebens Reiz und Macht zu überwinden, um in schöner Entwicklung fortzu-

schreiten: so muß es doch als eine unvernünftige Ansicht erscheinen, wenn wir annehmen wollten, daß sie diese Kraft schon in ihrer ersten Kindheit, in dem frühsten Stadium ihrer Entwicklung gehabt habe. Vielmehr dürfte es gewiß sein, daß, anstatt an ein Weiterfortschreiten zu denken, ein Zurücktreten des Geistes vor dem Fleische, ein Wiedervergessen des Himmels über die Erde angenommen werden müßte, wenn es der Vernunft allein betraut worden wäre, den Staubgebornen zum Kinde Gottes zu erheben. Laßt uns die Vernunft ehren und preisen, weil sie in ihrem stets fortschreitenden Gange uns jetzt in immer helleren Strahlen leuchtet, den Sonnen in ihren verborgenen Bahnen nacheilt und ihnen ihren Weg für die Ewigkeit vorzeichnet, und dabei zugleich den unerschöpflichen Reichthum der mütterlichen Erde, der dem blöden Sinn unentdeckt geblieben wäre, in immer neuen Blüthen des Genusses hervorlockt, indem sie bald in ätherischer Freude an den Regenbogenfarben vielseitiger Wissenschaft allein sich labt, als ob keine Erde für sie da wäre, bald wieder mit freundlicher Liebe aus den lichten Höhen herabsteigt und der Welt sich zuwendet, um ihre Wissenschaft zum Aufbau irdischer Wohlfahrt zu leihen."

„Ein seltenes Lob der Vernunft aus dem Munde des Offenbarungsgläubigen," rief Sorendi dazwischen.

„Gewiß nur darum selten," entgegnete Hold, „weil ich seltner Gelegenheit habe, die Vernunft gegen ihre Feinde, als mich gegen ihre Anbeter zu vertheidigen, die sie in eine falsche Stellung bringen, indem sie dieselbe auf ein Feld treiben, wo sie Blüthen erzeugen soll, anstatt sich an denen,

die da sind, zu erfreuen; wenn sie nun in ihren ungeschickten Versuchen die Blüthen zertritt und das schöne Feld zur dürren Wüste macht, soll ich dann nicht mit ihr zürnen? So lange sie in ihrem Reiche bleibt, werde auch ich unter die Reihen ihrer Kämpfer treten, aber darüber hinaus verlasse ich ihre Fahnen. Wohl bedarf auch die Religion, wenn wir Wissenschaft von den göttlichen Dingen und Gottesdienst darunter begreifen, der Vernunft, um das Unkraut auszureuten, das auf ihr Feld ausgestreut, bald hochstämmig aufschießend die Blumen zu überwuchern droht, bald am Boden fortkriechend die edlen Wurzeln erstickt; aber die Blumen selbst haben Keim, Nahrung, Krone und Duft unmittelbar von Oben her vom Vater des Lichts, von Dem alle gute und vollkommene Gabe kommt."

"Ist doch auch die Vernunft Gottes Gabe," meinte Sorendi.

"Ja wohl ist sie Gottes Gabe," antwortete Hold, "und eine herrliche, köstliche Gabe, für die wir dem Geber und Ihm danken wollen, in Seinem Heiligthum, wie auf dem lauten Markt des Lebens und bei der nächtlichen Studirlampe; aber jede Gottesgabe hat ihren bestimmten Kreis und Beruf, hat ihre besondern Eigenschaften, die sie auf diesen Kreis und Beruf beschränken."

"Was aber," fragte Sorendi, "wäre denn in der Vernunft, das sie unfähig machte, uns die Quelle der Religion zu sein? Ist sie es nicht, die die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers nachweist in seinen Werken? Ist sie es nicht, die den Geist entfesselt und so dem Staubgebornen

Kräfte leiht, denen keine Höhe zu hoch, kein Abgrund zu tief ist, um überall den Zeugnissen Gottes nachzugehen und sie nicht weniger aus dem kleinsten Wurm im Schooße der Erde, als aus dem leuchtenden Gange der Sphären herauszustellen?"

„Wissen Sie," erwiederte Hold, „welche Eigenschaft der Vernunft mir ihre wesentlichste und eigenthümlichste zu sein scheint? Ihre Ungenügsamkeit! Nie steht sie stille, stets bildet sie das Gewonnene weiter aus. Den Fund, den sie heute mit Jubel begrüßt, unterwirft sie morgen einer zweifelnden Betrachtung. Kein graues Alterthum, keine noch so glänzende Autorität übt auf sie irgend einen Einfluß. Alles prüft sie immer wieder neu, legt es bei Seite, nimmt es wieder vor, bessert daran, um es wieder zu verwerfen, und dann wieder zu ergreifen, um es seiner Vollkommenheit näher zu führen. Was sie durch solche Bestrebungen an Klarheit der Aussicht gewonnen, gilt ihr eben so viel, als erweiterter Umfang derselben, wie sie überhaupt nur Stufen zum Tempel der Vollendung kennt, nicht diesen Tempel selbst, in welchem sie ruhen dürfte auf ihren Lorbeern. Und wehe! wenn sie ruhen sollte in dem Glauben, das Ziel, über welches kein Weg mehr hinausgeht, erreicht zu haben; sie würde sich selber damit den Tod bringen, wie der Baum abstirbt, der aufhört emporzustreben. Sie würde das Schicksal der Quelle theilen, die, so lange sie raschen Laufes dahineilt, des Himmels Bild wiederstrahlt, und die Blumen des Ufers tränkt, daß sie in reicher Farbenpracht erglänzen und mit süßem Duft die Luft erfüllen; denkt aber die Welle

von der rastlosen Wanderung zu ruhen auf ebener Fläche, dann ist der Sumpf erzeugt, der mit seinem dunstschweren Hauche die Luft verpestet und alles Leben vergiftet. Was aber der Vernunft ihre Kraft und Frische erhält, dies beständige Abwerfen des alten Gewandes und rastlose Weben an einem neuen Kleide, dies Kreisen ringsum, auf und ab, hin und zurück, um nach hundertfältigem Aufbau und eben so öfterm Niederreißen wieder eine Spanne weiter gearbeitet zu haben an den Stufen zum ewig fernen Tempel: das ist es gerade, was sie unfähig macht, in der Religion uns alleiniges Licht zu sein. Denn worauf wir unsern Frieden bauen sollen im Leben und im Sterben, das muß uns fest stehen ein Fels im Meer, an den die Wogen branden und die Stürme schlagen und ihn nicht erschüttern. Die Vernunft widerspricht sich selber, wenn sie der Meinung nachhängt, daß sie eine Wahrheit für alle Jahrtausende unumstößlich gewiß aufgestellt und erschöpft habe. Die Religion aber muß ein Licht sein, das keinem Wechsel und Wandel unterworfen ist. Sie kann den Gedanken nicht tragen: meine Gabe ist vielleicht nur Wahrheit für das eine oder andere Jahrhundert und mag in einem künftigen Jahrhundert als Wahn erkannt werden. Welchen Glauben könnte sie dann fordern? Welches Herz dann befriedigen? Welcher Seele dann Kraft, Trost und Zuversicht geben? An welches Sterbelager dann als Todesüberwinderin treten? — Nach diesem Allen scheint mir die Ansicht, daß Gott im Anfange des Menschengeschlechts sich offenbarte, und zwar so, daß den ersten Menschen ein wirkliches Wissen, eine klare Erkenntniß

in den göttlichen Dingen zur Ueberlieferung an ihre Nachkommen zu Theil wurde, es gern mit den andern Meinungen vom Quell und Grund der Gotteserkenntniß aufnehmen zu können, wie sie auch mit der Erzählung der Schrift vom ersten Menschenpaare sich am Besten vereinigen läßt."

„Wenn ich Ihnen auch gern zugebe," bemerkte hier Frau von Martens, „daß Niemand die Tiefen der Gottheit erforscht, denn der Geist Gottes selber, und daß darum, wie jenes Wissen von Gott bei den ersten Eltern, so auch jede wirklich den Umfang unseres Wissens vermehrende Erkenntniß von Gott Seine unmittelbare Gabe ist: so bleibt doch dem Menschen es übrig, diese Erkenntniß zu einem religiösen Leben zu beseelen."

„Auch das möchte ich nicht unbedingt behaupten," erwiederte Hold. „Vielmehr, was den Menschen also, durch Gottes erste Offenbarung, gegeben ist und in Christo wieder erneuet und zum Heile der sündig gewordenen Welt bereichert wurde, das befruchtet zum Leben und erhält kräftig und lebendig Gottes heiliger Geist. Durch Ihn wird das Licht Wärme. Er giebt dem offenen Auge den tiefen Blick; Er zündet die heilige Flamme auf dem Altar des erkennenden Menschengeistes. Denn die Religion hat, wie Sie bemerkten, zwei Seiten: das Wissen von den göttlichen Dingen und das Leben in den göttlichen Dingen. Nach dem Wissen richtet sich die Form des Gottesdienstes und das Tugendgesetz, wo nicht ein falsches Wissen Beides verschmäht. Das Leben in den göttlichen Dingen ist da, wo das Wissen zum *Glauben* geworden ist, und Andacht und Tugend als Früchte

des Glaubens reifen. Aber eben so wenig, wie das Wissen in der Religion unsre Weisheit allein ist, sondern seinen Kern und Stern in den Offenbarungen Gottes hat, für deren Lehren bestätigende Zeugnisse aufzusuchen und Menschensatzungen fern zu halten, unserer Vernunft genug sein sollte: so ist auch das Leben in der Religion nicht allein unser Selbstwerk. Es ist Folge der Wirksamkeit des heiligen Geistes, der, wie das Morgenlicht immer wärmer um die geschlossene Knospe spielt, ihren Kelch zu öffnen, daß sie blühe und dufte im Tagesglanz, so um die Seele des Menschen geschäftig ist, daß sie geweckt werde zum Aufschauen in die Höhe und immer voller aufathme in Glauben und Lieben. Des Menschen Theil vor allen übrigen Geschöpfen des Staubes ist Empfänglichkeit für den Geist Gottes. Er ist das Auge, wodurch die Erde den Himmel sieht. Käme aber das Licht nicht von Oben, dann würde auch das Auge nicht sehen. Käme der Zug nach dem Himmel nicht zu der Erleuchtung von Oben, dann würde auch das Auge nicht zum Himmel sich wenden mit seinem Blicke. So beseelt mit lebendigem Odem die Offenbarungen, die den ersten Menschen geworden, die von ihnen auf die Völker der Erde übergingen, und die in Christo neu wurden nach dem Bedürfniß der verirrten und sündigen Menschheit — Gottes heiliger Geist. Und der Glaube an eine solche Gemeinschaft mit dem Vater im Himmel, die von Ihm selber ausgeht, unterhalten und gefördert wird, ist die Seele der kindlichsten Andacht, des liebendsten Vertrauens, der vollsten Hingebung in Seinen heiligen Willen. Es ist wenig, daß wir Gott kennen als den Schöpfer,

Erhalter und Regierer der Welt, daß wir wissen, ohne Seinen heiligen Willen fällt kein Haar von unserm Haupte, und durch Freuden und durch Leiden führt Er Alles für uns herrlich hinaus. Nein, daß wir wissen, Er sorgt um unsre Seele, Er weckt sie zum frommen Glauben und andächtigen Gebet, Er redet zu ihr mit Seinen Mahnungen und Warnungen, Er stärkt sie in Stunden der Prüfung mit Seiner Kraft, die in dem Schwachen mächtig ist; es ist Seine Freude, wenn wir zunehmen an Reichthum der Gottseligkeit, und es gilt Ihm nichts höher, als die Seele Seines Kindes zu retten vom Wege des Verderbens und sie zu beseligen mit allen Segnungen und Verheißungen: das, das ist die freudige Zuversicht, die mit der seligsten Verklärung alle Gedanken und Gefühle durchglüht und durchläutert. So lange ich den Glauben nur als ein Sehnen und Ringen des Menschen zu Gott betrachte, nicht als ein Kommen und Reden Gottes zum Menschen: so lange bleibe ich immer in Fragen und Zweifeln, bin bald im Fortschritt, bald im Rückschritt, komme nie zu dem vollen, klaren Sieges-Amen, mit welchem Erd und Himmel Eins werden und das Kind am Vaterherzen ruht. Wenn wir also die Natur betrachten, laßt uns nicht allein denken: Gott zeigt Sich uns in ihr, sondern auch: daß wir Gott in ihr sehen und bei ihrem Anblick in Andacht aufwallen, ist Sein Werk an unserer Seele."

„Ich gestehe gern," antwortete Sorendi, „daß Ihre Ansicht von einer beständigen Thätigkeit Gottes, die Kinder des Staubes zu Seinen Kindern im Glauben und in der *Liebe zu* erheben, etwas ungemein Ansprechendes hat, und

daß dies Sorgen und Mühen gleichsam des Himmels für das Erdengeschöpf dem menschlichen Gefühl wohlthuend sein muß; aber fürchten Sie nicht, daß durch eine solche Ansicht einer gewissen Trägheit der Seele Vorschub gethan werde?"

„Lieber Doctor," entgegnete Hold, „Sie halten es gewiß mit mir für die höchste Freiheit des Menschen, dem göttlichen Gesetze in allen Dingen unterthan zu leben, frei zu sein in der Freiheit der Kinder Gottes, deren Selbstwollen aufgegangen ist in dem Willen Gottes. Wie nun? dürften wir es nicht auch für die höchste Thätigkeit des Menschen halten, wenn der Geist Gottes in ihm thätig ist und unser Selbstwerk an unserer Seele verschlungen ist in dem Sieg des göttlichen Geistes? Wir Menschen scheiden und spalten immer so viel, auch da, wo die Grenzlinien für unser blödes Auge zu fein in einander übergehen. Und freilich müssen wir so trennen und sondern und das Wort in Wörter zerlegen, daß unser Verstand doch einigermaaßen fasse und begreife, was eigentlich ganz über seinen Gesichtskreis hinausliegt; aber wir sollen auch doch wiederum die Wörter in ein Wort zusammenzufassen wissen. Wollen wir aber im Reiche des Glaubens, wo Alles so eng verkettet ist, so innig in einander fließt, nur unser Scheide- und Schneidemesser walten lassen, und was sich demselben nicht fügen will, bei Seite legen: dann werden wir bald nur ein todtes Stückwerk übrig behalten. Nein, laßt uns hoch aufathmen mit gläubiger Brust zu unserm Vater im Himmel, daß der Odem Seines Geistes einziehe in die Thore unseres Herzens; und ist dies Aufathmen selber schon ein Zug von Oben, haben wir

darum weniger Freude und Friede, weniger Frucht zum seligen Leben und Sterben davon?"

„Ich möchte dagegen sagen," meinte die Pastorin, „daß bei Deiner Ansicht der Ungläubige und Unbußfertige sich darauf berufen könne, daß er nur darum Mangel leide an Frömmigkeit und Tugend, weil Gott Sein Werk an ihm nicht gethan."

„Wenn der Ungläubige und Unbußfertige," erwiederte Hold, „erst im Ernst zu solcher Berufung kommen sollte, dann spürt er schon das Werk Gottes an seiner Seele, denn sonst wäre er nicht zur Erkenntniß jenes Mangels hindurchgedrungen. Aber er wird nie zu solcher Entschuldigung kommen: denn ehe er wirklich, nicht in gedankenlosen Worten, sondern in ernstlicher Meinung also sich vor Gott und vor sich selber zu rechtfertigen versuchen sollte, ist es ihm längst klar geworden, daß Gott auch um seine Seele von Anfang an gesorget hat, und er muß bekennen: Du hast mich gesucht, wie der Hirte das von der Heerde verlorne Schaf sucht, mit großer Liebe, Geduld und Treue, ich aber wollte mich nicht finden lassen! Daß wir aber in den göttlichen Dingen nicht Alles haarscharf zerlegen können, versteht sich, wenn auch die Erfahrung uns nicht das vergebliche Bemühen der irdischen Weisheit vorhielte, schon darum von selbst, weil wir diese Dinge hienieden nie in ihrer Höhe, Breite und Tiefe ermessen, da die Erde nicht der Himmel, der Mensch nicht Gott ist, da wir hienieden nur im Vorhofe sind, zu dem einzelne Strahlen vom Allerheiligsten nur *durchschimmern*, bis auch unsre Stunde kommt, daß der

Glaube zum Schauen wird. Weiß doch die Blume auch nichts von der Sonnenbahn und blühet und duftet auch ohne solche Wissenschaft voll Lieblichkeit im Sonnenlicht. Wir aber sehen, wenn auch durch einen Schleier, doch immer genug, um Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit und Ihm zu dienen in aller Unschuld, Gerechtigkeit und Seligkeit. Nur, wie auch die Blume am liebsten ihren Kelch dahin wendet, wo sie den wärmsten Sonnenstrahl merkt, und da die schönste Frucht trägt: so laßt auch uns die Ansicht vom Glauben vorziehen, oder vielmehr in das Leben des Glaubens uns am liebsten versenken, welches uns am engsten und innigsten in allen Beziehungen mit Gott verbindet, welches uns am kindlichsten dem Vater im Himmel zu eigen giebt und jeden Anflug von Dünkel und Ueberhebung am sichersten fern hält. Wir können durch das Leben, Weben und Sein in Gott nur gewinnen, und wenn wir unsern Glauben zu einem trägen Brüten, zu einer dumpfen Ruhe verkehren, daß er einem trüben See gleicht, in welchem kein Wellenschlag die Strahlen von Oben mannigfaltig bricht und hin und her spiegelt: dann ist das gerade ein Zeichen für uns, daß der Geist Gottes nicht schwebet über dem Wasser; denn ein solcher Geist, dessen Wesen, wie er es zeiget in Seinem Walten und Wirken zur Erleuchtung, Heiligung und Beseligung der Menschen, Licht, Kraft und Leben ist, kann auch nur zeugen, was Seines Wesens ist."

Hold schwieg, und Niemand mochte durch eine fernere Einrede seiner Begeisterung für seine Ansicht weiter entgegentreten. Erst nach einer ziemlichen Pause wandte sich So-

rendi, dem es nun erst einfiel, daß Elise gar keinen Antheil an dem letzten Gespräch genommen, an dieselbe mit den Worten: „Und was sagen Sie dazu, mein sinnendes Fräulein?“ Dies Beiwort paßte in dem Augenblicke ganz für Elise, denn sie saß da so in sich gekehrt, als ob ihr Geist in einer andern Heimath sich erginge. Bei der Anrede Sorendi's fuhr sie halberschrocken auf, und mit einem verlegenen Blick auf Hold sagte sie: „Verzeihen Sie mir, ich dachte noch an das Meer, auf dem mir die furchtbarste, aber auch die seligste Stunde meines Lebens ward.“

„Erzählen! Erzählen!“ rief Sorendi wie ein Kind, das von der Mutter Geschichten verlangt.

Elise antwortete nur mit einer leisen, verneinenden Bewegung des Kopfes, und Sorendi hörte auch zugleich von den andern Böten laut seinen Namen rufen und die Beschwerde, daß er sein Boot so stumm dahinfahren lasse und in keinen Gesang bisher mit eingestimmt habe. Er stand auf und rief: „Da will ich denn auch gleich ein ganz neues Lied hören lassen,“ und begann:

Wieget, ihr Wellen,
Den traulichen Kahn;
Führet ihn leise
Auf glänzender Bahn. —

Lau weht der Odem
Der wallenden Fluth;
Warm treibt im Busen
Die Freude das Blut.

Säuselnd nur flüstert
Das schwankende Ried;
Weithin erschallet
Der Fröhlichen Lied.

Wieget, ihr Wellen,
An Hügel und Au
Sanft uns vorüber
Im heiteren Blau. —

Oben der Himmel
Und unten sein Bild,
Höhen und Tiefen
Vom Himmel erfüllt.

Lippen voll Lieder
Und Herzen voll Lust:
Hier auch der Himmel
In fühlender Brust. —

Wieget, ihr Wellen,
Mit kosendem Spiel
Bald unsern Nachen
An's harrende Ziel. —

Spiegel des Lebens,
Du strömender Fluß,
Wie wir Dich grüßen,
Entfliehst Du dem Gruß.

Stunden und Wellen,
Wie rinnen sie schnell;
Wellen wie Stunden,
Bald dunkel, bald hell.

Haltet die Freude,
So lang' sie uns nah! —
Segel herunter! —
Der Hafen ist da!

III.

„Segel herunter! Der Hafen ist da!" jauchzte der Chor nach, denn eben landeten die Böte, und in fröhlichem Getümmel sprangen die Gäste an's Land, wobei Alle sich voll Geschäftigkeit zeigten. Diese halfen einander über das schwankende Brett, Jene beluden sich mit Mänteln und Oberröcken; sorgsame Hausfrauen suchten vor Allem die Eßkörbe wohlbehalten in Sicherheit zu bringen; die jungen Herren die Geigen und Guitarren in Obhut zu nehmen, und die muntern Mädchen wählten sich die Teller und Gläser, wobei sie hundertmal: „Nehmt Euch in Acht!" von den Müttern hören mußten, wenn sie des Klapperns und Klingens gar zu viel machten.

Der Empfang im Wirthshause, sonst immer ein herzliches Willkommen, war heute sehr still, und an den Trauerkleidern und verweinten Augen kündete sich ein Todesfall. „Unsre gute Anna ist todt!" ging es bald von Mund zu Mund, und alle Lust war auf einmal zu Ende. Denn die hübsche und rasche Jungfrau, die allein erwachsene Tochter ihrer verwittweten Mutter, ihr Beistand in der Führung

des Hauswesens und in der Pflege der jüngern Geschwister, wurde bisher bei jedem Besuch von den Gästen des nahen Städtchens nicht als Wirthstochter, sondern als Mitgast betrachtet; und nun lag ihre Leiche in der engen Kammer, und die Nachricht von ihrem Tode wirkte um so erschütternder, weil die Gemüther nur auf einen Tag voll Leben und Lust bereitet waren. Dazu kam noch, daß Anna Braut war und ihr Hochzeitsfest in Kurzem hätte sein sollen. Die rothe bräutliche Rose war zur weißen Todesrose geworden. Sorendi, von Allen am heftigsten ergriffen, war auch zuerst wieder völlig gefaßt und besonnen. Er sorgte dafür, daß der Aufenthalt im Todeshause möglichst abgekürzt wurde, und bald zog die Gesellschaft wieder von dannen, um sich in ein, eine kleine Stunde entferntes, Gehölz zu begeben, wo für heute das Lustlager aufgeschlagen werden sollte. Hold blieb noch zurück bei den Trauernden. Die Pastorin wäre auch gern mit ihm geblieben, aber sie, als eine Frau, die mit dem tiefsten Gefühl und dem weichsten Gemüth ein ausgezeichnet wirthschaftliches Talent und eine zu Allem anstellige Geschäftigkeit verband, mußte dieser letztern Eigenschaften wegen sich in die Anordnung Sorendi's fügen und die Gesellschaft begleiten, weil er nicht glaubte, ohne sie Alles gehörig einrichten zu können; und sie folgte ihm um so eher, da sie dadurch hoffen durfte, auch alle Andern nach sich zu ziehen und ihrem Manne sein Gebiet allein zu überlassen. Nur Elise konnte in der Stimmung, in welcher sie sich befand, nicht vom Flecke. Sorendi's Aufforderung, *zu folgen*, beantwortete sie mit einem bittenden Blick, den

er verstand, und sie blieb bei Hold. Eine recht erbauliche Trostpredigt zu hören, das erwartete sie nun. Aber wie erstaunte sie, als Hold ein Gespräch mehr anregte, als selbst mitführte, das ganz darauf berechnet schien, die Größe des Verlustes recht fühlbar zu machen, und mit einer wahren Grausamkeit immer neue Thränen hervorzurufen. Er weckte die Erinnerung an alle gute Eigenschaften der Verstorbenen, an ihre beständige Munterkeit, an ihre Liebe zur Mutter und zu den Geschwistern, an ihre bräutlichen Hoffnungen, an ihren frommen, demüthigen Sinn und frischte mit den lebhaftesten Farben alle frohen Erwartungen auf, die mit ihr zu Grabe gegangen waren. Elise bemerkte aber bald, daß der stumme Schmerz der Leidtragenden in eine lebhafte Unterhaltung überging, daß Alle sich näher zum Pastor drängten, um keins seiner Worte zum Lobe der Verstorbenen zu verlieren, daß Jeder durch immer neue Erinnerungen und Bemerkungen das Seine zur Würdigung der dahingeschiedenen Anna beizutragen suchte, daß durch die Schmerzensthränen glänzende Freudenblicke über solche Tochter, solche Schwester, solche Braut hervorbrachen und es ganz vergessen schien, daß doch nun alle diese Tugenden und diese Hoffnungen dahin seien.

Als die Mutter endlich sagte: „sie sieht noch ganz so aus, als ob sie lebte. Wollen Sie meine Anna noch einmal sehen?“ da gingen Alle in's Nebenzimmer, wo die Leiche im offnen Sarge lag. In ein langes, weißes Gewand gehüllt, die Hände über die Brust gefaltet, das Haar glatt über die Stirne gescheitelt, einen Kranz frischer Blumen im

Haar, die weiße, eben entknospete Rose als Sinnbild des frühen Todes in der Mitte, lag die Jungfrau da, wie ein Marmorbild. Entflohen war der Anhauch des Lebens von dem bleichen Antlitz, aber geblieben waren die Züge des Charakters, die eben nur dieses Anhauchs bedurften, um ganz wieder die gute, freundliche Anna zurückzurufen. Es war, als sollte sie jeden Augenblick wieder die Wimpern aufschlagen und die Lippen öffnen und fragen: „warum habt Ihr mich so wunderlich gebettet? warum schaut Ihr so sonderbar mich an?“

Bei dem Anblick der Leiche flossen neu die Thränen des Schmerzes, und Heinrich, der Bräutigam, drückte beide Hände vor's Gesicht, während die Mutter die ihren gefaltet niedersinken ließ und mit einem tiefen Seufzer nach Oben blickte. Hold aber trat an den Sarg, legte seine Hand auf die Stirne der Entschlafenen, als wollte er sie segnen, und lautlos standen Alle um ihn, als er sein Auge erhob und wie für sich, nicht für die Anwesenden, mit anfangs halbleiser, fast bebender, dann immer kräftiger werdender Stimme sprach: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn also hat Gott die Welt geliebet, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. So wollen wir denn im Glauben an diese Seine Liebe beharren und uns nicht die Trübsal befremden lassen. Hat Gott uns also geliebet, wie sollte Er denn jemals hart wider uns sein? Was uns die Erde nimmt, das

giebt uns der Himmel wieder. Der Himmel aber ist da, wo des Glaubens freudige, selige Zuversicht ist. Durch solchen Glauben werden unsre Augen aufgethan im Lichte der Heimath, die auch unser wartet, und der Schmerz wird Ergebung und der Tod wird Leben, und alles Dunkel Licht, und all Dein Thun, o Gott, Liebe! Darum, wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert, Gegenwärtiges oder Zukünftiges, Leben oder Tod? In dem Allen überwinden wir weit um Deß willen, der uns geliebet hat. Und Du, die Du so sanft schlummerst nach dem, was sterblich an Dir war, und droben wandelst nach Deinem bessern Theil im Frieden Gottes, Du hast schon völlig überwunden, wir aber warten noch der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, in Geduld und Stille; und Deinen himmlischen Frieden wollen wir Dir nicht trüben dadurch, daß wir weinen ohne Trost und Hoffen, wie die, welche die Verheißung nicht haben; sondern Dein Gedächtniß soll uns stärken im Aufschauen zum Herrn in allem Werk und Leben, auf daß wir werden, wie Du bist und unsers Kleinods nicht verfehlen. Dazu hilf uns, Gott Vater! Amen."

Nachdem Hold noch einige Minuten im stillen Gebet am Sarge gestanden, ging er mit den Leidtragenden zurück in's Wohnzimmer, und Alle dankten ihm, mehr mit Blick und Händedruck, als mit Worten, für seine Tröstungen. „Ihr habt ein festes, prophetisches Wort, sprach er noch, und Ihr thut wohl, daß Ihr darauf achtet, als auf ein Licht,

das da scheint am dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in Eurem Herzen.“ Und wie er das sagte, nahm die kleine Meta die Bibel von der Fensterbank und brachte sie der Mutter, und die erst sechsjährige Tine holte die Brille herbei. Hold aber faßte die Kleinen bei der Hand und erinnerte sie, nun ihrer Mutter immer recht gehorsam zu sein, recht fleißig zu lernen und den lieben Gott zu bitten, daß er sie fähig mache, die Schwester, die er zu sich genommen, ganz zu ersetzen. Mutter und Kinder umhalseten und küßten sich gegenseitig, während Hold sich zu Heinrich wandte. „Sie, die Du lieb hast, siehet das Angesicht des Vaters im Himmel. Bleibe fromm und halte Dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen, wie es ihr wohl gehet.“

Darauf entfernten sich Hold und Elise, nur von Heinrich an die Thür geleitet, und überließen die Bewohner des Sterbehauses ihren Betrachtungen.

IV.

Langsam wandelten sie vorwärts, und anfangs schweigend, bis Hold das Gespräch eröffnete, indem er bemerkte, wie sehr er noch bei den meisten Gelegenheiten, wo er als Tröster auftreten solle, die Schwierigkeiten solches Berufes fühle und nicht immer die rechte Weise finden könne.

„Das scheint Ihnen doch in diesem Falle ganz gelungen zu sein," meinte Elise.

„Ja, wo ich weiß, daß ein Grund da ist im Herzen," erwiederte Hold, „der nur gleichsam aufgelockert zu werden braucht, um ein Segen zu sein für Den, der ihn hat: da ist die Arbeit leicht. Wo es aber an diesem Grunde gebricht, wo er erst gelegt werden soll, ehe die Saat des göttlichen Worts gedeihen mag: da ist das Amt des Trösters das schwierigste von allen."

„Nur wunderte es mich," bemerkte Elise, „daß Sie so lange nur darauf auszugehen schienen, den Schmerz, der doch schon lebhaft genug war, noch mehr zu wecken."

„Darin gerade," sagte Hold, „gerade in dieser vollen Darlegung des Verlustes ist der beste Uebergang zur Trö-

stung. Wenn wir erst zum bestimmten, klaren Gefühl des Verlustes gekommen sind, den wir erlitten, erst Gedanken gefunden haben, ihn ganz auszudenken, und besonders erst Worte, ihn auszusprechen: dann haben wir das Schwerste überwunden. Aber glauben Sie mir, ich habe schon manches Herz, das wohl das Gewicht des Schmerzes getragen hätte, unter der Bürde der Tröstung erliegen sehen. Da kommen Oheim und Vetter, Tante und Base, da kommen der Hausfreund und die Frau Gevatterin, da stürmen Alle auf den Leidenden ein, ein Trostspruch drängt den andern, es ist ein Wasserschwall von Gemeinsprüchen und Bibelworten beständig in Bewegung, und ehe ein Funken zünden kann, löscht ihn ein Regenstrom wieder. Zu einer klaren Ansicht seines Verlustes kann in solchem Gedränge und Geräusch der Trostbedürftige nicht kommen. Er hat allein das dunkle Gefühl, wie furchtbar doch der Schlag sein müsse, der ihn betroffen, da Alle so ängstlich geschäftig sind, ihn zu trösten. Kommt dann der Pastor in einen solchen Kreis, so erwartet der Leidende mit den Andern einen Hauptsturm. Der Geistliche soll die schwere Artillerie aufführen, wenn die Plänkler mit ihrem leichten Geschütz keine Bresche zu schießen vermochten. Läßt er sich darauf ein: so stimmen die andern Anwesenden mit großem Beifall dazu und rühmen sich selbstgefällig, wenn er etwas sagt, das sie auch schon vorgebracht haben. Der arme Schmerzensreiche sucht vergebens ein Herz, an dem er sich ungestört ausweinen könne. Er muß wie ein Opferlamm herhalten, das sich krümmt unter dem scharfen Messer des Priesters, nachdem es matt gezerrt ist an den Stricken der

Tempeldiener. Der Pastor aber, nachdem er die volle Schale seines Troststromes ausgegossen, entfernt sich mit stillem Triumph und mit dem schmeichelnden Bewußtsein, der Wichtigkeit seines Amtes Genüge gethan zu haben, und die zurückbleibenden Verwandten, Freunde und Gevattern haben es nun nur desto geschäftiger, die Worte des Pastors zu wiederholen und auf die große Sünde aufmerksam zu machen, wenn man solchen Worten nicht sogleich gehorsam sein wolle. Ist es wunderbar, daß trotz solcher Trostesarbeit dennoch der Schmerz das Herz bricht oder den Verstand nimmt? Manche Erfahrungen habe ich hierüber, die mir wehe thun, und ich möchte jedem jungen Prediger rathen, bei solchen Gelegenheiten wohl zu bedenken, was er thue, daß er sich weder durch die Erwartungen der Umstehenden, noch durch die scheinbare Nothwendigkeit augenblicklichen Trostes verführen lasse, nur hineinzureden und aufzudämmen, anstatt das Herausreden und Ergießen zu befördern."

„Auf diese Weise," entgegnete ihm Elise, „möchte denn wohl das Amt des Tröstens von einem verständigen und tief mitfühlenden Freunde oder Verwandten lieber übernommen und besser ausgeübt werden können, als von dem Geistlichen, der dem Leidenden weniger nahe steht, und daher auch weniger von seinem Verluste mitergriffen ist." —

„Wir sind Alle ein priesterlich Volk," erwiederte Hold, „und wen der rechte Geist treibt, dem wird des Geistes Frucht nicht ausbleiben; sein Wort wird lehren, mahnen, trösten, wie des Geistlichen Wort, und — doch wieder nicht wie des Geistlichen Wort, wenigstens bei

Vielen nicht, nicht mit solcher Gewißheit der Erfüllung, mit solcher Entschiedenheit, die keinen Widerspruch aufkommen läßt. — So lange der Mensch Mensch ist, und er soll auf Erden nie mehr zu sein wagen wollen, bedarf er einer Form und Gestalt des Göttlichen, wie sein Gedanke des Wortes bedarf, um nicht allein Andern, sondern auch ihm selbst recht klar zu werden. Die Religion bedarf der Kirche, wenn sie nicht ein dunkles Gefühl ohne Licht und Kraft sein soll. Die Kirche aber muß den Grund, aus dem sie ihre Nahrung zieht, nicht in der Welt, sondern über der Welt haben; ihr Licht muß nicht flackern, nicht bald hell, bald trübe brennen, wie eine irdische Flamme, sondern leuchten unter Stürmen und Regenschauern eine ewige Friedenslampe; ihre Kraft muß nicht abhängig sein von der höhern Kunst und überwiegenden Wissenschaft ihrer Diener, sondern sich geltend machen als eine Kraft Gottes, die auch in dem Schwachen mächtig ist, wenn dieser sich ihrer nur mit glaubensvoller Treue, mit heiliger Begeisterung bedient und weder aus falscher Weisheit, noch aus irrer Phantasie daran modelt. Wie nun freilich die Gemeinden jetzt sind, zerrissen in Spaltungen, voll Lauer und Kalter, voll Zweifler und Spötter, muß der Prediger es sich angelegen sein lassen, seiner allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, die er immer brauchen wird, um sich durch dieselbe nächst dem Aufschauen auf das feste, prophetische Wort vor dem Einschmeicheln der Lügenweisheit und vor Phantasiegebilden zu behüten, sich auch zur Erhaltung seines Ansehens und Bewahrung seines Einflusses bedienen zu können. Zu demselben Zweck wird er

sich auch der Redekunst befleißigen, die ja doch, wenn sie die wahre ist, größtentheils Ergebniß des frommen Herzens sein wird. Die Zeit und Mühe, die er auf diese Bildung anwendet, ist keineswegs für seine eigentliche geistliche Bildung verloren, wenn er es versteht, Alles unter das Licht der göttlichen Weisheit zu bringen, und aus diesen Blüthen, die, wenn sie auf Erden erblühen, doch auch unter Gottes Sonne reifen, das Ewige im Vergänglichen für sich herauszunehmen. Nie soll er aber vergessen, daß seine Priesterweihe nicht von der höhern Wissenschaft abhängt, sondern daß er der Gemeinde vorsteht, weil er das Amt der Offenbarung Gottes an seine Kinder im Staube verwaltet. Tritt nun der Geistliche als Tröster in den Kreis der Leidtragenden: so soll er nicht allein als theilnehmender Freund, sondern auch als Diener der Kirche erscheinen. Er soll nicht das Seine von dem Seinen, sondern, wie überall, das Wort Gottes geben, auf dem die Kirche gegründet ist, und also der Mund Dessen sein, den kein Auge gesehen und kein Ohr gehört. Hat er erst den Boden des trostbedürftigen Herzens empfänglich gemacht, ist erst das starre Eis des Schmerzes aufgelöst durch seine brüderliche Theilnahme, dann muß er aus diesem brüderlichen Verhältniß heraustreten und nicht etwa jene Tröstungen geben wollen, die aus dem Kreise des irdischen Lebens hergenommen sind, sondern er muß darreichen aus der Fülle des göttlichen Wortes; muß nicht sich selbst hören wollen und hören lassen, nicht in allerlei weichen, duftigen, nebelnden Redensarten sich bewegen, sondern er muß *sich* vergessen lassen, indem er so spricht, daß es

kund wird: Dies giebt Dir der Herr durch ihn! denn des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche. Wir waren so reich, als wir nichts weiter sein wollten, als Diener der Kirche, Verkünder des Worts und Bewahrer der Geheimnisse Gottes. Seit wir aber angefangen haben, uns Jeder seine eigne Kirche zu bauen, und unsre Weisheit, statt des göttlichen Wortes, auf den Altar zu legen, seit der Zeit sind wir so arm, und es ist wunderlich, daß wir nicht begreifen können, warum unsre Wirksamkeit in der Gemeinde so geschmälert ist. An irdischer Wissenschaft, wie an Rednergaben, mag uns Mancher in der Gemeinde übertreffen, und wer auch in der Hinsicht tief unter uns steht, wird doch Vieles zu tadeln wissen. Aber gesetzt auch, wir überragten alle Mitglieder der Gemeinde weit an Weisheit und an Kunst des Vortrags, sollen sie sich von uns leiten lassen um unsres Redetalents willen? Den Gehorsam möchte ich nicht! Sollen sie sich denn unsrer größeren Einsicht unterwerfen? Wer bist Du, Menschenkind, daß Du Deine Einsicht oder die Einsicht und Ansicht irgend eines Staubgebornen zum Fels machen willst, auf den Deine Brüder ihren Trost und Frieden im Leben und Sterben, ihr Heil in der Ewigkeit gründen sollen? Ganz anders stehen wir aber vor der Gemeinde, wenn wir den Segen und die Kraft unseres Amtes in einer Botschaft von Oben haben, deren Vermittler wir nur durch unsern Beruf sind. Dann ist es nicht der Glaube an uns, den wir fordern, denn unsere Lehre ist nicht unser, sondern Deß, der uns gesandt hat,

gleichwie der Vater Ihn sandte; es ist vielmehr unser unablässiges Bestreben, die Gedanken Derer, die uns hören, von unserer Persönlichkeit weg auf denselben Grund zu setzen, auf welchem wir stehen, damit sie mit uns erkennen, das Wort, das da verkündet wird, ist kein Menschenfündlein, woran gedreht und gedeutelt werden mag, sondern es ist hier das Altprophetische: der Herr spricht! Nur mit dem Unterschiede, daß die Propheten, die, gleich wie wir, immer noch dem: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind," unterworfen bleiben mußten, keinen Prüfstein zu geben hatten: daran erkennet, ob wir Göttliches reden. Wir aber legen offen vor, woraus wir nehmen, und es ist unser Werk nur zu zeigen, wie zu jeder Zeit und in jedem Fall genommen werden soll. Will nun der Geistliche nicht mehr sein, als was angedeutet ist, tritt er zur Gemeinde nicht in seinem eignen Namen und mit seiner Lehre, sondern im Namen der Kirche und mit der Lehre der Kirche, dann wird sein Wort nicht leer zu ihm zurückkommen; und, worauf es auch bei seinem Amt als Tröster der Leidtragenden besonders ankommt, er wird eine Macht über die Gemüther haben, der sich nicht leicht ein Nichtgeistlicher erfreut. Zweierlei hat der Geistliche besonders für sich. Sein Kommen erinnert an das Band des Glaubens, durch welches der Mensch mit Gott verbunden ist, ist eine Mahnung an die Gemeinschaft, die der Ewige durch seine Offenbarungen knüpft mit den Kindern im Staube, ist ein Gedächtniß des Bekenntnisses, durch welches der Christ dem Herrn und Lenker aller Dinge Gehorsam und Ergebung, Vertrauen und Zuversicht gelobte,

und von den Lippen des Dieners der Kirche ist man es gewohnt zu hören, was da dienet zur Erhebung, zur Stärkung, zur Tröstung; daher wird er ein empfänglicheres Herz finden, als Derjenige, welcher nicht schon durch sein Auftreten an die höheren Verhältnisse des irdischen Lebens erinnert, und aus dessen Munde öfter Gleichgültiges oder gar Leichtfertiges das Ohr berührte. Ferner in der Kenntniß des göttlichen Wortes, in der Erforschung der Tiefen der göttlichen Weisheit, in der Anwendung der Mahnungen und Verheißungen der Schrift; darin sollten wir doch wohl es dahin bringen, daß wir als die Meister anerkannt werden, weil unser ganzes Leben sich darin bewegt und alle unsere Gedanken und Gefühle vermöge unseres Berufes beständig darauf gerichtet sind. Darum wird und kann man auch von dem ächten Diener des Evangeliums mit Recht mehr erwarten, als von dem Nichtgeistlichen, und mit größerem, hingebenderem Vertrauen sein Wort an- und aufnehmen, als das Wort Dessen, dem bei aller Frömmigkeit, bei aller Erfahrung, bei aller Liebe zum Evangelio doch ein anderer Erdenberuf nicht ein solches ungestörtes und unablässiges Hineinleben in die verborgensten Tiefen der göttlichen Geheimnisse gestattet, und der nicht leicht eine solche harmonische Kenntniß aller Anklänge des himmlischen Saitenspiels von den Thaten Gottes zur Erleuchtung, Heiligung und Beseligung der Menschen sich erwerben mag, wie sie Dem eigen sein sollte, für welchen die göttlichen Dinge auch zugleich das Weltgeschäft sind. Betteln wir nun aber zu den Füßen einer *irdischen* Kunst und Weisheit, nicht um sie uns dienen

zu lassen zum Fußschemel, sondern um sie auf den Thron zu setzen und von ihr allein die Gaben zu empfangen, der Gemeinde vorzustehen: dann verlieren wir leicht in dem Wetteifer mit der Gelehrsamkeit, Klugheit und Welterfahrung Anderer, und verlieren bei Allen den Einfluß, welchen uns die Ueberzeugung giebt: Der Geistliche ist der geistlichen Dinge Vertrauter, und was von ihm kommt, ist geschöpft aus der ewigen Quelle alles Lichtes, aller Wahrheit, alles Trostes. Freilich wird dabei auch eine Gemeinde vorausgesetzt, die an eine solche Quelle glaubt, aber daß solche Gemeinde nur noch sehr selten gefunden wird, das ist weniger den Angriffen von Außen her zuzuschreiben, als dem Nachgraben der Geistlichen selber nach trüben, irdischen Wasserquellen. Es ist ihre eigne Grube, in die sie fallen. Sie haben allein sich selbst gepredigt, und so predigen sie auch bald Keinem mehr, als sich selbst allein. So lange wir treue Haushalter des Herrn waren, blieben wir stark in unserm Amt und Segen, nun wir dem Herrn Seine Güter umgebracht und uns selbst zu Herren des Hauses gemacht haben, sind wir schwach, und der Segen unserer Amtsführung besteht ganz allein in unserm persönlichen Einfluß auf die Gemüther; und ach! so viele unseres Standes vergessen sogar dieser ihrer Persönlichkeit Achtung und Liebe zu erwerben und zu erhalten, und wagen doch noch von Kirchenscheu und Verfall des Amtssegens zu reden. Das aber ist es, was mit mir mancher Prediger fühlt: in der Ausübung unseres Amtes tritt der Einfluß unserer Persönlichkeit stärker hervor, als das Gewicht des uns anvertrauten Kirchen-

amtes. Bei der Sorgfalt, die wir auf die Ausarbeitung unserer Predigten und auf ihren Vortrag verwenden, bei der beständigen Aufsicht auf Benehmen und Wandel vor den Leuten, gelten wir wohl als gute Prediger, — Sie deuten dies mir nicht als Eitelkeit, — aber es fehlt die weltüberwindende Zuversicht, um mit rechter Entschiedenheit als Priester des lebendigen Gottes aufzutreten, und daher fehlt es auch an dem rechten Verhältniß zur Gemeinde und der Gemeinde zu uns. Wir sind ihr wohl Beamte, die ihre Pflicht erfüllen, aber haben für sie nicht unser Amt von Gott, der uns gesetzet, daß wir ihm die Seelen heimführen in Sein Reich. Das Vertrauen auf seine Rechtschaffenheit und Pflichttreue ist dem Geistlichen nicht genug, der in rechtem Segen wirken soll, es muß auch ein Vertrauen da sein auf sein geistliches Wort; so wie ihm auch ein offnes, strenges Gericht ohne Ansehen der Person, ein ernststrafender Tadel gegen Jedermann willig ohne Aufsätzigkeit und Erbitterung zugestanden werden muß. Wie aber jetzt jeder noch so Unwissende ein Meister und Richter in Israel sein will, was die kirchlichen Dinge betrifft, und jeder auch noch so kecke Uebertreter des Gesetzes so zartfühlend für den leisesten Tadel ist, daß eine solche sogenannte Ehrenkränkung nur Feindseligkeit nach sich zieht: so mag kein Lehr- und Trostamt, und am wenigsten das Strafamt recht gedeihen. — Doch es wird sobald nicht anders werden! — und ich möchte Ihnen auch nicht ganz verständlich sein mit diesen Klagen."

„Nehmen Sie wenigstens die Ueberzeugung mit aus *dieser Stunde,*" erwiederte Elise, „daß ich an Achtung

für Sie und an Vertrauen zu Ihrer geistlichen Führung viel, sehr viel durch Ihre Darlegung gewonnen habe. Andere werden Ihnen besser, als ich, nachweisen können, warum es dem einzelnen Geistlichen auch bei dem reinsten Eifer für sein Amt und den trefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens nicht leicht möglich wird, in unserer Zeit den segensvollen Einfluß eines früheren Jahrhunderts wieder zu gewinnen. Es kommt mir beinahe vor, als müßte eine neue Reformation eintreten, die, wie die erste uns von der blinden Unterwerfung zum klaren Selbstschauen zurückführte, so uns nun wieder von dem Selbstschauen zum größeren Vertrauen auf die geistlichen Führer umkehren ließe."

„Zwei Bemerkungen vergessen Sie dabei nicht," erinnerte Hold. „Nämlich, daß das anmaßende Wesen unserer Zeit wider die Geistlichen, als Wortführer der Kirche, in den wenigsten Fällen nicht vom Selbstdenken und ernsten Selbstprüfen, sondern größtentheils von einem leichtsinnigen Nichtsdenken oder unwissenden Nachbeten einzelner Spötter herrührt. Wer mit uns stehet auf dem Grunde des Glaubens und nachforschet den verborgenen Quellen, wer mit heiligem Ernst dem Heiligen Zeit und Mühe, Herz und Sinn weihet: der mag richten über uns; wir wollen sein Gericht nicht scheuen und sein Urtheil nicht verachten. Wer aber weder Lust hat sich mit den Tiefen der göttlichen Erkenntniß zu befassen, noch sich die Zeit nimmt, den Strahlen bis zur Quelle des Lichts nachzusuchen, dem möchte doch wohl zu rathen sein, sich vertrauend unserer Führung zu überlassen, die wir Gott verantwortlich sind für die Seelen,

die uns von ihm gegeben wurden. Wer nun gar ohne heiligen Ernst diese Dinge bespricht, wie er etwa vom neuesten Taschenbuch oder von sonst einem gewöhnlichen Conversationsartikel redet, dessen Stimme sollte doch wohl ganz ohne Gewicht sein gegen die Stimme des Geistlichen? Und ferner wird dabei immer vorausgesetzt, und das eben ist das Wesen der protestantischen Kirche, und sollte dem protestantischen Geistlichen ein größeres Vertrauen sichern, als es der katholische fordern darf, daß das Bekenntniß der Kirche dem Worte Gottes nicht widersprechend sei, und daß auch der Geistliche diesem Bekenntnisse gemäß lehre, und in seinem Sinn und Wandel die Ehre seines Wortes streng aufrecht halte. Weicht der Prediger selbst von dem Bekenntniß der Kirche ab: so stellet er sich damit unter das Gericht Alles und Jeden, und darf nicht länger für sich das Vertrauen der Gemeinde fordern. Er kann ein Sectenoberhaupt werden, muß aber nicht mehr Diener der Kirche sein und heißen wollen. Dient aber sein eigenes Wesen und Thun dem Bekenntniß nicht zur Bestätigung: so darf er auch nicht erwarten, Denen ein Führer der Wahrheit zu sein, die gewohnt sind an der Lauterkeit der Quelle selbst zu zweifeln, weil sie ihnen durch ein unreines Gefäß zuströmt; und die Zahl solcher Beschränkten im Urtheil ist gewiß noch in jeder Gemeinde sehr groß. Fragt es sich aber, ob unsre Kirche denn das rechte Verständniß des Evangeliums in ihren Symbolen habe; so ist das eine Frage, die eben so wenig ganz allein nach unserm eignen Verständniß vom Evangelio, oder nach den Ansichten und Meinungen des Ersten, Besten entschieden

werden soll. Denn wir müssen zugestehen, daß unser jetziges Geschlecht selbst in seinen größten Geistern nicht werth ist, den Reformatoren gleichgestellt zu werden. Es ist weder der rechte Muth, noch die rechte Demuth in den Leuten. Frage ich nun auch in reinwissenschaftlichen Dingen nur nach der Wissenschaft des Mannes, der mir Aufklärungen verheißt: so frage ich bei der Erforschung der Wahrheit in religiösen Dingen auch nach dem Sinn und Wandel Dessen, der mir darin Führer sein will. Aus den Tiefen der Gottheit schöpft Keiner, in welchem nicht der Geist Gottes ist, und wo Der ist, da offenbart er sich auch in allem Wesen und Thun als ein Geist Gottes, der die Stätte reinigt, die er eingenommen, von allem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Lüsten, der allen Eigendünkel und alle Lauheit mit der letzten Faser ausreutet, und eine Glaubenskraft giebt, die Berge versetzet. Stehen wir an Muth sowohl, als an Demuth tief unter den Reformatoren, die dabei nirgends als Schwarmgeister und Lebensverächter erscheinen: so sollten wir doch auch wohl zu ihrer Einsicht in die Geheimnisse Gottes einiges Vertrauen haben. Wo das Evangelium sich so, wie bei ihnen, im Leben ausspricht, da dürfen wir ein in den Hauptfragen richtiges Verständniß desselben erwarten; wenigstens ein tieferes und klareres Verständniß, als bei Denen, die ihnen an freudigem Gottvertrauen, an hingebender Aufopferung, an wahrer Demuth so weit nachstehen. Das: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind,“ schließt auch die Pflicht in sich, diesen Geistern, wenn sie die Prüfung bestanden, sich willig zu unterwerfen; und die Forderung, den Heroen

des Evangeliums, im Bewußtsein der eignen Schwachheit, sich auch geistig unterzuordnen, ist eine Forderung, die nicht Unterwerfung unter Menschenansehen verlangt, sondern Unterwerfung unter den Geist, der in ihnen waltete, und in ihrem Sinn und Wandel sich aussprach. Katholiken werden wir darum nicht, da wir die Forderung festhalten, daß die Kirchenlehre dem Evangelio nicht widersprechen soll; diesen aber es nicht einmal einfällt, die Sätze ihrer Kirche in der Schrift nachweisen zu wollen, und sie daher die Tradition und ihren unfehlbaren Papst vorschieben. Uns soll das Vertrauen zu den Reformatoren bei den wechselnden Meinungen des Tages über die Auffassung der Grundlehren des Evangeliums nur ein Gegengewicht sein, das viele mit kritischer Weisheit ausgeschmückte Zweifel aufwiegt. Sie mögen in einzelnen Nebendingen geirrt haben, dafür haben wir die Schrift, ihnen das nachzuweisen. Daß sie aber in ihrer Grundansicht vom Kern des Schriftwortes nicht geirrt haben, dafür soll ihr Leben uns mit bürgen; wenigstens müßten Die, welche ihr Verständniß höher stellen, als das jener Geister, wahrlich mehr sich bemühen, uns eine gleiche Bürgschaft zu geben, müßten, wenn sie nicht Erben ihrer Einsicht sein wollen, doch Erben ihres Muthes und ihrer Demuth sein. Besonders aber ist es mir immer recht erbärmlich vorgekommen, wenn Menschen, die um eine fettere Pfründe heucheln und schmeicheln, sich hassen und verfolgen, Menschen, deren Seelenfriede von einer günstigen Recension, oder einem Solo im l'hombre abhängt, oder *Menschen*, die eine Viertelstunde jeden Morgen an der

Halsbinde zupfen und einen Tod à la Werther selig preisen mögen, wenn solche vielleicht an Wissenschaft reiche, doch armselige und fade Seelen besser, als Luther und Melanchthon, glauben in den Geist und Sinn des Evangeliums eingedrungen zu sein."

„Auch dürfte man wohl annehmen," fügte Elise noch hinzu, „daß eine große Zeit, eine Stunde der Menschheit, wie die Reformation es war, obgleich anfangs durch den Geist der erwählten Männer unter Leitung Gottes hervorgerufen, auch wieder zugleich rückwirkend ihren Geist erhebt und läutert, ihn mit immer kräftigeren Schwingen über die Schatten hinwegträgt und ein immer helleres Verständniß öffnet. Während eine andere Zeit dieselben Männer, bei anfänglich gleicher Einsicht, viel befangener und dem Irrthum unterworfener gelassen haben würde, weil sie keine solche erweckliche Nahrung für den Geist darzubieten vermochte. Ein ähnlicher Grund möchte auch bei der geringern moralischen Kraft unserer Zeit mitwirken. Aber vor Allem vertraue ich Gott, daß Er es auch an dem Himmel des Christenthums nicht an Sternen erster Größe hat fehlen lassen, die uns den rechten Weg zeigen, wenn all die kleinen Nebensterne so durch einander schimmern und schillern, daß der ihnen vertrauende Pilger nicht mehr weiß woher? und wohin?"

„Sie haben Recht," erwiederte Hold, „auch das Evangelium hat, wie das alte Gesetz, seine Propheten, die es dem Volke auslegen; und gleichwie auch die Priester der Juden auf jene Stimmen hören sollten: so sollen auch der

uns die Prediger wie die Gemeinden auf unsere Propheten hören, obwohl wir alle ein priesterlich Volk sind, ein Volk, dem der Blick in's Allerheiligste ohne Ausnahme freisteht, das aber, wenn es mit unheiligen Herzen und Händen den Vorhang zu lüften wagt, natürlich statt Erleuchtung nur Verblendung erwarten darf.“

V.

„Was Sie vorher," sagte Elise nach einer Pause, „vom Festhalten am Worte Gottes sagten, war mir recht aus der Seele gesprochen, und ich kann Ihnen eine Erfahrung aus meinem Leben mittheilen, welche Ihnen die Ueberzeugung geben wird, daß der Werth und die Macht des göttlichen Wortes mit unauslöschlichen Zügen in meine Seele gegraben sein muß."

„Sie würden mich durch eine solche Mittheilung sehr verbinden," entgegnete Hold.

„Es ist die Erzählung," sagte Elise, „die ich vorher im Boote, von Sorendi dazu aufgefordert, nicht geben wollte, und die Aufschlüsse, die sie über mein Leben Ihnen giebt, sind auch nur für Sie, und, wenn Sie wollen, für Ihre liebe Frau. Diese Erklärung wird Ihnen als eine Bitte um Verschwiegenheit gelten."

Hold antwortete nur mit einer stummen Bejahung und Elise begann:

„Ich bin nur die Pflegetochter der Frau von Martens. Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und erst eine

Begebenheit, die den entscheidendsten Einfluß auf mein Leben hatte, gab mir die Heimath, der ich nun angehöre, und führte mich zu der Frau, die ich jetzt als Mutter ehre und liebe. Mein Vater war ein englischer Seecapitain, der auf allen Meeren umschweifte, und mit dem ich daher auch nur selten auf längere Zeit zusammentraf. Obwohl in Schottland geboren, hatte ich doch weder da, noch sonst wo, nähere Verwandte, denen mein Vater mich hätte ganz anvertrauen mögen. Er wollte recht Viel für meine Bildung thun, verlangte aber darum wohl auch oft zu Viel von den Lehrern und Lehrerinnen, zu denen er mich bald hierhin, bald dorthin brachte. Die längste Zeit war noch in einem Institute in Hamburg, wo ich wenigstens deutsch lernte. Sonst blieb meine Bildung sehr oberflächlich, und besonders in religiöser Hinsicht beschränkte sie sich auf Entwicklung von Vernunftideen und Anregung frommer Gefühle. Im Jahre 1810 befand ich mich bei meinem Vater am Bord einer kleinen Brigg von zehn Kanonen, auf welcher zugleich meine beiden damals schon erwachsenen Brüder als Officiere untern Grades dienten. Ich war mitgenommen, um zu einer Tante nach Yarmouth gebracht zu werden, die versprochen hatte, mir bis zur Beendigung des Krieges eine Freistätte zu geben. Sie wissen, die Engländer beherrschten damals das Meer. Es wurde an keine Gefahr durch feindliche Schiffe gedacht, und ich, sechzehn Jahre alt, freute mich des regen Lebens in der engen Behausung, der schwellenden Segel und des Spieles der Wellen um den rasch dahinschäumenden Kiel. Doch bald erhoben sich widrige Winde, durch die wir der dänischen

Küste nahe geführt wurden. Da weckte mich an einem Morgen ein ungewöhnlicher Lärm in allen Theilen des Schiffes. Schnell kam ich aus der Kajüte hervor und fand oben Alles in der wirrsten Bewegung. Als ich aber eben mich bei meinem Vater, der an's Geländer gelehnt mit einem Fernrohr unverwandt nach Osten sah, erkundigen wollte, herrschte mein ältester Bruder mich an und befahl mir mit barschen Worten, wieder hinunter zu steigen und ruhig dort zu bleiben. Erstaunt sah ich ihn an und zögerte noch, aber seine ungewöhnliche Heftigkeit, das ganze unruhige Treiben, die mir völlig fremdartigen Anstalten, Alles bestürzte mich so, daß ich doch bald fast wider meinen Willen gehorchte. Noch einmal sah ich auf meinen Vater zurück, und meinem Auge begegnete ein Blick mit dem vollsten Ausdruck der besorgten Liebe. Ich wollte zu ihm hineilen, aber eine Bewegung seiner Hand wiederholte das Gebot meines Bruders und ich mußte hinunter, wohl eine große Gefahr vermuthend, aber mehr beunruhigt durch die Ungewißheit, in der ich gelassen war. Zögernd weilte ich auf jeder Treppenstufe und horchte nach oben hin, ob mir aus dem Gewirre der Befehle nicht eine Deutung gelingen möchte. Erst der Anblick der Kajüte gab meinen unruhigen Ahnungen eine bestimmte Richtung. Wie hatte sich diese freundliche und zierliche Wohnung, die es ganz vergessen ließ, daß man auf dem Meere sei, in den wenigen Augenblicken völlig verändert! Wände waren weggenommen und andre sichtbar geworden. An die Stelle meines Sophas war eine Batterie gerückt, auf der vier kleine Kanonen standen, die ich immer nur zum Lustschießen allein

bestimmt gehalten hatte. Der buntgewirkte Teppich war verschwunden, und statt seiner Blumengewinde sah ich Kugelhaufen und Kartouchen. Mein jüngerer Bruder stand hier, an einen Pfeiler gelehnt, in ruhiger Erwartung und mit musterndem Blick das Angeordnete überschauend. „Mein Gott, Charles," rief ich, „was ist da? was soll dies Alles?" „Es kommen feindliche Kanonenböte; aber nur vier! Es hat nichts zu sagen!" antwortete er, und wies mir eine Treppe tiefer einen dunklen Raum, und hieß mich dort warten, in einer halben Stunde werde Alles vorbei sein. Das Blut starrte in meinen Adern, alle furchtbaren Erzählungen von Seetreffen, die in der englischen Literatur jener Zeit so heimisch waren, traten in Eine schreckliche Vorstellung zusammengedrängt vor meine Seele. Mit der Erinnerung an den Haß meines Vaters und meiner Brüder gegen die Franzosen verband sich der Gedanke, daß diese uns eben so blutig wieder hassen müßten, und daß hier nur der völlige Untergang der einen Partei den Sieg der andern entscheiden könne. Stammelnd fragte ich daher meinen Bruder: „Franzosen?" „Nein," antwortete er spöttisch lächelnd, „für die machen wir solch Gewese nicht," und wieder ernst werdend setzte er hinzu: „Ganz Spaß wird es wohl nicht. Es sind Dänen!" Diese Nachricht steigerte noch, wo möglich, mein Entsetzen. Meines Vaters strenger Rechtssinn hatte sich oft laut wider das rechtlose Verfahren der Minister gegen Dänemark ausgesprochen, und er hatte oft genug den Dienst verwünscht, der auch ihn mit vor Kopenhagen führte. Daher war es mir in jenem Augenblick bei der Nachricht, daß Dänen

gegen uns im Anzuge seien, als sähe ich das Flammenschwert der Gerechtigkeit auf unser Schiff gezückt, und als sei unser Untergang bereits als ein Bußopfer für das in dieser Nation so schmählich gekränkte Völkerrecht vom Himmel bestimmt. Doch ich hatte keine Zeit, weiter hierüber nachzudenken, denn den hellen Schein, der plötzlich meine Augen blendete, begleitete das Gekrach splitternder Bretter auf dem Verdeck, und ein weithin rollender Donner folgte langsam verhallend nach. Auf diesen ersten Gruß antwortete ein furchtbares Hurrah, durch welches aber ein neuer Donner drang, und das, wie es schwächer ward, von dem Schmerzensgeheul eines Verwundeten übertäubt wurde. Von Schrecken und Angst gejagt stürzte ich in das mir angewiesene Versteck, wo ich besinnungslos niedersank. Doch der furchtbare Donner der Kanonen, das Schmettern der Kugeln, das Krachen der Planken, das wilde mit Angstgestöhn und Todesschrei untermischte Jauchzen weckte mich nur zu bald wieder. Meine Furcht war martervoll! Bald kroch ich in einen Winkel zusammen, als könnte ich mich in mich selbst verbergen und so ganz vergehen; bald fuhr ich wieder empor und wollte in den obern Theil hinauf; aber der erstickende Dampf, die umherstäubenden Holzstücke, und das oben hörbarere Tosen der Schlacht trieben mich immer wieder zurück. Ich schrie nach meinem Vater, nach meinen Brüdern, und sah sie in meiner Aufregung von Kugeln zerrissen, in ihrem Blute sich windend daliegen. Ich schrie nach meiner Mutter, die ich nie gekannt, und sie trat zu mir, ein Bild der Phantasie, in dem weißen Todtenhemde die Arme nach mir ausstreckend,

mich an ihre Brust zu nehmen. Eine fürchterliche Stunde oder Viertelstunde, für mich war es eine Ewigkeit, verging auf diese Weise. Da wurde das Feuern merklich schwächer; und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit zurückgehaltenem Athem, zitternd im Vorgefühl der baldigen Erlösung horchte ich der augenblicklichen Ruhe, als diese plötzlich durch ein desto wilderes Getöse an den Seiten des Schiffs und auf dem Verdeck selber unterbrochen wurde. Durch das herzzerreißende Gejauchz und Geheul unterschied ich deutlich Säbelklirren und feindliche Commandostimmen. „Geentert!" schrie ich auf, und sank nun ganz verzweifelnd hin. Daß ich nie Vater und Brüder wiedersehen würde, war mir ganz gewiß; daß ich ein Opferlamm unter den Wüthigen hingemordet werden würde von ihrer Wuth, war mir eben so sicher, und zum ersten Mal in diesen schrecklichen Augenblicken wandte ich mich zu Gott. Doch vergebens suchte ich zu irgend einer klaren glaubensvollen Vorstellung zu kommen. Meine Gedanken durchflogen mit einer furchtbaren Schnelligkeit all mein Wissen von dem allmächtigen, allgegenwärtigen, allgütigen Vater im Himmel; mit immer steigender Angst haschte ich nach einem festen Punkt, auf welchem meine stürmischen Empfindungen wurzeln könnten. Ich hatte doch so viele erhabene Schilderungen von dem Ewigen gelesen; meine Lehrer hatten mir doch so viel Rührendes von der Macht des Vertrauens auf Ihn erzählt, ich war ja doch oft so andachtsvoll, bis zu Thränen andachtsvoll gewesen bei solchen schönen Darstellungen, wie beim Anblick des gestirnten Himmels oder des unermeßlichen Meeres, und blieb nun ohne Trost

und Hoffen. Es war mir wie dem gescheiterten Schiffer, der nach einem rettenden Brette sucht und immer nur in die Wogen greift, die unter seiner Hand zergehen. Ich lebte in diesen wenigen Minuten alle früheren Religionsstunden durch, hing wieder am Munde eines jeden Lehrers und lechzte mit allen Gedanken und Sinnen nach einem Worte, woran meine von allen Schrecken gejagte und gepeinigte Seele sich festhalten könnte, und hörte immer nur einen Schwall von Reden, die mich mit einem Gewirre von dunklen, einander rasch wieder verdrängenden und oft sich widersprechenden Vorstellungen erfüllten. Ich fühlte alle meine Andachtsstunden noch einmal nach, aber alle Gefühle verschwammen in ein großes, wüstes Nebelmeer, kein Stern, auf dem mein Blick haften konnte, kein Ufer, von dem mir eine Hand geboten ward. Mein Herz schlug heftig bis zum tödtlichen Schmerz, mein Kopf brannte, wie wenn ein Feuerstrom ihn durchbrauste, meine Stirne triefte von Angstschweiß, meine Hände haschten dabei krampfhaft hinaus in die Leere, als sollten sie Etwas fassen, meine wildwogenden Empfindungen daran festzuklammern. O, es war eine grauenvolle Lage! Ueber mir, neben mir, unter mir der schrecklichste Tod, und in meiner Brust das folterndste und doch vergebliche Ringen nach Trost und Vertrauen. Da plötzlich, in dieser höchsten Noth, ging in meiner Seele das Wort des Psalms auf: „der Herr ist nahe allen Denen, die ihn anrufen!“ und dies Wort ergriff mich so mächtig, daß ich scheu den Blick umwandte, als müßte mir sichtbarlich werden, was es mir so klar und sicher verhieß. Eine wun-

derbare Ruhe, die mit ihrem Zauberstabe die schnell gehorchenden Wellen meines empörten Blutes ebnete, trat an die Stelle der früheren Angst, ein seliger Friede senkte sich wie Thau von Zion über mein Gemüth, meine Hände falteten sich zum stummen Gebet, und die kindlich gläubige Ergebung in Alles, was mir geschehen konnte, ging immer mehr zu einer solchen siegenden Freudigkeit über, wie ich sie nie in den begeistertsten Augenblicken meines Lebens auch nur geahnt hatte. Das feste prophetische Wort war gefunden! Er selber, der allein meiner gedachte in diesen Augenblicken, hatte ja zu mir gesprochen; das Zeugniß über Ihn, das Er den Kindern des Staubes durch alle Zeiten bewahrte, war mir offenbar geworden als ein Zeugniß von Ihm und durch Ihn; und wie Er die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, war auch mein Herz jetzt licht und wach geworden, als hätte es sich einem schweren Traum entwunden. Auf die Kniee gesunken, die Augen nach Oben gerichtet, glaubte ich das reine, blaue Himmelszelt über mir zu sehen. Mein Gebet war nur ein unverwandtes geistiges Anschauen jenes Spruches, meine Zuversicht ein inneres Heben und Halten dessen, was er verkündete, und das Tosen des Gefechtes tönte wie aus weiter Ferne zu mir her. Den Tod, der mir so nahe und sicher bevorstand, erwartete ich mit heiterer Hoffnung; der Himmel war ja schon mein, die Erde überwunden. Da fühlte ich, wie das Schiff heftig schwankte, eine eben über dem Wasserspiegel eingeschlagene Kanonenkugel mochte wohl den Wellen in das Schiff, auf welchem sich so viel kämpfende *Krieger* zusammendrängten, einen Eingang gewiesen haben,

und bald quoll ein breiter Strom auch in meine Kammer. Instinctmäßig, ohne von einem Gefühl der Furcht oder einem Gedanken an Rettung getrieben zu werden, erhob ich mich und trat in die Kajüte. Die schnell nachdrängenden Fluthen überströmten mitleidig den Anblick der grausen Zerstörung und erstickten das Aechzen der Sterbenden um mich her, die sie mit den Leichen begruben. Ohne einer Gefahr mir bewußt zu sein, ging ich langsam die Treppe hinauf und trat auf das Verdeck. Das Gefecht schien hier beendigt; kein Schuß fiel mehr, keine Waffe klirrte mehr. Ich sah nur Freunde und Feinde gleich ängstlich hin und her rennen. Alle drängten sich an den Schiffsrand, kletterten und sprangen über Bord in die dänischen Böte hinein, die darauf rasch wegruderten, um dem Strudel des versinkenden Schiffes zu entfliehen. Ich blieb ruhig stehen und waudte meinen Blick von den grauenvollen Bildern vor mir nach Oben. Um die zersplitterten und rauchgeschwärzten Masten, durch die zerrissenen halbverbrannten Segel und Taue zog sich eine lichte Dampfwolke, deren Rand einzelne Sonnenstrahlen mit einem falben Schimmer mild umsäumten, während sie am Vorderrande des Schiffes mit einer schwarzen Rauchsäule kämpften, die dräuend zum Himmel aufstieg. Mir erschien jenes weiße, zarte Gewölk wie ein Schleier von Oben freundlich gesandt, mich zu umhüllen und hinaufzutragen zu den ewigen Höhen. Da weckte mich eine Stimme. Es war die Stimme meines Vaters. Er stand da mit stolzer, kühner Haltung, den Säbel hoch in der Linken, den rechten Arm im Blute niederhängend, den Blick fest auf das wehende

Banner seines Schiffes gerichtet. „Hurrah!“ rief er mit hellem Jauchzen, „sie sinkt! sie streicht die Flagge nicht!“ Ein Schrei entfuhr meiner Brust bei seinem Anblick, und mein Vater — mich sehen, auf mich zustürzen, mich mit Riesenkraft ergreifen und weithin über Bord in's Meer hinausschleudern, war das Werk eines Augenblicks. Die Wogen schlugen über mich zusammen, und die Sinne vergingen mir. Als ich wieder zum Leben erwachte, fand ich mich am Bord eines dänischen Kanonenboots. Um mich her standen fremde, noch vom Gefecht geschwärzte Gestalten, aber ein theilnehmender Freudenjubel empfing meinen ersten Aufblick, und unter der sorgsamsten Pflege kehrte meine volle Besinnung zurück. Ich erfuhr nun, daß die letzte That meines Vaters die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, daß die Kraft, mit welcher er mich hinweggeschleudert, mich davor bewahrt habe, von dem Tauwerk des sinkenden Schiffes mit hinuntergezogen zu werden, und daß es dadurch möglich geworden sei, mich dem Schlund des Wirbelstroms, der die größere Beute verschlang, zu entziehen. Meine wirkliche Rettung verdankte ich, nächst Gott, besonders dem Eifer des dänischen Commandeurs, und er, ein Bruder der Frau von Martens, brachte die gänzlich Verwaiste, denn mit meinem Vater waren auch meine Brüder umgekommen, zu ihr, meiner zweiten Mutter. Ein langes Krankenlager gab mir Muße, über das Geschehene ungestört nachzudenken und mir jeden Moment jenes schreckenvollen Tages wieder klar zurückzurufen. Sie können es nun wohl begreifen, mit welchem Eifer ich da mich mit der heiligen Schrift bekannt zu machen

suchte, denn ich hatte es ja erfahren, wie solche Sprache, die nicht als Menschenfündlein, sondern als Sprache, die der Vater selber redet mit seinen Kindern im Staube, zu unserm Herzen spricht, uns die Kraft giebt, die in dem Schwachen mächtig ist. Ich hatte es ja erfahren, wie all das unbestimmte Meinen und dunkle Fühlen in der Stunde der Noth und Gefahr eitel ist gegen ein solches bestimmtes, sicheres: „Der Herr spricht!“ Es war mir nun völlig klar geworden der Vorzug des gegebenen, in seiner abgeschlossenen Entschiedenheit, in seiner unbedingten Herrschaft fest dastehenden Wortes vor jenen Gedanken und Begriffen, die erst nach und nach sich entwickeln, die in ihrem Werden mit andern Vorstellungen kämpfen und in ihrer Vollendung schon wieder in neue Gedanken übergehen, also daß wir nie Zeit haben, bei ihnen zu verweilen, um sie als starke Träger und treue Leiter in unser Gemüth aufzunehmen, und wenn wir wieder zu ihnen zurückkehren wollen, sie schon mehr oder minder verwandelt vorfinden. Die mir auf solche Weise zur dankbaren Pflicht gewordene Vertrautheit mit dem göttlichen Worte führte mich ganz in des Glaubens Allerheiligstes ein. Wo ich anfangs nur das Licht des Trostes und die Kraft des Vertrauens für mein aller Familienstütze beraubtes Leben fand, da fand ich bald auch den Quell der ewigen Gnade in Christo. Hatte ich früher oft gewünscht, daß in jenen schrecklichen und doch mir so seligen Augenblicken mich die Tiefe des Meeres behalten hätte: so dankte ich jetzt Gott für meine Lebensrettung und für ein Dasein, das nun erst seine rechte Taufe empfangen. Was meine Sinne fassen, ist mir

jetzt nicht so gewiß, als mir Gott gewiß ist und das Walten seines Geistes auf Erden. Was ich früher von den göttlichen Dingen zü erkennen glaubte, erscheint mir nun so ärmlich, daß ich nicht weiß, wie mein Herz daran einige Nahrung finden konnte. Was mich jetzt mit dem Frieden der Gottseligkeit erfüllt, scheint mir eine so nothwendige Bedingung zur Beruhigung der Seelen im Staube, daß ich nicht begreife, wie ich früher nur so ruhig sein konnte, wie ich es doch war. Ja, nun weiß ich, in Gott leben, weben und sind wir, denn Er ist mir gegenwärtig geworden in jenen Stunden der Gefahr und hat mich noch näher, enger, inniger an Sein Vaterherz genommen durch Den, der da sprach: „Wer mich siehet, der siehet den Vater."

Elise schwieg, und in allen ihren Zügen malte sich der Wiederschein eines stillen Dankgebetes aus den Tiefen des Herzens. Hold aber wandte den in einer Thräne der Rührung strahlenden Blick gen Himmel und sagte: „Ja, gütig und freundlich ist der Herr, und von großer Lieb' und Treue! Er lässet Seinen Geist ausgehen über die Erde, daß Er anklopfe an des Herzens Thore, ob Ihm aufgethan werden möchte, und weiß an den verborgensten Fäden unser Geschick also zu leiten, daß das Herz offen und empfänglich werde der Ladung seines Geistes. Er gehet uns nach auf allen Wegen, daß Er löse die Gebundenen, befreie die Gefangenen, stärke die Schwachen, aufrichte die Gesunkenen, leite die Irrenden und sich sammle Seine Gemeinde, wie die Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Er führet uns durch Licht und Finsterniß; und Freuden und Leiden

sind Seine dienenden Engel. Er wehet uns an mit Seinem Odem, und stimmet die Saiten unseres Herzens und lässet sie erbeben bald mit leiserem, bald mit lauterem Klang. Mit diesem Allen aber und durch dies Alles webet Er, weit über unser Wissen und Verstehen, heimlich und verborgen, und doch dem Glauben so selig, sicher und gewiß, an dem Bau Seines Tempels, an dem Weihaltar kindlicher Gemeinschaft in unserer Brust. Ihm öffnen Sonnenheere ihre Morgenrothsthore, und Weltenmeere breiten ihre Herrlichkeit um Ihn wie ein Gewand, aber Er siehet sie an und lässet sie vorüberziehen. Er suchet Seine Stätte in einer frommen Brust, und hat Er sie gefunden, ist Freude im Himmel. O, was wäre zu groß, zu wunderbar, das wir einem solchen Vater nicht zutrauen sollten in Seiner Liebe zu Seinen Kindern!" —

VI.

Unter diesen Gesprächen, die oft ihre Wanderung unterbrochen hatten, waren Hold und Elise jetzt zum Ziele ihres Weges gekommen, und schon tönte ihnen das laute Lachen der Gesellschaft entgegen, das der Stimmung Beider wenig zusagte; daher sie nur zögernd dem fröhlichen Kreise näher traten. Hold freilich fand in den theilnehmenden Erkundigungen seiner Gattin nach dem Zustande in dem Hause der Mutter Anna's einen allmäligen Uebergang zu einem weniger aufgeregten Gefühl; aber Elise, auf die Sorendi sogleich zusprang und bei ihrem Anblick erstaunt ausrief: „Mein Gott, Fräulein, nehmen Sie doch eine Maske vor!" und leiser hinzusetzte: „Lernen Sie von der todten Anna, Die hatte ja doch wohl auch Rosen im Haar? Oder noch besser, lernen Sie von mir!" fühlte sich von einer Anwandlung bittern Unmuths ergriffen, dem sie vielleicht Worte gegeben hätte, wenn nicht um Sorendi's Lippen ein solcher tiefer Schmerzenszug sichtbar geworden wäre, daß sie ihn verwundert anstarrte. Er aber ergriff rasch ihre Hand,

führte sie neben dem Kreise der Frohen vorüber zu Hold's Gattin und sagte zu dieser: „Liebe Frau Pastorin, hier bringe ich Ihnen eine Einsame, die sich nach einem schwesterlichen Worte sehnt." Und wirklich sank Elise ihrer Freundin in die Arme und entfernte sich mit dieser in einen der dunklen Laubgänge des Gehölzes, um im traulichen Gespräch die Ruhe zu gewinnen, die ihr Noth that, sollte sie, wenn auch nicht mit froher Hingebung, doch ohne zu stören, in die Reihen der muntern Gesellschaft treten. Dieser war es unter tausend Späßen und Scherzen, welche die mahnende und warnende Stimme der Matronen übertäubten, und nach manchen nachbessernden Versuchen endlich gelungen, die dampfenden Kaffeetassen auf dem grünen Rasen aufzustellen, und obwohl es dem Gebräu anzumerken war, daß das Feuer unter dem Kessel, von allerlei Buschwerk gemacht, bald hochaufgeflackert, bald kaum unter der Asche fortgeglimmt hatte; so schmälten doch nur einige ältere Herren und Damen darüber. Die jungen Leute behaupteten dagegen voll Pathos: wie es dem Staubgeborenen überhaupt nicht gegeben sei, ein vollendetes Kunstwerk mit Einem Gusse hinzustellen, wie erst nach mancherlei versuchenden Umbildungen das Idealbild unsre Mühen belohnt: so sei es auch mit der Gabe von Mocca. Erst dann werde sie ganz, was sie sein solle, wenn sie aus dem Kampfe mit dem einschlagenden Rauch und der überkochenden Wasserfülle nicht mit blendendem Glanze, aber in körniger Kraft hervorgehe. Hold dagegen versicherte: ein solches Getränk

sei eine gerechte Strafe dafür, daß wir unsre wunderlichen Angewöhnungen recht mit Pomp und mit saurer Mühe auch in die schöne, freie Natur hinaustrügen, damit es doch ja nicht heißen könne: es sind einmal freie Menschen unter dem grünen Laubdach versammelt gewesen! Wir hätten unsre Ketten so lieb gewonnen, daß auch da, wo wir einmal die Romantischen spielen wollten, wir sie als nothwendige Zugabe mitbrächten. „Gerade," war die Antwort, „in diesem Gegensatz zwischen Kunst und Natur, und in dem Heroismus, mit welchem wir auch ohne die gewöhnlichen Hülfsmittel uns den lieben Genuß erkämpfen, liegt das Hochromantische." Lächelnd setzte Hold hinzu: „und in dem Heroismus, mit welchem wir den Genuß genießbar finden." Sorendi aber erhob seine Stimme und sang mit lautem Klang:

Schön ist's, im Wald leben,
Lagern im Grün,
Wo unser Zelt weben,
Luftig und kühn,
Riesige Stämme und wogende Schatten,
Eichbaum und Buche, die mächtigen Gatten.

Moos unsre Ruhbänke;
Rasen der Tisch;
Nah uns die Quellschenke,
Funkelnd und frisch;
Rings aus dem Haine die kühlenden Lüfte;
Auf von den Matten die lieblichen Düfte.

Ueber dem Heerdfeuer
Wallet der Rauch,
Der wie ein Brautschleier
Hüllet den Strauch,
Wo unterm Kessel geschäftige Hände
Rühren und schüren die knisternden Brände.

Rosige Jungfrauen
Trotzen der Gluth;
Was sie im Wald brauen,
Mundet so gut.
Gäste beim Mahle sind fröhliche Herzen,
Bringen zur Würze uns Lachen und Scherzen.

Schön ist's, im Wald leben,
Lagern im Grün,
Wo vor uns herschweben,
In uns erglüh'n
Freiheit und Freude, die, liebend verbunden,
Flechten zum duftenden Kranze die Stunden.

So wechselten Gespräch und Gesang in dem muntern Kreise. Auch Elise, die unterdessen mit der Pastorin zurückgekehrt war, zwang sich in die Heiterkeit der Uebrigen mit einzustimmen, und bemerkte es mit stillem Danke, daß Sorendi, ohne gerade die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, dennoch sie immer in's Gespräch hineinzuziehen wußte und in ihre Worte durch feine Wendungen immer die munterste Deutung hineinlegte. Auf diese Weise gestaltete sich, was sie sprach, gleichsam auf ihren Lippen um, und mehrte die allgemeine Fröhlichkeit, ohne daß sie gemeint hatte, etwas der Art zu sagen. Darüber wurde

sie am Ende wirklich viel heiterer, und gab ihren Beitrag, ohne daß es erst Sorendi's Ummünzung bedurfte.

Nach dem Kaffee zerstreuten sich die Jüngeren in's Gehölz, um Brombeeren und Haselnüsse zu suchen, die dann gemeinschaftlich verzehrt werden sollten. Elise sah sich anfangs fast wider ihren Willen mit in das lustige Treiben hineingezogen. Aber dieser Jubel über einen gefundenen vollen Strauch, dies laute Lachen, wenn bald hier, bald da ein Kleid in den Gebüschen festsaß, diese emsigen Versuche, von den höheren Zweigen eine kleine Beute zu haschen, Alles dies führte sie auch ganz in die Tage ihrer Kindheit zurück, als sie noch, vom Geschick unberührt, sich jedem augenblicklichen Genuß der Freude mit vollem Vergessen hingegeben hatte. Freilich war schon lange vor jener furchtbaren Stunde auf der See eine ernstere Stimmung, als sie der Kindheit eigen zu sein pflegt, in ihr mächtig geworden und hatte dem leichtbeweglichen muntern Wesen jener harmlosen Lebenszeit die Wage gehalten, aber doch lebten in ihrem Gedächtniß einzelne Erinnerungen glücklicher Vergessenheit im Genuß unschuldsvoller Freuden. Nur seit jenem für sie so entscheidend gewordenen Tage fand sie heute zum Erstenmal sich zu ihrem eigenen Erstaunen so wieder, wie sie nie geglaubt hatte, wieder werden zu können, ja fast glaubte, nicht sein zu müssen. Die andern Mädchen wußten nicht, warum sie Elise, die so munter sein konnte, nicht früher erkannt, nicht schon immer recht lieb gehabt hätten, und *waren* heute, als wenn sie ein langes Uebersehen wieder

gut machen wollten, so herzlich gegen sie, daß auch ihr Herz aufging für die kindliche Offenheit und trauliche Gutmüthigkeit dieser von ihr bisher nicht gerade zuvorkommend behandelten Töchter der Stadt.

Sorendi, der sich bald den im Holze Zerstreuten, bald den im Lager, wie er es nannte, Gebliebenen anschloß, schien recht glücklich, daß er Elise so froh sah. Eben kam er zu dem stillen, etwas vom gemeinschaftlichen Sammelplatz entfernten, Gebüsch gesprungen, in dessen Schatten Holds und Frau von Martens weilten, um ihnen von Elisens Fröhlichkeit zu erzählen, als diese selbst heranhüpfte und ihr volles Körbchen vor der Frau von Martens niederlegte, indem sie sagte: „Mütterchen, die machen Dich gewiß ganz gesund, das weissagt mir die Lust, mit der ich sie pflückte.“ Jene küßte sie herzlich und bemerkte voll Liebe: „So möchte ich Dich recht oft sehen, Elise!“

Elise aber wandte sich zum Doctor: „Brauche ich noch eine Maske?“

„Nein, die lassen Sie nur mir,“ antwortete Sorendi.

„Aber wo ist denn eigentlich Ihre Maske?“ fragte Elise, indem sie ihm lächelnd forschend unter die Augen sah.

„Sind denn die bunten Blumen, die auf einem Grabhügel aufkeimen, keine Maske?“ antwortete er.

Ich verstehe Sie nun einmal wieder nicht.“ entgegnete Jene und schüttelte halb unwillig mit dem Kopfe.

Sorendi aber sprang fort und klatschte in die Hände, um die übrigen Sammler und Sammlerinnen herbei zu rufen. Elise sah ihm etwas verwundert nach; Hold aber sagte:

„Lassen Sie den Doctor; er hat heute wieder seine Lieblingslaune, in den Kelch seiner Freude recht geflissentlich einen Wermuthstropfen zu träufeln. Doch fehlte auch eine äußere Anregung heute nicht. Er traf vorher hier zufällig mit dem armen Bräutigam Anna's zusammen, der uns eine Kanne mit Milch nachbrachte, und hatte ihn kaum gesehen, als er ihm eine Hofstelle, die jener schon vor längerer Zeit hatte pachten wollen, aber nicht mit Sorendi, dem Eigenthümer derselben, einig werden konnte, jetzt um eine höchst geringe Pachtsumme freiwillig anbot."

„Darüber" sagte Elise, „kann er doch nicht in eine solche trübe Laune gerathen sein?"

„Die Antwort des traurigen Heinrichs," fuhr Hold fort, „schien ihn tief zu erschüttern. „„Ach! ich bin ja allein!"" war der Seufzer des verlassenen Bräutigams bei jenem Anerbieten. Doch es wird Sorendi bald gelingen, diesen Anflug der Trauer zu verscheuchen, wenigstens ihn mit heitern Farben zu übertünchen, und es würde ihm leid thun, wenn er Ihren Frohsinn getrübt hätte."

„Ich bin Ihnen heute wohl recht unbeständig und albern vorgekommen?" sagte Elise nach einer Pause, leise erröthend.

„Gewiß nicht," erwiederte Hold. „Gedenken Sie des Spruches: „„Weine mit den Weinenden und freue Dich mit den Fröhlichen!"" Das Erste hat keine Religionslehre übersehen, das Zweite hat nur das Christenthum entschieden ausgesprochen und zu gleicher Bedeutung mit dem Ersten erhoben; und nur, wer sich von Herzen mitfreuen kann, wird auch der herzlichen und thätigen Theilnahme für die Leiden seiner Nebenmenschen nicht fremd bleiben."

VII.

Als hierauf Elise wieder den Andern sich angeschlossen hatte, wandte Frau von Martens sich an Hold und sagte: „Das Verhältniß der weltlichen Freuden zu der vollen Uebung der Grundsätze des Evangeliums ist seit Anfang des Christenthums immer eine schwer zu lösende Aufgabe für die Frommen gewesen; und ich muß gern gestehen, daß ich in einzelnen Fällen mir wenig klar darüber geworden bin, ob und in wie weit der Genuß solcher Vergnügungen Dem zulässig ist, der sich übet in Allem dem Evangelium treu erfunden zu werden. Daher habe ich auch selten meinen zweifelnden Gedanken in dieser Hinsicht Raum gegeben, und mehr mich nur gehen lassen, als mit entschiedener Gewißheit meine Schritte gelenkt, wo die Freude dieser Welt mir winkte."

„Es ist etwas Schönes um das Sichgehenlassen," antwortete ihr Hold, „wenn es, wohlverstanden! eine Folge des im Geiste des Evangeliums wiedergeborenen Herzens ist, das nicht fraget und nicht zweifelt, sondern sich selber *nur zu folgen* braucht, um überall das Rechte zu treffen und

die rechte Gränze zu bewahren. Streben wir denn darnach, den Geist des Evangeliums zu fassen und ihn ganz uns eigen zu machen, dann wird er uns leiten in aller Wahrheit und uns alles ängstlichen Grübelns entschlagen. Das Evangelium aber ist Versöhnung der Welt mit Gott, und das nicht allein der sündigen Welt, sondern auch der lieben, freundlichen, blumen- und segensreichen Welt. Denn auch diese war in der Meinung der Menschen dem ewigen Vater im Himmel entfremdet. Hatte man ja doch angefangen zu lehren: es sei dem Menschen, so lange er das Geschöpf bleibe, als welches ihn Gott erschaffen, mit Sinn und Trieb für irdische Lust, keine rechte Gemeinschaft mit dem Ewigen möglich; und um diese zu erlangen, müsse er sich zur Engelsnatur hinaufschrauben. Jene Wesen aber der höheren Sphären, die uns Vorbilder sein sollten, wären fremd allen Empfindungen, die den irdisch-menschlichen Lust- und Schmerzgefühlen ähnelten. Ich meine aber, jedes von Gott erschaffene freie Wesen hat auch seine Freuden und Leiden, die ihm nach seiner heimathlichen Stellung im Reiche der Schöpfung eigenthümlich sind, wie sie in dieser Heimath Grund und Bedingung haben. Sie mögen abgestreift werden, wie ein Gewand, das nicht mehr für uns dienet, wenn wir den Stand unseres Daseins verändern, soweit sie nur der verlassenen Heimath eigenthümlich waren. Dies aber eher thun wollen, ehe wir selber die Wohnung tauschten, erzeugt für uns nur eine traurige Blöße. Wohl sollen alle Gefühle, die in den heimathlichen Freuden und Leiden ihre Quelle haben, ob diese dem Seraphsleben oder dem Pilger-

stande im Staube angehören, verkläret werden durch den Odem Gottes, der durch alle seine Reiche wehet; jedes Aufschrauben aber in ein Leben, das noch nicht unser ist, wird Verschrobenheit. Daher jene kalten Gemüther, jene wandelnden Marmorbilder, die keine Zähre haben für Wohl und Wehe der Brüder, wie ihnen selber die Erde weder einen Schmerzenslaut, noch einen lächelnden Blick abringt; die, wenn ihnen einmal unwillkührlich das Herz warm wird von dem Treiben der Welt, sogleich die Sünde bereuen und desto fester sich einkerkern in ihre Apathie; die besonders an jedem Kreise der Fröhlichen vorübergehen mit einem: ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie Jene da! Wir bemerken auch in unsern Tagen an manchen Frommen, die mit Ernst das Himmelreich suchen, wenn nicht Theilnahmlosigkeit für ihren Nächsten, doch oft eine trübe Ansicht des irdischen Lebens, eine starre Abgeschlossenheit gegen den Genuß aller sogenannten Weltfreuden, ein schmerzens-thränenreiches Gericht über jede fröhliche Hingebung der Jugend zum lachenden Reiz des Vergnügens. Von an sich verdammlichen Lüsten, von Ueberdruß weckender Unmäßigkeit im Genuß der Freude, von der gewissenlosen Vernachlässigung der Pflichten des Berufes um dieses Genusses willen, versteht sich von selbst, daß ich Nichts vertheidigen will. Aber daß nicht jeder Genuß irdischer Freude vor Gott und dem Evangelio ein Greuel sei, ja daß die Aufforderung zum Genuß derselben mit voller Herzensinnigkeit geradezu im Evangelio liege, glaube ich beweisen zu können, ohne allein *an das* Wort: Freuet Euch mit den Fröhlichen, gebunden

zu sein. Von vorne herein jedoch bleibt jede Lust ohne Herzinnigkeit ausgeschlossen, denn wo es erst der Aufregung irgend einer Leidenschaft: des Ehrgeizes, der Gefallsucht, der sinnlichen Lüsternheit und dergleichen bedarf, wo erst das Blut stürmisch aufwallen muß, um die Gedanken, die sich unter einander verklagen, zu übertäuben: da ist keine fröhliche Erhebung, da ist Erniedrigung."

„Und doch," bemerkte Frau von Martens, „möchten wir in dem Wandel unseres Vorbildes, des Anfängers und Vollenders des Glaubens, so weit dieser uns bekannt ist, kein Beispiel finden auch nur jener, wie Sie es nannten, herzinnigen Hingebung zur irdischen Freude, wenn wir auch jene erniedrigenden Vergnügungen, wie natürlich, gänzlich ausschließen."

Hold entgegnete: „Ein sicheres Beispiel haben wir gerade nicht, denn Seine ganze Lebensaufgabe war zu ernstgebietend, zu göttlich groß, und dabei auf einen so kurzen Zeitraum beschränkt, als daß wir allein Sein Beispiel uns zur Regel nehmen könnten; dann fehlte auch der Ehe ihre christliche Begründung. Aber wir sollen auch auf Sein Wort und auf die Lehren, die aus Seinem Verhalten abgeleitet werden können, Acht geben und uns darnach bestimmen."

„Vielleicht ist es besonders die Hochzeit zu Kana, die Sie in Gedanken haben," fragte Frau von Martens.

„Ja," fuhr Hold fort, „die Hochzeit zu Kana, das Erscheinen des Herrn auf derselben, die Ausübung seiner Wunderkraft zur Verwandlung des Wassers in Wein für die Gäste ist gewiß höchst beachtenswerth, und diese That-

sache möchte nicht immer in voller Bedeutung erkannt sein. Man ist gewohnt, über diese Erzählung leicht hinzugehen, oder ihr doch nur einen untergeordneten Platz in der Reihe der Thaten des Herrn anzuweisen. Ja, manche fromme Seele hat wohl schon ihre eigenen Gedanken darüber gehabt, daß so gerade durch ein solches Wunder der Heiland sich zuerst offenbarte. Mir scheint es aber, daß wir eine tiefe Bedeutung in diesem Thun des Herrn nicht verkennen sollten. Alle früheren Religionslehrer hatten den Menschen immer in einen nicht zu lösenden Zwiespalt mit der Welt gesetzt. Sie forderten Vollkommenheit des Staubgebornen, daß er aufhöre ein Sohn des Staubes zu sein, daß er sich aller seiner natürlichen Gefühle entäußere, und in den durchaus nothwendigen Bedürfnissen des sterblichen Leibes sich auf das Allereinfachste und Geringste beschränke. Er solle fasten und wachen, entbehren und entsagen. Er solle in der Ertödtung und dem Untergange des Menschlichen das Ebenbild Gottes zu erstreben suchen. Was diese Lehrer dem niedern Volke in jener Hinsicht nachließen, das ließen sie ihm nach um seiner geistigen Beschränktheit, um seiner sinnlichen Niedrigkeit willen, während sie die Geweihten zu einer Stufe der Heiligkeit ermahnten, die gleichsam über die Welt hinausgebaut war, und mit den Freuden und Leiden, mit den Wünschen und Hoffnungen derselben keinen Verkehr mehr hatte. Selbst Johannes, der Vorläufer des Herrn, der größer war denn ein Prophet, hatte noch einen Anflug religiöser Weltentfremdung und Freudenentsagung. Da tritt *Christus auf*, und einfältig ist es, Ihn zu einem Zögling der

Essäer machen zu wollen, denn diese waren ja gerade abgeschlossen in jenem Sinne; Er tritt auf und versöhnet den Menschen wie mit Gott, so mit der Welt. Er erscheint auf der Hochzeit zu Kana, und durch Sein Erscheinen in diesem frohen Kreise, wie durch Seine erste Wunderthat, der Freude geweiht, zerreißt Er gleich von vorne herein das Band, das Ihn, als Religionslehrer, mit den früheren Weisen verbindet; spricht es dadurch gleich vom Anfange an offen aus, daß nun der Mensch nicht weiter seine Heimath im Staube mit ihren Gaben und Genüssen verachten solle, um der ewigen Heimath theilhaftig zu werden; daß nun nicht mehr der sterbliche Leib zu darben brauche, um die Seele zu nähren; vielmehr nun ein Reich komme, das in Gott selig und dabei in der Welt froh sein läßt; ein Glaube, der nicht allein dem Geiste, sondern auch dem Staube den Himmel hienieden bereitet. Die Prediger thun zu wenig, die das Evangelium von der Hochzeit zu Kana nur zu schönen Reden über den weisen Genuß der Weltfreuden allein benutzen. Es ist ihm der Grundstempel des Christenthums aufgedrückt, wodurch dasselbe aus der Reihe anderer Religionslehren ganz heraustritt. Es ist das Evangelium von dem Gott, der nicht allein den Himmel, sondern auch die Erde erschaffen, der nicht allein den Seligen unvergängliche Kronen bietet, sondern auch zum frohen Genuß Seiner irdischen Gaben die Kinder des Staubes aufruft.".

„Ich glaube, Sie haben Recht," sagte Frau von Martens. „Mir ist wirklich dies Evangelium immer als ein solches erschienen, das ich nicht entbehren würde,

wenn es fehlte. Ich sehe nun aber wohl, daß es mit demselben eine viel tiefere Bewandniß haben mag, als ich mir dachte."

„Und gerade wo es steht, durfte es nicht fehlen," setzte Hold hinzu; „gerade als wunderthätiges Auftreten des Herrn ist es so bezeichnend für seine ganze Lehre, und gerade als die erste hätte diese Wunderthat darauf aufmerksam machen können, daß sie gleichsam als eine charakteristische Inschrift für den neuen Tempel gelten solle. Hängt doch auch mit dem ganzen Erlösungsglauben der Genuß der Weltfreuden auf's Innigste zusammen. So lange der Mensch dahin wandelt im Bewußtsein seiner Schuld, ohne den versöhnten Vater zu kennen, der durch die That der größesten Liebe Seinen Frieden gab den Mühseligen und Beladenen: so lange kann dem Erdenpilger auch nicht der rechte Sinn aufgehen für Gottes Gaben hienieden; entweder er rafft sie an sich wie ein gieriger Räuber seinen unsichern Raub, oder er naht sich ihnen mit ängstlicher Scheu, gleichsam Ankläger in ihnen sehend, die es ihm beständig vorhalten: wir sind Gaben eines Gottes, der kein Wohlgefallen an Dir haben kann, und jemehr Du Dich unserer freuest, und also Seine Güte benutzest, desto härter muß Dein künftiges Loos sein, da Du trotz dieses Genusses Seiner Güter so unreinen Sinnes und unheiligen Wandels bist. Seit wir aber eine Liebe erfahren, die uns auch im Bewußtsein unserer Schwachheit und Fehle: Vater! beten lehrt, ist auch Alles um uns her in einem schöneren Lichte verklärt; mit dem neuen Himmel ist *die neue* Erde geworden, und tausend Stimmen rufen uns

ringsum zu: Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist! Dieser Ruf geht nicht an den Ohren des Christen vorüber, der freilich auch im Spiegel des Gesetzes sich schamvoll erkannte und eifrig ringet, frei zu werden von dem ungöttlichen Wesen und den weltlichen Lüsten, der aber auch die Weihnachtsstimmen der Engel vernahm: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! und unter dem Kreuze glaubensvoll und selig betete: Also hat Gott die Welt geliebet! Nun sind jene Weltfreuden keine Ankläger mehr, sie sind weniger helle, aber doch Strahlen jener welterlösenden Liebe, sind nicht der Weg zum Reiche Gottes, aber doch freundliche Blumen auf diesem Wege, die Gott, der sie darauf hinstreute, nicht unbeachtet gelassen haben will."

Frau von Martens meinte zu diesem Allen: daß, obgleich sie nicht eigentlich widersprechen könne, ihr doch manche Zweifel zurückblieben, wie unter Andern es nicht geleugnet werden könne, daß die Andacht eine den Weltfreuden nicht entsprechende Stimmung gebe, und uns Manches, das wir in kindlicher Lust geliebt, als kindisch erscheinen lasse.

Darauf entgegnete Hold: „Vielleicht ist es eine Eigenthümlichkeit von mir, aber ich kann in Wahrheit versichern, daß, wenn ich so recht voll Andacht der unendlichen Liebe Gottes gegen die Menschen gedenke, mir das Herz auch von fröhlicher Lust aufschwillt und leicht und frei auch der irdischen Freude entgegenathmet. Ebenso, wenn ich im Kreise der Fröhlichen recht herzinnig mitverkehre, ist es mir

immer, als feierte auch mein Glaube ein schönes Seelenfest, als drängten sich seine Stimmen herauf aus dem Innern, es laut auszurufen: auch auf uns siehet das lächelnde Auge unseres Vaters im Himmel, auch in unserm frohen Verein waltet Sein liebender Geist, und so innerlich vergnügt könnten wir nicht sein, wenn nicht Christus in die Welt gekommen wäre, die Sünder selig zu machen! Ich könnte dann wohl Freudenthränen weinen über die glückliche Erde, und möchte Alle laden hereinzukommen, die an Geist und Herz Tauben und Blinden, Krüppel und Lahmen, die von den Straßen und hinter den Zäunen her, daß sie von sich thäten all ihr Siechthum, ihre Erstarrung, ihre Dumpfheit und Niedrigkeit, und aufthaueten und aufblüheten zur Empfänglichkeit für den frischen Morgenstrahl der Freude, der, im Himmel geboren und über die Blumen der Erde hinwallend, uns Licht und Duft zugleich entgegenträgt; daß sie lerneten, einmal recht froh zu sein mit den Fröhlichen in der Freiheit der Kinder Gottes. Ja, glauben Sie mir, je irdisch fröhlicher, desto gottseliger ist es mir oft um's Herz."

„Aber das möchte nur bei Wenigen der Fall sein," wandte Frau von Martens ein.

„Aber was hindert's, daß es nicht bei Allen so ist?" sagte Hold. „Wenigstens beweist es mir, daß die Weltfreude kein Hinderniß der Gottseligkeit ist; daß sie sich nicht allein mit derselben gut verträgt, sondern auch, wenn sie nur rechter Art, ihr nahe verwandt ist. Begreifen kann ich nicht die Stimmung mancher Gläubigen, die, als wären sie zu ihrer Strafe gläubig geworden, kopfhängerisch durch's

Leben schleichen, überall Anstoß nehmen, jedes Wort, das nicht einen Orgelklang hat, verwerfen, jeden Blick, der zwischen Himmel und Hölle ein wenig verweilt, tief verachten und immer darnach seufzen, bald aus diesem Jammerthal erlöst zu werden; und die dabei wieder so Viel von der göttlichen Liebe, in Christo offenbart, zu reden wissen, von dem beseligenden Einfluß derselben auf ihr Gemüth, von dem kindlichen Dank ihrer erlösten Seele. Ei, hat der Herr so große Dinge an Euch gethan, so seid auch froh und fröhlich in dem Herrn, und diese Welt ist ja auch des Herrn, ist so voll Zeugnissen Seiner Güte, ist so reich an tausendfachen Gaben, nicht allein für das Bedürfniß, sondern auch für den lieblichen Genuß; und sie liegt freundlich vor Euch und ladet Euch zur heitern Theilnahme an aller ihrer Segensfülle. Weil sein Vater ihm eine Bibel geschenkt, sollte der Sohn den Schiller oder den Gleim in's Feuer werfen, die ihm gleichfalls geschenkt wurden? Wie mögt Ihr irgend eine Gabe des Herrn verschmähen und Euch rühmen, Ihn lieb zu haben? Nein, wen ich recht lieb habe, von dem nehme ich auch das Kleinste und Geringste, das er mir bietet, mit herzlicher Freude an, auf daß er sich freue, es mir gegeben zu haben. Einem Glauben, der Entbehren und Entsagen als nothwendig zum Heil fordert, der über das Aufschauen zum Himmel die Erde vergißt, der in dem lachenden Auge, in dem heitern Scherz, in dem muntern Gesange fröhlicher Staubgebornen nicht Etwas von dem Gruße durchschimmern und durchklingen merkt, mit welchem die Himmlischen droben den Vater grüßen, dem,

mein' ich, fehlt es an Einem, an einer harmonischen Auffassung und Aneignung des ganzen Evangeliums, und dem wird es auch leicht an lebendiger, frischer und kräftiger Wirksamkeit fehlen; wie er zugleich mehr abstößt als anzieht, und daher mehr einzelne Schwärmer im Gefolge hat, als daß er Gemeinden bilden sollte."

„Möchte nicht die Gemeinde der Herrnhuter wider Sie sprechen?" fiel hier Frau von Martens ein.

„Die Herrnhuter sind aus der Verfolgung hervorgegangen, welche die mährischen Brüder von Heimath, Hab' und Gut trieb," entgegnete Hold. „Eine dunklere Färbung ihrer Weltansicht war daher wohl natürlich; aber wie sie im Verlauf der Zeiten immer freundlicher geworden ist: so hat sie auch in dem ersten Jahrhundert der Andacht dieser Gemeinde eine Eigenthümlichkeit gegeben, die für mich zu sprechen scheint. Dies Spielen und Tändeln mit dem Heilande, dies Liebeln und Zärtlichthun mit Ihm, ist es nicht ein Zeichen, daß ihr Glaube, indem er sich von der Welt abkehrte, nicht auch den Sinn für das Weltliche der Welt zurücklassen konnte, sondern ihn in die Anbetung der Andacht mit hinübernehmen mußte? Auch dürfen uns die Ansichten der Herrnhuter schon darum nicht zum Muster dienen, weil bei dem vielen Trefflichen, das in dem Geist und in der Sitte dieser Gemeinde sich herausstellt, doch auch wieder eine dem weltumfassenden und zur Verklärung der Welt bestimmten Evangelium widersprechende Aussonderung nicht verkannt werden kann; und in manchen Einrichtungen, wie *in der* Absonderung der Geschlechter, sich ein Mißtrauen

gegen den heiligenden Geist des Christenthums ausspricht. Nicht die Welt an sich, als die Stätte unseres Berufes, und in den ihr als irdischer Wohnung der Staubgebornen eigenthümlichen Verhältnissen und Verbindungen, ist dem Evangelium entgegenzustellen, sondern vielmehr muß sie frei und offen demselben vorliegen, daß dieses sie mit seinem läuternden und verklärenden Einfluß durchleuchten, durchdringen und zu einer neuen Erde, zu einem Reiche Gottes, aber nicht etwa zu einem überirdischen, sondern zu einem Reiche Gottes im Staube, wie es Staubgebornen angemessen ist, umwandeln kann. Nur die sündige Welt, die das läuternde und verklärende Evangelium zurückweist, nur sie ist zu bekämpfen, sie zu überwinden. Und sie zu erkennen auch da, wo sie uns unter dem Blüthenkranze harmloser Freuden naht, reichen keine Regeln, keine auch bis in's Einzelnste gehende Vorschriften aus: da stehet und zeiget das Rechte in jedem einzelnen Falle allein das vom Geiste des Evangeliums durchdrungene, geläuterte und verklärte Herz, das sich nur gehen lassen darf, um immer auf einem guten Wege zu gehen, das mit den feinsten Fühlfäden jeden sündlichen Anhauch merket, und scheu sich schon zurückzieht, wo das weniger durchgeistigte Herz noch meinet, nur der wahren, gottgefälligen Freude nachzugehen. Darum laß uns nur wachen und sorgen, daß der heilige Geist eine offene Stätte finde in unserer Brust, und die Freuden der Welt werden uns nicht zur Sünde werden. Am klaren Bache duften liebliche Blumen auf, am faulen Sumpfe blühen gern Giftpflanzen; soll ich nun nicht lieber den Sumpf in einen klaren Bach zu ver-

wandeln suchen, als alle Blumen, die süßduftenden mit den gifthauchenden, ausreuten?" —

„Doch warum schließen Sie sich von so manchen Vergnügungen aus, die Sie nach dem, was Sie vorher sagten, und nach Ihrem freundlichen Zuschauen zu urtheilen, nicht für Unrecht halten?" bemerkte noch Frau von Martens.

„Mit dem Geistlichen," erwiederte Hold, „ist es ein Anderes. Er soll immer sein Verhältniß zur Gemeinde vor Augen haben. Er ist der Freieste der Freien; und wenn auch die ganze Welt in Knechtschaft versunken wäre, seine Kirche, sein Altar und seine Kanzel müßten die letzte Zuflucht der Freiheit auf Erden bleiben, denn sie sollen den Kaisern und den Bettlern nur einen Glauben verkünden, nur ein Recht sprechen, nur einen Segen verheißen. Tausendjährige Vorurtheile, weltbeherrschende Aftermeinungen, Reichthum und Ehre, Rang und Stand, Prunk der Wissenschaft und Reiz der Schönheit sollen draußen bleiben vor der heiligen Schwelle; wo des Herrn Wort ist, da ist ihr Reich aus; da findet der Mensch allein sich wieder als Geschöpf des Staubes, als Sünder, der Erlösung bedürftig, als Kind Gottes, als Erben des Himmelreichs. Der Geistliche nun, der im Heiligthum sein Amt von Gott mit Gottes Hülfe wohl verwaltet, der stehet da, durch dies sein Amt über die Welt erhoben, mit dem zweischneidigen Schwerte des evangelischen Wortes, und macht die Armen reich und die Reichen arm, hebt die Demüthigen aus dem Staube und wirft die Stolzen nieder, zeigt den Reiz der

Schmucklosen und läßt die Geschminkten vor ihrem Spiegel erschrecken. Da waltet er frei, denn er thut Nichts in seinem Namen und nach menschlicher Vorschrift, sondern er waltet nach der Macht, die dem Worte der Herr der Heerschaaren und der König der Könige gegeben. Außer dem Heiligthum ist aber der Geistliche in vieler Hinsicht Knecht der Knechte; nicht als ob er nicht auch da Wort und Werk, Ausdruck und Abdruck desselben Geistes sein sollte, der ihn im Heiligthum beseelt, und also auch, erforderlichen Falls, dieselbe weltverachtende Kühnheit darin hervortreten müßte; aber er muß sorgsamer, als die schamhafteste Jungfrau, auf Alles achten, was über seine Lippen geht und in seinem Wesen und Wandel sich ausspricht; er muß in Dingen, die nicht in die Heilsordnung eingreifen, Alles vermeiden, was Anstoß erregen könnte, wenn der Grund dieses Anstoßes auch nur in falschen Ansichten, in verjährten Sitten und Vorurtheilen liegt; und er wäre nur die traurige Gestalt eines Geistlichen, nicht wirklich ein Geistlicher, wenn er nicht jedes Vergnügen aufgeben könnte, das sich nach der Meinung der Gemeinde nicht mit seiner Würde verträgt, wenn er auch selber nichts Unverträgliches darin sieht. So ist der Tanz, der, wie der frohe Gesang und die muntere Musik, lebendiger Ausdruck erhöhter Freude ist, (wir machen leider! aus allen Dreien nur zu oft bloße Kunststücke) gewiß an sich keine Sünde, aber dem Geistlichen ziemt er nicht, weil die Gemeinde eine gewisse ruhige Haltung auch im gewöhnlichen Leben von Dem verlangt, der das feste, prophetische Wort in das bewegliche

Treiben der Freuden und Leiden der Welt hineinzutragen berufen ist. Auch bleibt der Tanz nicht immer und nicht bei Allen der reinen Freude geweiht, sondern wird leicht zweifelhaften Charakters; der Geistliche aber darf auch nicht einmal dem leisesten Schein wider sich einen, wenn auch noch so losen, Grund geben, so lange er es mit einer Entsagung vermeiden kann. Er soll nie vergessen, wie leicht in seiner Person das Evangelium selbst gelästert wird, da so Viele Lehre und Lehrer nicht aus einander zu halten vermögen."

„Der Katholik," sagte Frau von Martens, „versteht dies besser, weil sein Ceremonialcultus von der Persönlichkeit des Priesters unabhängiger ist, als der protestantische Gottesdienst; und man könnte zuweilen versucht werden, diese Unabhängigkeit zu beneiden."

„Wenn Ceremonien," sprach Hold, „nur gleichsam Handhaben der Andacht, nur Himmelsleitern für den Gott suchenden Geist sein wollen und auch nur dafür gehalten werden, nicht als Andacht selber gelten, dann möchten sie neben der guten Predigt und nöthigenfalls als, obwohl unvollkommene, Ersatzmittel der mangelnden guten Predigt ihren Werth haben, und unsre Kirche zu bedauern sein, daß sie zu viel auf die Persönlichkeit der Verkünder des göttlichen Wortes ankommen ließ. Doch wäre bei der etwanigen Einführung passender Ceremonien wohl zu erwägen, ob sie nicht, indem sie einem Uebel begegnen sollen, ein anderes und größeres hereinführen. Wie es aber jetzt ist, daß die Persönlichkeit des Predigers so entscheidend in unserer Kirche

hervortritt, fordere ich wenigstens eine unerbittliche Strenge wider die Geistlichen, die anstößig leben. Sie sollen nicht bürgerlich, sondern geistlich gerichtet werden. Nicht das menschliche Gesetz, das Evangelium soll ihr Urtheil sprechen. Wenn das Salz dumm wird, womit soll man denn salzen? Wenn der Hirte irre geht, wohin soll denn die Heerde sich wenden? Aus demselben Grunde fordre ich, freilich in unsern Tagen, in denen man mehr an die Heere, als an die Heerden denkt, nur als einen frommen Wunsch, Freistätten für altersschwache oder sonst an körperlichen und geistigen Schwächen leidende Prediger, wie der Katholik dergleichen für seine Priester hat, die doch noch immer ihre Andächtigen erbauen können, wenn ihnen auch der Geist ganz ausgegangen ist, oder sie von Anfang an keinen in die Kirche mitbrachten. O, daß meine Stimme, wie die Stimme eines Propheten, durchdringen könnte zu Denen, welchen Gott ein Herz für Seine sichtbare Kirche und zugleich Güter der Welt gab, daß sie, was die Fürsten verabsäumten, die zur Zeit der Reformation doch einen reichen Theil des damaligen Kirchenguts für sich nahmen, durch freiwillige Beiträge zu Stande brächten, nämlich: ein Asyl für bejahrte Prediger, das diesen erlaubte, ihr treu geführtes Hirtenamt in die Hände der an Geist und Kraft Stärkeren zu übergeben, ohne dadurch gezwungen zu sein, in den Tagen ihres grauen Haars mit den Ihren am Kummerbrod zu zehren."

„Dieser Ihr Wunsch wird wohl stets unerfüllt bleiben," meinte Frau von Martens.

„Sagen Sie das nicht," entgegnete Hold. „Manchmal scheint es mir freilich auch so; aber dann hebt sich mein Vertrauen wieder siegend aus allen Zweifeln empor und treibt mich, allerlei Pläne zu machen, und ich möchte wohl hier und da anklopfen, ob mir aufgethan werde."

VIII.

Während dieses Gespräches hatte sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen vertheilt, die jedoch einander so nahe waren, daß jeder Einzelne sich bald hier, bald da anschließen konnte, und Alle nur ein Bild gemeinsamer Freude darstellten. Sorendi, unter den jüngeren Genossen des Festes bleibend, gab, scheinbar nun wieder voll Lust und Leben, allerlei Spiele und Tänze an, die den Nachmittag schnell vorüberführten, so daß der sinkende Abend Allen unerwartet herankam. Ein Pfänderspiel sollte noch die Lust beschließen, und dann ein frugales Mahl von den mitgebrachten Vorräthen, dessen Anrichtung während jenes Spieles die älteren Damen übernahmen, zur Heimkehr stärken. „Was soll Der thun, dem dies Pfand zugehört?" tönte es bald aus dem muntern Kreise heraus, und Elise, zu dem Amte einer Pfandbewahrerin erwählt und deshalb zum Zeichen ihrer Würde mit einem Epheukranz geschmückt, glich, wie sie so bekränzt war, umflossen vom weißen Gewande und beleuchtet vom zweifelhaften Lichte des letzten Abendstrahls, der durch die grünen Schatten spielte, da stand, einer Priesterin, die

um das Loos des Opfers die Stimmen sammelt. Aber die Priesterin war nicht immer so ernst, wie sie aussah. Oft blinkte durch ihre Finger das Geheimniß durch, und die auferlegten Arbeiten waren daher auch meistentheils den Schultern Dessen angemessen, der sie übernehmen sollte. Es war daher auch Keinem der wunderbare Treffer unerwartet, als bei einer neuen Frage viele Stimmen zugleich ausriefen: „Ein Gedicht machen! Den heutigen Tag besingen!“ Es war Sorendi's Pfand. Alle blickten auf ihn hin, und es fiel ihnen erst jetzt ein, daß er schon seit einiger Zeit sehr schweigsam gewesen sei. Ja, Einige wollten bemerken, daß er, aus tiefen Gedanken auffahrend, eben eine Thräne rasch im Auge zerdrückte. Elise, welche heute sich einmal recht keck fühlte, und aus der vielleicht, ihr selbst noch unbewußt, das Uebergewicht sprach, das immer jedes Frauenzimmer über den Mann hat, der ihm mehr als gewöhnliche Theilnahme widmet, rief wie halb beleidigt:

„Nun, Herr Doctor, ist ein Tag, wie der heutige, etwa nicht werth, besungen zu werden?“

„Ein Tag, wie der heutige?“ sagte der Doctor dumpf in sich hinein und schien dann wirklich über die Erfüllung seiner Aufgabe nachzusinnen. Ihm aber waren die Stunden dieses Tages vorübergerauscht, ohne mit allem ihren fröhlichen Treiben eine Saite in seinem Herzen so anzuschlagen, daß des armen Heinrichs Seufzer: „ich bin ja allein!“ übertönt wäre. Vielmehr klang dieses Schmerzensach noch in allen Tiefen seiner Brust wieder, und führte alle Gedanken immer von Neuem mit überwältigender Macht auf

sich zurück, so daß fast unwillkührlich seine Empfindung sich zu folgenden Versen gestaltete:

Klagst Du der Rose nach,
Weil sie verblühte?
Blieb doch Erinn'rung wach,
Daß sie Dir glühte.

Glücklicher Liebe Schein
Trübet sich nimmer.
War einst der Himmel Dein,
Bleibt er Dir immer.

Was uns die Erde leiht,
Mag sie verlangen;
Zähren, dem Traum geweiht,
Netzen die Wangen.

Doch was die Erde raubt,
Ward hier geboren.
Wer an die Liebe glaubt,
Hat Nichts verloren!

Niemand erkannte den lebensfrohen Sorendi wieder, als dieses Lied in einer eigenen Melodie, die zwischen Declamation und Gesang die Mitte hielt, und die nach dem Inhalt jedes Verses wechselte, von seinen Lippen floß. Anfangs bebte die Stimme wie erschöpft vom Kampfe mit einem furchtbaren Schmerz, der lieber stumm geblieben wäre, dann rang sie sich siegend durch und zwang den Schmerz zu ruhiger Ergebung, bis sie am Schluß zum Triumphton ward, der, wie er auf Erden verhallte, zum Himmel entschwebte. Und Sorendi's Seele hatte sich mit den Tönen zum Him-

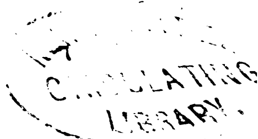
mel aufgeschwungen. Er saß, mit dem Blick nach Oben gewandt, so unbeweglich, ja so starr da, als wäre nur noch die sterbliche Hülle zurückgeblieben, die dem entschwundenen Leben nachschaute, und man wurde zweifelhaft, ob die Verklärung, die sich dennoch im Angesichte spiegelte, nicht allein die Folge des Abendstrahls sei, der den bleichen Zügen den Ausdruck geliehen, welcher noch an eine empfindende Seele in diesem Marmorbilde denken ließ. Elise ließ die Hand mit dem eingelösten Pfande langsam sinken und wagte nicht, dasselbe seinem Eigenthümer zurückzugeben, oder dachte vielmehr gar nicht daran, denn sie konnte weder Blick noch Gedanken von diesem ihr in solcher Tiefe des Gefühls noch ganz neuen Sorendi abwenden. War das der Mann, dessen Fröhlichkeit ihr so oft kindisch vorgekommen war? Ja, war das nur der vielbeschäftigte Arzt, der, gewohnt den frohen Dank der Genesenen an den Jammer der Wittwen und Waisen um das Sterbebette des Versorgers anzureihen, keiner ergreifenden Empfindung der Theilnahme für Anderer Wohl und Wehe lange nachhängen durfte? War hier plötzlich ein buntglänzender Vorhang aufgezogen und ein Grabgewölbe mit der düster brennenden, ewigen Lampe zum Vorschein gekommen? Und war nun der Vorhang Wahrheit und das Grabgewölbe Bühnenstück, oder umgekehrt? Diese Frage beschäftigte sie noch und auch wohl Viele der Gesellschaft, die sich einander zuflüsterten: „ist das Scherz oder Ernst?“ als Sorendi, wie aus fernen Landen zurückkehrend, einen Augenblick fremd um sich schaute und dann in ein lautes Gelächter ausbrechend sein Pfand zurückforderte. „Es ist

ein Schlüssel," rief er, „dazu gehört ein Geheimniß. Nun habe ich mein Pfand gelöst, und die Herren und Damen haben das Geheimniß zur gefälligen Lösung." Einige lachten mit ihm, Andere lächelten zweifelhaft, und noch Andere sahen ihn mit so unverwandten Blicken an, als wollten sie das Geheimniß aus seinem Innern herauslesen. Die unangenehme Pause wurde durch eine kleine funfzehnjährige Brünette, die freundliche Mathilde, unterbrochen, die allein ihrer Empfindung Worte gab. Indem sie sich die Augen trocknete, sagte sie: „Pfui, Doctor! Sie haben mich ganz weichherzig und schwermüthig gemacht. Den Spaß kann ich noch lange nicht überwinden." Da nahm Sorendi rasch einer Nachbarin die Guitarre aus der Hand, griff einige starke Accorde und sang dann mit fester Stimme zu der Kleinen sich wendend:

Freude, du Blüthenkind,
Komm einmal her!
Warst mir ja gutgesinnt;
Bist du's nicht mehr?

Schreckt dich ein tiefer Klang
Aus wunder Brust?
Ei! so ein Grabgesang
Würzet die Lust.

Sieh meine Rosen blühn
Voll Glanz und Duft,
Deckt auch der Blätter Grün
Nur eine Gruft.



Drunten die dunkle Nacht,
Drinnen der Tod:
Oben die Blüthenpracht
Im Morgenroth.

Freude, komm' her zu mir!
In Lust und Scherz
Wind' ich die Blumen dir;
Mir laß mein Herz!

Die Betrachtungen, welche auch dieses Lied wecken mußte, wurden, für Sorendi sehr erwünscht, durch die Stimmen der bei der Anrichtung des Abendessens Beschäftigten abgelenkt, und Alle eilten zu dem einfachen Mahl, das, wie Sorendi in seinem Liede die Scene beschrieben, unter einem Laubdach hochstämmiger Buchen und Eichen, auf dem kunstlosen, kaum anderthalb Fuß hohen, Rasentisch bereitet war und das Hunger und tausenderlei Scherz würzten. Die ersten Sterne am Himmel verdrängten den Abendstrahl und lauschten neugierig durch die neidisch verhüllenden Zweige, um sich am Anblick des harmlosen Völkchens zu freuen, das, beleuchtet von des Heerdfeuers flackernder Flamme, dem Maler eine der reizendsten Idyllen für seinen Pinsel gegeben hätte. Ach! wie sind unsere Vergnügen so oft nur eine kostbare Zeitverschwendung ohne wahren Genuß. Da bereiten sie sich acht Tage vor, um einen, wie sie es nennen, festlichen Abend zu begehen, und acht Tage darnach fühlen sie noch das Vergnügen nach im schweren Blute oder in Verstimmung des Gemüths. Diese faden Complimente der Gäste, und dies heimliche Bekritteln; dies inwendige Gähnen mit

dem muntersten Gesichte; dieser Neid und Aerger beim Spieltische; dies Drehen und Wirbeln in einem Tanze ohne Sinn und Geschmack; dies Stacheln der Zunge und des Gaumens zur Sünde wider das Gebot der Mäßigkeit; dies lüsterne Auge im Streit mit der Uebersättigung und Müdigkeit, und nach der langen Nacht ein kurzer Tag, der zu nichts Anderem Lust hat, als dies Festschwärmen zu verwünschen: wahrlich! es giebt kein ärgeres Pasquill auf die Freude, als unsre meisten gesellschaftlichen Feste mit ihren schwerfälligen Anstalten zum Frohsein. Je mehr Kunst, desto weniger Freude. Sie ist eine Tochter der Freiheit, streifet auf Bergen, spielt durch die Wellen, fährt in den Lüften, doch weder Fangnetz noch Angelhaken, weder Raketschuß noch allerhöchstes Machtgebot haben jemals vermocht, sie zum Kommen und Bleiben zu zwingen, während sie mit ihren glänzenden Augen umschaut, und, wo sie empfängliche Herzen findet, ihre duftenden Blumen ausstreut, unbekümmert, ob für diese ein Zierkorb ausgesetzt sei, oder nicht, ob sie im Marmorpalast oder auf des Dorfes grünem Rasenplatz ihre Stätte finden. Wie die Freude jeden angelegten Plan, jedes lange besprochene Stelldichein scheut: eben so wenig gefällt ihr ein bestimmter Zweck. Heute will ich mich einmal freuen, um auf einige Stunden meiner Sorgen und Plagen loszuwerden! Heute will ich noch recht munter sein, denn morgen steht mir Schweres bevor! Das sind Reden, die mehr scheuchen, als locken. Doch am geeignetsten für Geist und Herz, wenn wir den Zweck einer gesellschaftlichen Vergnügung darin setzen wollen, eine heitere, durch Theilnahme Anderer noch

freundlichere, Freistunde in unser Werkleben zu flechten, möchten für den Städter ähnliche Feste, wie das eben beschriebene sein. Frisch und kräftig athmet ihn einmal wieder die reine Gottesluft an, und Brust und Herz erquicken sich am warmen Sonnenstrahle und duftigen Hauch des Waldes und der Auen, an deren Grün das Auge sich labt. Frei wirft er von sich nicht allein die Sorgen seines Berufes, sondern auch die kleinlichen Zwiste des bürgerlichen Lebens, die, auch ohne eigentlich feindselige Zwietracht, so leicht aus dem engen Beieinanderwohnen, aus dem täglichen genauern Verkehr und aus dem unvermeidlichen Durchkreuzen manches Planes und Verstören manches Geschäftes hervorgehen; während sie dem Landmanne in seinen mehr aus einander gerückten Wohnungen, in seinen einsameren Arbeiten und weniger von Menschengunst oder Ungunst abhängigen Erwerbsquellen fern bleiben. Aus zieht er einmal die Gemächlichkeiten und Bequemlichkeiten, die ihn in einer ihm sonst zur anderen Natur gewordenen Knechtschaft halten. Von sich thut er einmal das eitele und leckere Wesen und lernt in einfacher Genügsamkeit froh sein, und gewinnt so immer mehr die Einsicht, daß nicht gerade alles Das so höchst nothwendig zum zeitlichen Glück des Lebens gehöre, wornach er so voll Sorgen und Mühen ringt, warum er neidet und hasset, oder dessen Entbehrung er als das größte Herzeleid betrachten würde. Ziehen wir mit der Festfreude das alte Gewand unserer Meinungen, Neigungen und Gewohnheiten aus, dann werden wir nachher das alte Kleid freilich wohl noch ebenso bequem finden, aber in demselben uns doch nicht

mehr so völlig mit demselben Eins fühlen, und allmälig uns zu der nie geahnten Freiheit heranbilden, es ohne Herzbluten umzuändern oder gar ganz umzutauschen, wenn's Noth thut. — Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück.

IX.

Es war Zeit an die Heimfahrt zu denken. In geschäftiger Eile wurden die zerstreuten Geräthe gesammelt, aber muthwillig und mit vielen Worten Jedem sein Eigenthum erst abgestritten und dann wieder feierlich zugesprochen. Endlich die Bürden mit gehörig berathener Umsicht und öfterem Wechsel vertheilt, und dann zogen die geordneten Paare mit Gesang herab von den waldigen Höhen zum Ufer. Still ging es an dem Trauerhause vorüber, aber lauter wurde es wieder beim Einsteigen in die Böte. Sorendi ermahnte Alle, sich vor der kühlen Abendluft hübsch in Acht zu nehmen und pries dabei nicht wenig seine Uneigennützigkeit. Dann half er das Boot des Pastors vom Sande abschieben, aber anstatt in dasselbe nachzuspringen, nahm er seinen Platz in einem andern Nachen, in welchen man ihn mit lautem Jubel aufnahm. So blieben Frau von Martens, Elise, Hold und seine Gattin allein, und da die Windstille nicht erlaubte, die Segel aufzuspannen, zogen sie es vor, auch nicht rudern zu lassen, sondern *mit dem* Strome langsam hinunterzutreiben. Daher hallte

denn auch bald der Gesang von den übrigen Böten aus weiter Ferne zu ihnen zurück und störte sie nicht in ihren ernsten Gesprächen. Wer es einmal versucht hat, sich allein oder mit gleichgestimmten Seelen beim Mondlicht im Nachen vom Strome treiben zu lassen, und die Gefühle kennt, in welche die abendliche Stille ringsum und das leise Gemurmel der im Sternenschimmer leuchtenden Wellen neben ihm, bei dem willenlosen Fortgleiten des Kahns über die Tiefe, den Geist versenkt: wird es natürlich finden, daß in unserm Boote bald die Rede sich zu Dingen wandte, die sonst nicht leicht den Stoff zu einem Gespräche nach solcher Lustfahrt geben. Sorendi's Benehmen am heutigen Tage veranlaßte die Frau von Martens zu der Bemerkung:

„Mir schien heute der Doctor nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung zu sein."

Elise hatte schon lange über Sorendi nachgedacht. Ihr konnte es nicht entgangen sein, daß er sie mit besonderer Aufmerksamkeit vor den andern Mädchen ausgezeichnet hatte, und sie suchte in dem Wunsche, über einen solchen Charakter, wie er sich heute offenbart, in's Klare zu kommen, vor sich selber einen Vorwand für die Theilnahme, mit der ihre Gedanken bei ihm verweilten. Sie wollte es sich nicht gestehen, daß er durch die Enthüllung eines geheimen Schmerzes ihrem Herzen näher verwandt geworden sei. Das leichtsinnige und flatterhafte Wesen, dessen sie ihn so oft angeklagt, erschien ihr nun als der Riesenkampf eines zerrissenen Gemüths, welches das Märtyrerthum seiner blutenden Wunden der Welt nicht preis geben will und es schon

als eine Entheiligung betrachtet, wenn diese nur eine Ahnung von dem tief verborgenen Todeskeim hat. Gern hätte sie Hold um einige Aufklärung über Sorendi gebeten, da sie voraussetzte, daß dieser nach jahrelanger, ruhiger Beobachtung mehr über ihn wissen müßte, als ihr die kurze Bekanntschaft bisher hatte offenbar werden lassen. Eine geheime Scheu aber hielt sie von jeder Frage zurück, und wenn sie schon die Lippen öffnete, war es ihr wieder, als dürfe sie nicht fragen. Konnte ihr nicht eine dunkle Tiefe enthüllt werden, vor der ihr hätte grauen müssen? Konnte auch nicht ihre Erkundigung für mehr als freundschaftliche Theilnahme gehalten werden? Konnte nicht vielleicht eine frühere unglückliche Liebe — und sie fühlte, ohne recht zu wissen warum, daß eine solche Aufklärung sie am unangenehmsten berühren würde — in seinem Herzen fortbluten? Die Bemerkung der Frau von Martens erschreckte sie daher eben so sehr, als sie ihr erwünscht war, und sie horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf Hold's Entgegnung.

„Sagen Sie vielmehr,“ sprach dieser, „Sorendi zeigte heute einmal seine gewöhnliche Stimmung, die er sonst nur geschickt zu verbergen weiß.“

„Wie? halten Sie denn seine Lustigkeit nur für Schein?“ fragte Frau von Martens.

„Ja, gewiß ist sie nichts Anderes,“ erwiederte Hold. „In seinem Innern wohnt ein trüber, dem Leben feindseliger Geist, den er zu nähren und zu pflegen sucht durch seine äußerliche Fröhlichkeit.“

„Zu übertäuben, wollten Sie sagen," fiel Elise ein.

„Nein, zu nähren und zu pflegen sucht er seinen Trübsinn," war Hold's Antwort. „Er liebt nur darum die Lust, weil er sie zur Folie macht, aus welcher ihm sein Schmerz, den er wie einen köstlichen Edelstein hält, desto heller entgegentritt. Er will ein Paradies um sich her pflanzen, nicht um selber hineinzugehen und sich desselben zu freuen, sondern um für sich den Engel mit dem feurigen Schwerte davor stellen zu können. Er sagt es sich immer mit rechtem Wohlgefallen wieder von Neuem vor: so wie ich nur zum Schein bin, könnte ich aus voller Seele sein, wenn nicht dieser Lebensschmerz da wäre, und hat eben darum diesen Schmerz so lieb, weil er sich es recht durch die That klar macht, wie viel er ihm opfert, wie die Mutter oft das Kind am liebsten hat, das ihr die größten Sorgen macht."

„Aber weiß man denn gar nicht, welcher Art das Unglück ist, das die Seele unseres Freundes so tief und so dauernd verwundet hat?" fragte Frau von Martens.

„Sorendi erwähnt selber Nichts darüber," entgegnete Hold, „und antwortet der freundschaftlichen Frage: es sei eine Narrheit, eine recht kindische Narrheit, nun aber einmal so mit seinem Leben verflochten, daß er nur durch sie wäre, was er wäre, und daß er nicht wüßte, was er ohne sie sein würde; daher er es für besser hielte, Etwas zu sein mit einer Narrheit, als vielleicht Nichts zu sein ohne eine Narrheit."

„Das ist sonderbar bei einem sonst so vernünftigen

Manne," meinte Frau von Martens, und Elise setzte hinzu:

„Und bei einem so menschenfreundlich thätigen Leben. Ich dächte, diese Betriebsamkeit des Doctors nicht in seinem Fache allein, sondern auch in allen Dingen, die zum Gemeinwohl gehören, diese Begeisterung, mit welcher er überall zu nutzen sucht und mit seltner Aufopferung seine Hülfe leiht auch in Geschäften, die seinem nächsten Berufskreise fern liegen, die kleinlichsten und mühseligsten Aemter übernimmt, wenn der Stadt Bestes gefördert werden soll: dies müßte ihn vor jeder, — ich möchte einen milderen Ausdruck wissen, — verschrobenen Empfindsamkeit bewahren."

„Sie haben Recht," bemerkte Hold; „ein schönes, selten ohne Erfolg bleibendes Mittel, das Herz, wenn es aus dem rechten Gleise gekommen ist, wieder zurecht zu führen, ist diese gemeinnützige Geschäftigkeit. Sie giebt dem Geiste die Spannkraft, die das Herz, das lieber in ermattender Empfindelei fortträumen möchte, wider Willen nachzieht. Denn die gemeinnützige Thätigkeit fordert eine Umsicht, Rührigkeit und Ausdauer, die sich mit Nichts weniger, als mit dem träumerischen Brüten einer leidenden Seele vertragen. Besonders aber muß Derjenige, welcher für Gemeinwohl wirken will, die Demuth kennen bis zur Selbstentäußerung; er muß schnöden Undank, eigennützigen Widerspruch, muthwillige Verkennung für Nichts achten; muß für sich Nichts wollen, nicht die kleinste Blume der Erinnerung vom Ehrenfelde, das er pflanzte; muß glücklich sein, wenn er von seinen Idealen auch nur den ersten Dämme-

rungsschimmer aufgehen sieht. Darum auch schon ist kein Gemüth, das seinem Schmerze nachhängt, fähig, für der Stadt Bestes und des Landes Wohl mit Erfolg zu wirken, denn es ist selbstsüchtig und eitel, sonst würde ihm die eigne Welt nicht so wichtig erscheinen, daran des Lebens beste Stunden zu vergeuden. Was nun unsern Freund Sorendi betrifft, so kann seine Weise zu sein und zu handeln nicht unter die allgemeine Regel gebracht werden. Es fehlt ihm nicht an Umsicht, Rührigkeit und Ausdauer, auch nicht an Entsagung alles Lobes und Vortheils in seinem Wirken für's Allgemeine, aber er hat keine Freude daran, eben so wenig wie an seinem gesellschaftlichen Treiben, und kann sie nicht haben, weil sein Wesen und Thun nicht in der Liebe seinen Grund hat. Er sucht sich um seine Umgebung recht verdient zu machen, damit er sich selbstzufrieden sagen könne, nun habe ich ihr mein Pflichttheil abgetragen, und sie hat weiter keine Ansprüche an mich. Sein Gewissen treibt ihn zu Liebeswerken, während er nur sich selber, oder vielmehr seinen Schmerz liebt. Darum auch ist er hinweg über Undank und Verkennung, weil ja nie dadurch sein Heiligstes angegriffen wird, wie es bei dem der Fall, der durch die Liebe thätig ist."

„Dürfte man," fragte Elise nach einer Pause mit ungewisser Stimme, „sich diesen Charakter nicht auf eine etwas günstigere Weise zu enträthseln suchen?"

„Thun Sie das, mein Fräulein," antwortete Hold; „es sollte mir lieb sein, wenn ich Sorendi zu scharf beurtheilt hätte, und ich will ihm gern meine böse Meinung ab-

bitten. Doch es geht mir immer der Aerger über, wenn ich unter Gottes schönem Himmel, auf der blühenden Erde Menschen voll Geist und Leben sehe, die Gott so gestellt hat, daß sie mit lautem Jubelschlag und Siegesdank Himmel und Erde begrüßen sollten, und die dann eine, sie wissen selbst nicht welche, tragische Empfindelei eigensinnig festhalten, damit nur ja nicht die volle Seele den Vater preise, daß er sie erschaffen."

„Aber, und das bleibt mir immer noch das Wahrscheinlichste, wenn etwa eine unglückliche Liebe?" meinte die Pastorin, „und Ew. Wohlehrwürden," setzte sie schelmisch hinzu, indem sie dem armen Hold tief unter die Augen sah, „Ew. Wohlehrwürden wissen ja wohl, daß in solchen Fällen oft ganz geschickte Leute ein Bischen gar wunderlich werden können, und wer weiß wie lange es bleiben würden, wenn nicht etwa sich ihrer ganz zufällig eine Andere erbarmt, die eben so gern glücklich macht, wie sie selbst gern glücklich ist."

„Ich ergebe mich," rief Hold, „ich habe nichts gesagt!" und verschloß seiner Frau mit einem flüchtigen Kuß den Mund. „Doch es müßte eine alte Liebe sein, die dem armen Sorendi das Leben verbittert, denn ich kenne ihn schon seit seinem achtzehnten Jahre, und er ist nie anders gewesen."

„Mag sein," entgegnete die Pastorin, „doch bin ich überzeugt, daß nur die Liebe, sei's auch nicht mehr die alte, dann eine neue, ihn nur wieder gesunden läßt."

Elise dankte dem Himmel, daß der Abend seine

Schatten über das Boot breitete, denn eine brennende Röthe ergoß sich bei diesen Worten über ihre Wangen.

„Und wenn es die irdische Liebe nicht thun kann und will,“ meinte Hold, „so wird es die himmlische Liebe thun. Der Geist Gottes weiß seine Zeit und Stunde; er suchet und sammelt sich seine Gemeinde auf Erden, und wird auch diese weiche Seele finden und sie zu den Seinen zählen, ehe wir es erwarten. Wie ganz anders wird Sorendi sein, wenn sein Sinn und Wandel erst verklärt ist durch den Reichthum der Gottseligkeit. Dann erst wird seine Wirksamkeit für die Welt auch ihm selber Segen bringen, seine Lustigkeit wird Frohsinn, seine Theilnahme Herzlichkeit, seine Geschäftigkeit freudige Thätigkeit sein.

„Sollten denn nicht schon Ihr bisheriger Umgang und Ihre Predigten,“ bemerkte Elise, „wohlthätig auf Sorendi gewirkt haben?“

„Ich glaube kaum,“ antwortete Hold mit Achselzucken; „wenigstens nur so, daß noch vor Menschenaugen diese Wirkung verborgen ist. Wie wir denn auch nur höchst selten Gelegenheit haben, geradezu die Früchte unseres Amtes zu sehen, besonders so weit es Predigtamt ist. Wir lehren nicht so sehr in der apostolischen Hoffnung zu gewinnen und zu erwerben, als in der, zu halten und zu bewahren. Der Prediger hat also mehr das Geschäft der Hausfrau in der Kirche Christi, den Mannesantheil hat sich der Geist Gottes vorbehalten.“

„Widersprechen Sie nicht sich selber,“ antwortete

Elise," wenn Sie nun doch Predigten halten zur Bekehrung der Ungläubigen?"

„Ich dachte schon," sagte Hold lächelnd, „daß das kommen würde, und ich gestehe geradezu, es war neulich ein falscher Gedanke von mir, die gewöhnlichen Zweifel gegen den Christenglauben auf die Kanzel zu bringen, um sie zu widerlegen. Das kann nur verwirren, und Mancher wird da erst zu seinem Schaden mit dem bekannt, was er nie sonst erfahren hätte."

„Das fühlte ich auch recht in jener Predigt," bemerkte Frau von Martens. „Alle diese Einwürfe gegen das Evangelium, wie Sie dieselben im ersten Theile vorführten, schnürten mir das Herz immer enger zusammen; ich wurde so ängstlich und beklommen, und es tauchten mir so allerlei Gedanken auf, die ich nicht wieder los werden konnte, so daß sie mir wie jene Schlangen erschienen, die mit ihrem giftigen Odem die armen Vögel betäuben, daß diese leicht ihre Beute werden. Alles, was Sie im zweiten Theile zur Widerlegung dieser Einwürfe sagten, war nicht stark genug, die ersten Eindrücke zu vertilgen, weil ich zu unruhig geworden war, um mit rechter Hingebung dem Worte zu folgen, und ich ging recht unmuthig aus der Kirche. Das dürfen Sie mir nicht wieder zu Leide thun! Wenn man, so wie ich, seit der Kindheit dem Heiland im Glauben angehörte, und sich um die Einwürfe der Gegner des Christenthums nie kümmerte, dann fühlt man sich leicht bei solchen unerwarteten Angriffen wie ein Baum, der ohne viele Stürme groß geworden ist, und dessen Wurzeln darum auch nicht nach

allen Seiten hin gleiche Festigkeit haben. Elise freilich, die früher Allerlei gelernt hatte, was sie später zu vergessen wünschte, hat sich mit der Theologie stark beschäftigt, und wollte die Apologetik, wie sie es nannte, auch auf der Kanzel gelten lassen."

„Ich meinte," sagte Elise, „daß auf diese Weise doch Manche gewonnen werden könnten, die bisher glaubten, ihre Einwürfe seien unwiderleglich."

„Ach!" erwiederte Hold, „diese besuchen entweder die Kirche gar nicht, oder wenn sie einmal kommen, und sich auch vielleicht unfähig fühlen, wider das Wort des Predigers ihren Unglauben zu vertheidigen, sprechen sie doch nur: ich kann nicht glauben! und damit ist für sie die Sache vorbei. Die Predigt soll erbauen. Es ist keine Versammlung für sie da, welche diese und jene Frage beseitigt, das eine und das andere Räthsel gelöst, eigne und fremde Ansichten erörtert haben will: sondern es ist eine Gemeinde im Heiligthume, die einmal wegschauen will von Allem, was da Eitles und Arges in der Welt, die einen Ort suchte, wohin all das gemachte, trennende, zwängende, heuchelnde und klügelnde Wesen nicht reicht, wo Einheit, Freiheit, Wahrheit und Kindlichkeit ist. Es kann da nur stören, wenn auf irgend eine Partei, die außen vor steht, wenn sie auch mitten in der Kirche sein sollte, Rücksicht genommen wird, entweder um sich gegen sie zu vertheidigen, oder um zu ihrer Bekehrung zu wirken. Nein, der Sonntag, als Kirchtag, ist für die treue, gläubige Gemeinde da, wie der Sonntag, als Ruhetag, für das arbeitende Volk, und

solch Eigenthum soll nicht verkümmert werden. Das thut aber der Prediger, welcher gleichsam die Gläubigen hinter sich und die Ungläubigen vor sich stellt, Diesen das Mahl, Jenen die Brosamen giebt, die Fremdlinge ladet und die Hausgenossen vernachlässigt, die heilige Stunde vergeudet, um im Sande der Wüste einzelne dürre Hälmchen aufzulesen, anstatt die vollen Garben zu erquicken, die lechzen nach dem himmlischen Thau. Der Prediger soll nur die Zunge des Glaubens für die Gläubigen sein. Es wird freilich die erbauliche Predigt, wie schon ihr Name sagt, immer auch bauen am Glauben; sie wird zu einem Ganzen verbinden, was noch Bruchstücke sind; hinwegnehmen, was noch als Schlacken dem edlen Erz anklebt; höher aufrichten, was noch halb verborgen niederlag; fester begründen, was noch der rechten Stützen entbehrt; aber sie soll doch den eigentlichen Glaubenskern voraussetzen, nicht als zu einem Haufen Zuhörer, sondern als zu einer christlichen Gemeinde reden. Bekehren wird immer Der am besten, der es nicht darauf anlegt, der dahingeht in seinem Glauben und seiner Liebe, in seiner Demuth und Freudigkeit, in seinem Fleiß und seiner Treue, und der da zeuget von Christo, nicht um ein Zeugniß zu geben, sondern weil Christus in ihm Gestalt gewonnen hat, also daß im Denken, Wollen und Thun sich diese Gestalt spiegeln muß, und er sich selber unbewußt ein Altar des Höchsten geworden ist, von dem Lebensfunken und Morgenschimmer ableuchten auf die Schlafenden und die Todten, daß sie erwachen und dem Lichte nachfolgen. Soll aber das Eingehen auf die Einwürfe der Gegner zur Ver-

theidigung des Evangeliums dienen: so ist dazu auch wieder die Kirche nicht da, die ja das Evangelium selber ist, nur mit Form und Gestalt für seine Stellung in der Welt umkleidet. Vertheidigt sich die Sonne, daß sie leuchtet am Himmel und durch Licht und Wärme locket die Keime aus dem Schooße der Erde, daß sie fröhlich hervorwachsen und aufblühen und duftend athmen im lieben Sonnenschein? Soll diese Mutter alles Lebens auf Erden sich rechtfertigen, daß sie das Leben giebt? Ihre Segnungen sind ihre Waffen gegen Den, der sie anklagt, daß ihr Licht blende und ihre Strahlen brennen. So geht auch das Evangelium hin über die harrende Erde, und hat eitel Licht und Wärme für Alle, und Alle, die es aufnahmen in einen fruchtbaren Boden, die blühen wie Himmelsblumen im Garten Gottes, deren Spiegel die Ströme Edens und deren Thau die Grüße der Seligen. Solche haben eine Liebe zu Gott, die vor Freuden weinen möchte, daß sie den Vaternamen gefunden; sie müßten sonst bei den Engeln bitten um einen Ausdruck für ihr Gefühl, denn der Staub trüge solche Liebe nicht, wenn er kein Wort für sie hätte. Solche haben einen Glauben, der eine gewisse Zuversicht ist, die durch des Lebens Freud' und Leid mit so ruhiger Klarheit hindurchgeht, als hätten sie Alles, was kommt, vorhergesehen. Doch ist wieder mit diesem Glauben nicht im Menschen das Menschliche erstorben, er ist nicht über die Erde hinaus- und hinaufgedrängt, sondern alles Irdische hat nur seine rechte Beleuchtung gefunden; ist nicht verschlungen in das Himmlische, sondern tritt gerade nur in seiner wahren und vollen Gestalt hervor; gleichwie eine Land-

schaft, wenn das Morgenroth ausstrahlt, in allen ihren eignen Farben frei hervorgeht aus der Dämmerung. Nur der falsche Glaube will die Erde in eine ihr fremde Farbe kleiden, wie die Nebel jede Aussicht grau färben. Solche vom Evangelio durchdrungene Kinder Gottes haben eine Tugend, die Nichts abzuwägen hat, um das Rechte herauszufinden, Nichts zu überwinden hat, um das Rechte zu thun, denn all' ihr Wollen, Wissen und Thun ist nur eine natürliche Frucht des rechten Geistes. Und weil ihr Wille nur das Gesetz Gottes ist: so ist ihr Gehorsam unter diesem Gesetz die vollkommenste Freiheit; und nie können sie sich etwas mit ihrer Tugend dünken, weil sie nie einen Willen hatten, den sie brechen mußten. Ja, hätte ein solcher Mensch das Höchste und Herrlichste gethan, er hat es nur sich selbst gethan, ist nur seiner eignen Lust gefolgt. Nur Die können sich rühmen wollen, die ein widerstrebendes Herz überwinden mußten, um Gottes Willen zu thun, aber dieser ihr Ruhm erbleicht vor der Scham über das widerstrebende Herz. Wo aber das Evangelium verworfen wird, da ist die Seele gleich einer Blume im dürren Sande. Der Odem Gottes wehet sie an, sie aber merket ihn nicht, und neigt ihren Kelch den schmeichelnden Westen zu, oder beugt ihr Haupt den rauschenden Stürmen, die beide auf Erden entstanden und auf Erden verwehen; wie der Thau, der die Schmachtende erquickt, nur der Niederschlag irdischer Dünste ist. Eine solche Seele kann auch eine tiefe Sehnsucht haben nach dem, was droben ist, aber das Ziel ihrer Sehnsucht weicht immer weiter hinweg und tritt immer mehr in ein nebelhaftes Dunkel, je mehr sie mit

Ernst demselben nachringt. Sie kann ihr Gebet haben, aber ihr Gebet ist ein Wassertropfen, der augenblicklich erquickt, den aber die Schwüle des Tages wieder auftrocknet; ihr Gebet ist nicht die verklärende Gemeinschaft, die den Menschen zum Kinde Gottes macht, und ihn dauernd durchströmt mit einem neuen Geist und Leben. Ihre Tugend ist großer Opfer fähig, aber sie hüllt sich in ihre Tugend wie ein Gewand, an dessen Zier sie sich ergötzt, und durch das sie gelten will, wenn auch nicht vor den blöden Menschenkindern, doch vor den Engeln des Himmels, und hat ihren Lohn dahin! O, daß sie erkenneten, was zu ihrem Frieden dienet! — Die Kirche Christi muß es sich nun immer bewußt bleiben, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Mit diesem Bewußtsein ruft sie hinaus in die Welt das Wort des Herrn: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, daß ich Euch erquicke!“ Sie bietet die Gaben aus, die ihr vertraut sind, und hat auf alle Schmähungen nur die Antwort: „Kommt, es ist Alles bereit!“ statt aller Beweise nur die Aufforderung: „Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist!“ Die eigentliche Vertheidigung des Evangeliums mag dem Büchermarkt oder der sichern Führung der Waffen des Geistes wider das lose, ungeistliche Geschwätz, wo es seine vermeinte Weisheit auskramt, vor Allem aber der Forderung: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ überlassen bleiben. Daher sind auch jene Heuchler und Schwächlinge, die voll Salbung Augen, Lippen und Hände bewegen, dabei aber den Judas Ischarioth im Herzen tragen und in ihren Werken kund geben, oder

gleich dem Ananias und der Sapphira theilen wollen zwischen Gott und dem Mammon, oder auch gleich dem Demas wieder die Welt lieb gewinnen, die wahren Krebsschaden der Gemeinde Christi; sie sind die Menschen, durch welche Aergerniß kommt, und die der Herr so scharf richtet."

Der Pastor schwieg, sah seine Zuhörer an und sagte darauf lächelnd:

„Da habe ich einmal wieder nach alter Gewohnheit die Unterhaltung zur Predigt gemacht."

„Vermuthlich," fiel seine Frau ein, „um jene Predigt wieder gut zu machen, die der Frau von Martens so mißfallen. Ich, für meinen Theil, höre Dich gern so im freundschaftlichen Kreise, weil da ganz der Gedanke des Studirten wegfällt und ich manchmal wünschte, daß der Sonntag keinen Sonnabend hätte mit seinem Fleiß und seiner Mühe."

„Das heißt," lachte Hold, „meine Predigten schmecken oft nach der Oellampe, wie die Reden jenes Griechen."

„Wie Du es nehmen willst," entgegnete die Pastorin; „aber ich meinte besonders nur, daß eine solche Predigt von Dir im alltäglichen Leben für mich einen eignen Reiz hat und weit länger in meinem Herzen fortklingt, als die beste Kanzelrede. Dazu kommt die Freude, daß ich Dich darin als einen Geistlichen aus der Fülle des Herzens erkenne, da die Pastoren von Amtswegen um des Chorrocks willen mir so zuwider sind."

„Doch wollen wir nicht der Kanzelrede zu nahe treten," sagte Frau von Martens. „Ich werde Ihnen in unserer nächsten Zusammenkunft ein Gedicht mittheilen, das für die

Macht des Wortes von der Kanzel ein schönes Zeugniß ablegt. Es ist von meinem Bruder, der als Seecommandeur starb, nachdem er früher Theologie studirt, ihr aber bald entsagt hatte. Er kam von einem thatenreichen Kreuzzuge ernster als gewöhnlich zurück, blieb einen Winter über auf meinem Gute und trieb mit Elise wieder eifrig theologische Studien, ohne daß es dieser gelungen wäre, ihn von seinen Zweifeln zu heilen. Am Charfreitag-Morgen fand er sich in der Kirche ein, mehr dem Zuge der Kirchgänger nachfolgend, als in bestimmter Absicht; und nie habe ich eine so plötzliche Veränderung an einem Menschen gesehen, als damals an ihm. Früher hatte ich ihn nur als einen Mann gekannt, dem alle Tugenden, aber auch alle Fehler seines Standes eigen waren, und der Alles weit wegwarf, worauf er nicht mit sicherm Compaß zusteuern konnte. Nun war er ein milder und freudiger Bekenner des Evangeliums geworden. Eine einzige Predigt hatte alle längsterstorbenen Blüthen seines Herzens neu aufgeschlossen, und auch eine um dieselbe Zeit entstandene, nicht erwiederte, irdische Neigung, die den bisher der Liebe Unzugänglichen mächtig ergriff, konnte ihm nicht den so unerwartet gewonnenen Seelenfrieden rauben. Im nächsten Jahre starb er den Heldentod."

Während Hold sein Verlangen nach dem erwähnten Gedicht aussprach, und zugleich bemerkte, wie viel doch auch wohl die früheren Unterhaltungen der Predigt vorgearbeitet haben möchten: grübelte die Pastorin über die unruhige Bewegung nach, in die Elise durch die letzten Worte der Frau von Martens versetzt wurde. Sie meinte auch ein tiefes

Erröthen auf den Wangen ihrer jungen Freundin trotz der schon stark hereingebrochenen Dunkelheit erkannt zu haben. Da aber Frau von Martens die Kälte des späten Abends zu fühlen anfing, wurden jetzt die Ruder ausgelegt, und bald befanden sich die heute um Vieles sich verwandter Gewordenen am Ufer, wo Sorendi sie hülfreich erwartete und sie nach der nahen Predigerwohnung begleitete, die Einladung aber, noch ein Stündchen mit ihnen zusammenzubleiben, nicht annahm. Da auch Frau von Martens es für gut fand, sich nach ihrer ersten weitern Genesungstour bald zur Ruhe zu begeben, und daher mit Elise nach Hause ging: so hatten Hold und seine Gattin noch Muße, sich über die einzelnen Vorfälle des heutigen Tages ihre Bemerkungen mitzutheilen, und Hold erzählte seiner Frau, was er von Elise über ihre Herkunft und ihr Geschick erfahren. Die Pastorin hörte mit großem Interesse zu und meinte, daß ihr nun Manches in dem Wesen und Benehmen Elisen's klarer geworden sei. Sie sprach zugleich die Hoffnung aus, daß durch Sorendi die liebe Freundin ihr am Orte erhalten werden würde. Hold sagte darauf scherzend: „Welch besonderes Vergnügen haben doch die Frauen daran, aus jedem Männlein und Fräulein ein Liebespärchen herauszuwittern.“

Die Pastorin aber sprach mit großem Pathos: „Wir Frauen, als die zartesten Blumen der Schöpfung, haben einen besonders feinen Sinn für das leise Weben eines Bandes der Herzen. Auf den harmonisch gestimmten Saiten unserer Brust klingen auch schon die ersten, Euch

noch unvernehmbaren Töne einer sich bildenden Harmonie an."

„Aber sage mir doch nur," fragte Hold, „welche reellen Zeugnisse hast Du für Deine Meinung?"

„Warum verräth denn nun auf einmal," erwiederte die Pastorin, „der sonst so sorgfältig sich verschleiernde Sorendi so viel von dem Geheimniß, das seine Brust belastet? Warum kann er jetzt nicht mehr, wie sonst, die Wehmuth behüten, die früher nur Wenige ahnten? Zeigt das nicht eine innere Bewegung an, gleichsam den ersten Hauch eines Sturmes, der jetzt schon die Wellen höher treibt, bald aber sie alle Dämme überströmen lassen wird? Und welche Bewegung sollte dies anders sein, als Liebe, und zu wem könnte diese Liebe anders sein, als zu dieser Elise, an der er so freundschaftlichen Antheil nimmt? Oh, ich kenne den freundschaftlichen Antheil der Männer an Personen unseres Geschlechts, da steckt fast immer der Schalk dahinter."

„Warum begleitete er denn aber uns nicht in unserm Boote?" fragte Hold, und meinte mit dieser Bemerkung einen tüchtigen Gegengrund aufgestellt zu haben.

„Eben weil er seines Herzens nicht mehr sicher ist," lachte die Pastorin. „Er fühlt sich an einem Faden gebunden, den er noch meint abreißen zu können, und dadurch nur schärfer anzieht. Er kämpft wie ein Held und rühmt sich vor sich selber seiner Stärke, und ehe wir es uns versehen, schmachtet der mit dem Lorbeer der Selbstüberwindung gekrönte Held zu den Füßen seiner Erkornen. Seit acht Tagen

hat er es vermieden, hier mit Elisen zusammenzutreffen, und heute hatte er nur Auge und Ohr für sie, bis er dann am Abend trotzig in ein anderes Boot steigt, um sie am Ufer sehnsüchtig zu erwarten."

„Was Ihr nicht Alles bemerkt, Ihr klugen Frauen!" rief Hold. „Doch ich gebe Dir den Doctor hin; aber was hast Du denn in dieser Hinsicht von Elise erschaut?"

„Dieselbe Herzensstimmung," erwiederte die Pastorin zuversichtlich. „Früher pflegte Elise, wenn sie bei uns war, ganz unbefangen zu fragen: sollte der Doctor wohl kommen? seit einiger Zeit schweigt sie mäuschenstill, und man merkt es ihr doch an, daß sie eben so gut wie früher auf ihn wartet; und wenn er nun kommt, hört sie ihn lieber allein reden, als daß sie ihm, wie sonst, mit geläufiger Zunge keine Antwort schuldig bleibe."

„Aus denselben Gründen, die Du da für die Wahrscheinlichkeit einer Zuneigung aufstellst, könnte man auf eine Abneigung schließen," meinte Hold.

„Ich sage ja," vertheidigte sich die Pastorin, „Ihr seid nun einmal nicht zart genug besaitet, daß das leise Wehen der Liebe anklingen sollte, wenn Euch selbst nicht die Liebe höher stimmt. Aber horch nur! ich will Dich ein wenig einweihen. Elisen's Fröhlichkeit heute hatte nicht, wie die Herren Menschenkenner sich einbilden mögen, in dem Einfluß der freien Natur, in dem Beispiele der muntern Genossen, in dem Wunsche, nicht durch ihren Ernst Andern die Freude zu stören, allein ihren Grund; nein! es war der *Triumph*gesang eines jungfräulichen Herzens bei der auch

nur noch halbbewußten Bemerkung, einen Mann in Ketten zu führen. Es ist uns — ich rede in meinem Namen mit, denn auch ich war in Arkadien! — angeboren, uns eines solchen Sieges mächtiglich zu freuen. Angeboren ist es uns, denn ehe wir noch selbst recht von dem Siege wissen, ist die Siegesfreude schon da, und wir sind nie ausgelassener, übermüthiger, als in solcher Zeit. Werden wir uns unseres Sieges erst selber recht klar, dann ist die beste Freude vorüber; dann erwachen das mitleidige Herz und die scheue Verschämtheit; dann beginnt das Meiden und Suchen; dann gewinnt eine Falte im Kleide und ein Busenstreif Bedeutung, und der flüchtigste Blick wird zur nachdenklichsten Rede. Das Bewußtsein des Sieges ist für uns schon der Anfang der Sklaverei. Elise wird Sorendi bald ganz durchschauen, da sie wenigstens schon Einen Liebhaber gehabt hat, und hat man einmal ein solches Liebhaberwesen vor sich gesehen, dann erkennt man es gleich wieder, mag es sich nun Commandeur, Pastor oder Doctor nennen."

„Hat sie Dir von einer früheren Liebe Etwas vertraut?" fragte Hold verwundert.

„Keineswegs," war die Antwort seiner Frau; „aber ein Erröthen und Erbeben zur rechten Zeit reden deutlicher als Worte. Den Bruder der Frau von Martens hörte sie nicht erwähnen, ohne die unruhige Bewegung ihres Innern zu verrathen." Hold wollte noch immer seine Zweifel, besonders an eine Neigung von Seiten Elisen's, nicht fahren lassen, aber seine Gattin entgegnete ihm mit großer Zuversicht:

„Sei unbesorgt; Elise weiß vielleicht noch nicht so viel von ihrem eignen Herzen, als ich davon weiß, und Saxendi von seinem, aber frei ist sie nicht mehr.“

Gedankenvoll ging der Pastor in der Stube auf und ab, und seine Gattin sprach vor sich hin, während sie allerlei kleine Geschäfte besorgte, folgende Verse:

Wo am Meer die Winde kühlend
Um die heiße Wange weh'n,
Und die Wellen ruhig spielend
Auf und ab im Sande geh'n;

Wo im Herzen Ahnungsträume
Weckt der Nachtigallen Schlag,
Wenn den grünen Kranz der Bäume
Falb umsäumt der müde Tag;

Wo ich keine Menschen finde,
Einsam unter Blumen bin,
Achtlos sie zusammenbinde,
Deute der Verbund'nen Sinn;

Wo ich meine Augen senke
In des Mondes stille Pracht,
Und an Dies und Jenes denke,
Und nicht weiß, was ich gedacht:

Da, da bin ich gern und bliebe
Gerne bis der Morgen tagt.
Sind das Deine Zeichen, Liebe?
Liebe? Wer hat das gesagt?

Hold stand vor seiner Gattin still und sprach:

„So mag es denn Gott fügen, wie es für Beide das
Beste ist. Hat Er doch auch uns wunderbarlich zusammen-
geführt, als wir nicht mehr an ein solches Eheglück für uns
glaubten, wie es uns zu Theil geworden ist.“

Da sank sie in seine Arme, und sie umschlangen sich
im vollen Gefühle ihres Glückes mit inniger Liebe.

X.

Schon am folgenden Tage erhielt Elise folgende Zeilen von Sorendi:

„Mein Fräulein. Als ein Mann habe ich gekämpft mit meinem Herzen. Ich glaubte einer Leidenschaft nicht nachgeben zu dürfen, die meinen früheren Grundsätzen widerstreitet, und deren Enthüllung nur vielleicht dazu dienen kann, Ihnen eine trübe Stunde zu bereiten. Doch diese Spannung vermag ich nicht länger zu tragen. Lassen Sie mich es einmal aussprechen, um dann für immer zu verstummen: ich liebe Sie! — O, wenden Sie Ihre Blicke nicht zürnend von diesen Worten ab; wie ich sie geschrieben, bereue ich auch schon es gethan zu haben, und bin doch so schwach, dies Bekenntniß nicht vor Ihnen zurückzuhalten. Glauben Sie nicht, daß ich mir mit trügerischen Hoffnungen schmeichele; aber ich will den bittern Kelch ganz trinken, ich will das Urtheil, das über mich den Stab bricht, aus Ihrem Munde, dann wird es, indem es mir den Tod ankündigt, dennoch mich beseligen. Sorendi."

Mit tiefer Erschütterung las Elise diese leidenschaft-

liche Erklärung. Wohl war ihr eine Ahnung von Sorendi's Neigung nicht fremd geblieben, wohl sprach in ihrem eigenen Herzen eine Stimme für ihn; aber der entscheidende Augenblick ergriff sie mit einer unsäglichen Unruhe. Ihrer mütterlichen Freundin, der Frau von Martens, sich in dieser Angelegenheit ganz zu vertrauen und durch ihren Rath sich leiten zu lassen, davon hielt sie eine gegründete Scheu zurück. Sie hatte ja die Liebe des Bruders dieser ihrer Wohlthäterin nicht erwiedert, und damals ihre bestimmte Abneigung gegen jede eheliche Verbindung erklärt. Auch war die Ruhe in dem Charakter dieser Frau ganz anderer Art, als die, welche sich in dem stillen Wesen Elisen's aussprach; bei dieser mehr nur Beherrschung der noch immer lebendigen Gefühle, bei jener mehr eine Ruhe der Gefühle selbst. So sehr auch daher eine äußerliche Gleichheit sich fand, so groß war doch die innere Verschiedenheit, so daß Elise sich nie überwinden konnte, ihr ganzes Herz vor dieser von ihr so innig verehrten Frau aufzuschließen. Und durfte sie sich der Pastorin entdecken und Frau von Martens übergehen? Das ließ ihr Pflichtgefühl nicht zu. So blieb sie auf sich allein hingewiesen, und in der Unmöglichkeit schnell einen Entschluß zu fassen, schrieb sie an Sorendi folgendes Billet:

„Heute nicht, morgen nicht; in den nächsten Tagen will ich Ihnen Antwort geben. Sorendi, ich will Sie, ich will mich selber nicht täuschen, darum gönnen Sie mir einige Tage Zeit. Mich ängstigt Ihre Unruhe mehr, als meine eigene, aber ich kann Ihnen nicht eher antworten. Elise."

Der Doctor erschien an den folgenden Tagen so ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre, ja sein Scherz und Witz war lebendiger als je, und Elise würde, da sein Betragen gegen sie fast kalt und schroff zu nennen war, an ihm irre geworden sein, wenn nicht sein todtenbleiches Gesicht und ein öfteres Zucken um die Lippen, das zwischen Schmerz und Hohn schwankte, den innern Aufruhr verrathen hätte. Eine leichte Erkältung der Frau von Martens nöthigte ihn gerade in der Zeit zu mehren Besuchen; und Elise, die in seinem abstoßenden Benehmen gegen sie nur verhaltene und vielleicht gekränkte Leidenschaft sah, drückte ihm, als er am dritten Tage nach einem Besuche eben Abschied nehmen wollte, mit einem flehenden Blicke die Hand. Sorendi zuckte bei diesem Druck wie von einem Blitzstrahl getroffen zusammen, zog die Hand heftig zurück, schlug sich vor die Stirn, seufzte tief auf und stürmte hinweg. Elise, anfangs im höchsten Grade betroffen, konnte sich bei näherem Nachdenken nicht verhehlen, daß ein solches Betragen doch fast beleidigend sei und jedenfalls von einem großen Mangel an Selbstbeherrschung zeuge. Sie bedurfte ihrer ganzen Gutmüthigkeit, um den Doctor mit der Gewalt der Leidenschaft zu entschuldigen, fühlte aber zugleich, daß sie eine solche leidenschaftliche Liebe nie in gleichem Maße erwiedern könne.

So kam der, durch die Unpäßlichkeit der Frau von Martens verspätete, Abend der Zusammenkunft bei Holds herbei, wohin auch Sorendi geladen, den Elise mit der äußersten Spannung erwartete. Sie hatte ihm am Morgen dieses Tages mit der freundlichsten Miene zugeflüstert: „heut'

Abend!" — und — wie hatte Sorendi dies aufgenommen! Er erbebte sichtbarlich, seine Kniee drohten einzusinken; aber es war kein freudiger Schreck, den sie nach ihrer freundlichen Miene, die keine ungünstige Antwort auf seinen Antrag errathen ließ, hätte erwarten sollen; sondern diese nach dem ersten Auffahren erschlaffenden Züge seines Gesichtes, dies matte Insichversinken seiner ganzen Gestalt, dieser dumpfe Ton, mit welchem er das: „heut' Abend!" nachsprach, hätte ein ruhiger Beobachter eher auf ein willenloses, verzweiflungsvolles Hingeben in die Nothwendigkeit deuten können, und auch für Elise war es unerklärlich. Sie war auf's Tiefste verletzt und vermochte es kaum über sich, ihre Antwort zu schreiben, um sie ihm bei Holds heimlich zuzustellen. Ihr Brief wäre wohl entschiedener für ihn ausgefallen, hätte ihr sein Betragen in der letzten Zeit weniger Anstoß gegeben. Sie schrieb ihm Folgendes:

„Lesen Sie, überlegen Sie, Sorendi, diese Zeilen mit der Ruhe, welche Sie sich selber, welche Sie mir schuldig sind, die ich so innigen Antheil an Ihrem Wohl nehme. Ich muß Sie in meine Kindheit hineinführen, um Ihnen einen klaren Blick in meine jetzigen Gefühle zu eröffnen. Von Geburt eine Schottländerin, haben mich außerordentliche Schicksale zu der Frau von Martens geführt. Meine rechte Mutter habe ich nie gekannt, mein Leben war ihr Tod; mein Vater und meine Brüder liegen im Meere begraben. Bei der unstäten Lebensweise meines Vaters wurde ich in meinen Kinderjahren bald hier- bald dorthin auf kürzere oder längere Zeit gebracht. In dem Alter von 6—7 Jahren

war ich in einem Institute in Hamburg, und eine Kinderei, wenn sie es so nennen wollen, entschied da über die ganze Richtung meines Herzens und über das Geschick meines Lebens. Mit mir wurde in jenem Institut ein Knabe erzogen, der kaum ein Jahr älter war, als ich, und den ich nur Albert nannte, und über dessen Namen ich auch nie mehr erfahren habe. Wir beide schienen beim ersten Anblick nur noch für einander zu leben. Fremd einander entgegengeführt, war nach der ersten Viertelstunde schon ein Bund gegenseitiger Zuneigung geschlossen, der nie, so lange wir zusammenblieben, auch nur auf Augenblicke gestört wurde. Unsre kleinen Freuden und Leiden, unsere Spiele und Arbeiten waren nur gemeinschaftlich. Jedes Lob, jeder Lohn des Fleißes mußte auf Beide vertheilt werden, sonst nahmen wir Nichts an. Bestrafen konnte man uns nur zugleich, denn Jeder nahm immer die Schuld des Andern auf sich, oder wußte sich mit wahrer Schlauheit mit darin zu verflechten. Die andern Kinder waren für uns nicht da, wir sahen, hörten, liebten nur uns und konnten keine schönern Stunden haben, als die, welche wir Arm in Arm, die Köpfchen fest an einander gedrückt, bald leise flüsternd, bald still träumend auf einer einsamen Bank zubrachten. Unsre schon bejahrte Lehrerin schüttelte zuweilen den Kopf und meinte gegen ihre jüngere Gehülfin, daß eine solche Liebe für die Zukunft gefährlich werden könne. Diese lachte darüber und neckte uns mit dem beständigen Beinamen: Bräutigam und Braut. Wir verstanden freilich den Sinn dieser Wörter noch nicht, freuten uns aber doch in ihnen Ausdrücke gefunden zu haben,

mit denen wenigstens eine engere Verbindung bezeichnet werde, als die andern Kinder unter sich und wir zu den Andern hatten; daher wir uns diese Wörter wohl hundertmal an jedem Tage zuflüsterten. Viel trug es auch wohl dazu bei, uns so fest an einander zu ketten, daß alle Fremde sogleich auf dies liebende Kinderpaar aufmerksam gemacht wurden, und doch hat wohl Keiner Derjenigen, die damals über uns lächelten und uns scherzend ermahnten, einander immer treu zu bleiben, im Entferntesten daran gedacht, daß ein solches Verhältniß, das kaum anderthalb Jahr dauerte und mit einer Trennung endete, welche nur Ein Mal in unserm spätern Leben durch ein paar Stunden eines flüchtigen Wiedersehens unterbrochen wurde, einen so bleibenden Eindruck zurücklassen würde. Jene kurze Wiedervereinigung war in Kopenhagen. Mein Vater hatte meinen Bitten nachgegeben und mir erlaubt, ihn im Jahre 1807 auf einer Fahrt nach jener Residenz zu begleiten. Nachdem wir schon einige Zeit dort verweilt hatten, wurde ich einmal zu meiner großen Freude in eine Gesellschaft mitgeladen, fühlte mich aber als noch nicht sechszehnjähriges Mädchen, unkundig der Sprache und Sitten und von Allen übersehen, bald sehr verlegen, und wich fast gar nicht von meinem Platze am Fenster, aus dem ich sehnsuchtsvoll in die einsamen Gänge des Gartens hinausschaute. Endlich faßte ich mir ein Herz und bat meinen Vater, mir die Erlaubniß auszuwirken, zu den Bäumen und Blumen hinunterzugehen, die mich mehr anzogen, als die Gesellschaft der Menschen, unter denen ich kein Herz gefunden, das sich der Verlassenen theilnehmend

angenommen hätte. Die Frau vom Hause wandte sich an einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling, der am andern Ende des Zimmers stand, und nach seiner Kleidung dem damals wegen seiner jüngst bewiesenen Tapferkeit von Freunden und Feinden geehrten Studentencorps angehörte. Sie sprach einige Worte mit ihm, von denen ich nur: Englisch sprechen, und den Namen Albert verstand. Dieser Name durchbebte mich mit der tiefsten Erschütterung, und kaum vermochte ich ihm meinen Arm zu geben, als er, freundlich auf mich zukommend, mir seine Begleitung anbot. Verwirrt blieb aber auch er stehen, als mein Vater im Vorbeigehen zu ihm sagte: „Ich muß für meine Betty um Verzeihung bitten, daß sie der Gesellschaft Sie entzieht." „Betty?" stammelte er; „Albert!" sagte ich leise, und er zog mich schnell in den Garten hinab. Da noch zweifelnd vor mir stehend, fragte er mit unsicherer Stimme: Ist es keine Täuschung? Betty Warlington? und ich weiß nicht mehr, was ich ihm antwortete. Als ich wieder zur vollen Besinnung kam, saßen wir Arm in Arm auf einer Bank, wie damals in unserer Kinderzeit, und alle Freuden und Leiden jener harmlosen Tage wurden wieder heraufbeschworen. Nichts von der Gegenwart, nichts von der Zukunft wurde geredet. Die Erinnerung führte uns die kleinsten Züge aus jener unschuldigen Welt wieder vor, wir lachten und scherzten noch einmal wieder bei Allem, was uns damals erfreute; fühlten noch einmal wieder alle die Schmerzen, die uns damals so furchtbar dünkten; wir waren fröhlich und traurig, als wären wir nur um Einen Tag seitdem älter geworden.

Die Stunden flogen uns wie Minuten vorüber. Da kam die übrige Gesellschaft nach; wir mußten wieder fremd sein, und nur unsere Blicke sprachen noch. Plötzlich wurde mein Vater abgerufen. Einen Augenblick darauf kommt er wieder und hat eine Ordre, sogleich die Anker zu lichten. Wir scheiden; kaum ein letzter Blick ist uns vergönnt, und — nie haben wir uns wieder gesehen! Ja, wir haben uns kaum damals gesehen, denn indem unsre Gedanken und Gespräche sich in unsre Kindheit zurückverloren, bemerkte ich erst zu spät, daß ich mir Albert nur immer noch als den Knaben aus dem Institut vorstelle, und mir seine ausgebildeteren Züge ganz fremd geblieben seien. Ich sehe das feine Lächeln um Ihren Mund, indem Sie das Folgende lesen. Aber dennoch, Sorendi, muß ich Ihnen gestehen: in den wechselvollsten Fügungen meines Geschickes, an jedem Orte und in jedem Kreise ist dieser Albert meinem Herzen nahe geblieben; fast täglich ist der Wunsch in mir aufgestiegen, ihn eben so treu seiner Betty, wie ich ihm, irgendwo wiederzufinden. Die Hand eines Mannes, der mir das Leben rettete, des Bruders meiner mütterlichen Freundin, dem ich meine höchste Achtung nicht versagen konnte, habe ich ausgeschlagen, um jener kindischen, — ja, ich zwinge mich zu dem Ausdruck, — Grille wegen. Ach! ich hätte damals dankbar sein sollen; und ich konnte auch keine andere Entschuldigung vor mir selber auffinden, weil ich mir den rechten Grund meiner Abneigung gegen diese Ehe nicht klar machen durfte, um nicht zu tief vor meinem Gewissen zu erröthen, — als das in religiöser Hinsicht zerrissene Gemüth des Kriegers. Mit einer

unerwarteten Umwandlung desselben fiel diese Entschuldigung weg und ich würde der Dankbarkeit nachgegeben haben, wenn nicht sein Tod meinem Kampfe ein Ende gemacht hätte. Sorendi, verdammen Sie mich nicht! Auch jetzt wieder, da ein Mann mir seine Liebe bietet, für den ich, ich gestehe es frei, mehr fühle, als jemals für einen andern, steht das Bild des Knaben Albert mir so lebendig vor der Seele, daß ich, obwohl über mich selbst zürnend, nicht gleich zu einer klaren Entscheidung für Sie, für den sonst so viel spricht, kommen kann. Es ist dies eine thörichte Hoffnung, daß ich ihn noch einmal wiederfinde; ich würde ihn ja nicht kennen, wenn er mir begegnete, ich weiß ja seinen Familiennamen nicht, wenn ich denselben auch hörte. Er ist vielleicht längst todt, oder längst ein glücklicher Gatte, gedenkt seiner Betty nicht mehr! Nein, es ist nicht die Hoffnung auf einen Besitz, die mich sein Bild festhalten läßt. Ich habe bei einem späteren Aufenthalt in Hamburg nach ihm mit der ängstlichsten Sorgfalt geforscht, aber jene unglücklichen Zeiten im Jahre 1813 hatten jede Spur von dem Institut und dessen Vorsteherinnen vertilgt, und von unseren damaligen Mitschülerinnen erinnerte ich mich Keiner mehr, weil ich Keiner von ihnen meine Aufmerksamkeit zugewandt, allein nur lebend und webend für Albert. Auch in Kopenhagen war ich später noch einmal wieder mit Frau von Martens. Doch ich konnte in dieser Stadt, die ich damals nach dem Bombardement halb in Ruinen gesehen, jenes Haus nicht wieder auffinden, wo ich allein hätte mich nach ihm erkundigen können. Muß ich Ihnen also nicht lächerlich erscheinen,

wenn ich dennoch Sie bitte, mir Zeit zu lassen, das Bild Albert's allmälig mit dem Ihren zu vertauschen? Noch darf ich Ihnen mein Jawort nicht geben, das Sie doch eigentlich, ich fühle es, mit der vollsten Ueberzeugung, schon in meinem Herzen haben und doch wieder nicht haben um einer Thorheit willen. Ich habe in diesen Tagen mit dem heißesten Gebet vor Gott um Entschiedenheit gerungen, und Er wird sie mir geben; Er wird den kindischen Traum verscheuchen, und ich werde an Ihrer Brust erwachen. Verachten Sie mich nicht, daß ich auch nur einen Augenblick schwanken kann zwischen einem Phantom und Ihrem edlen Herzen; aber Ihre Elise ist schwach wie ein Kind. Doch halten Sie sich fest überzeugt, daß sie ganz die Ihrige sein wird, wenn sie sich einmal entschieden hat. Sorendi, nur nicht diese Brust voll schmerzlicher Unruhe, Sie ängstigen mich mit Ihrem leidenschaftlichen Wesen, das Ihr Benehmen oft so räthselhaft und darum für mich so erschütternd macht. Ich kann Sie nicht in einer so unglücklichen Stimmung sehen und möchte Sie lieber nie so gesehen haben. Hat denn der Glaube, der die Welt überwindet, Ihr Herz nicht angerührt, es stärker zu machen, als Sie es zeigen? Erwarten Sie Alles von mir; aber darf ich nicht auch von Ihnen erwarten, daß Sie gefaßter, als bisher, mir die Ruhe, der ich so sehr bedarf, um mich auf die neue Wendung meines Geschicks zu bereiten, nicht durch Ihre überreizte Gemüthsstimmung rauben? daß Sie mit mir vertrauend zu Dem aufblicken, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche und Alles leitet und füget nach Seinem heiligen Wohlgefallen? Könn-

ten Sie mir die Erfüllung meiner Bitte versprechen und Ihr Versprechen halten!

Ihre Elise."

Als Frau von Martens und Elise zu Holds kamen, war der Doctor noch nicht da, und Elise erbleichte, als die Pastorin zufällig erwähnte, daß er um Mittag auf ihre Einladung eine Entschuldigung gesandt, die ihr aus der Luft gegriffen zu sein schiene. „Nur um meines Knaben willen, der viel hustet," setzte sie halb im Scherz und halb schmollend hinzu, „habe ich eben wieder um seine hochgeneigte Gegenwart bitten lassen, sonst hätte ich mich nicht um ihn bemüht, wenn er sich so gesucht machen will." Nicht lange darauf kam Sorendi wirklich, aber man merkte ihm den Zwang an, mit welchem er sich bemühte, an dem Gespräch Antheil zu nehmen und sich aus dem dumpfen Hinbrüten herauszureißen, das ihn immer überwältigen wollte. Gegen Elise aber war sein Betragen so kalt abgemessen, und sein Bemühen, jede Annäherung zu vermeiden, so sichtlich, daß diese sich im höchsten Grade dadurch gekränkt fühlte. Er wußte ja doch, daß sie ihm diesen Abend ihre Antwort zustellen wollte; er mußte ja doch wissen, daß auch sie von der Wichtigkeit der entscheidenden Stunde tief ergriffen sei; es konnte ihm ja doch nach ihren Andeutungen nicht ganz unbemerkt geblieben sein, daß er keine ihm alle Hoffnung raubende Antwort zu erwarten habe, und trotz alles Diesen zeigte er sich nun so verschlossen, so wenig entgegenkommend, daß es ihr immer schwerer ward, ihn, wie früher, mit der

Macht seiner Leidenschaft zu entschuldigen. Ja, hätte sie dies auch wollen, mußte sie sich dann nicht sagen, daß ihr Lebensglück einem Manne anzuvertrauen, der so wenig Herrschaft über sich selbst habe, und der es vermöge, in seinem Benehmen alle Rücksichten zu vergessen, ein sehr gewagter Schritt sei? Oder, wenn vielleicht — mußte nicht der Abstand seines jetzigen Benehmens von den in seinem Briefe ausgesprochenen Gefühlen einen solchen Verdacht rechtfertigen, — er den gethanen Schritt bereute? Dieser Gedanke, den sie anfangs weit wegwarf, wurde ihr beinahe zur Gewißheit, als der Doctor aufstand, um sich zu entfernen, und nur, ohne mit einem Blick auf Elise zu achten, dem Wunsche der Frau von Martens nachgab, die ihn bat, die Vorlesung des Gedichtes anzuhören, das ihm Gelegenheit geben würde, ihren verstorbenen Bruder kennen zu lernen, und das sie als ein sehr werthes Erbtheil nur Denen mittheile, die sie als Freunde betrachte. Ohne unhöflich zu sein, durfte der Doctor nicht fortgehen, und daß er nur darum, nicht ihretwillen, nicht um ihre Antwort zu empfangen, blieb, empörte Elise auf's Aeußerste. Im Innern voll Bitterkeit und mit dem Vorwurf belastet, ihrer ersten Liebe nicht die reine Treue bewahrt zu haben, zwang sie sich gleichgültig zu sein, oder es wenigstens zu scheinen. Sie zerdrückte eine Thräne im Auge, und die Pastorin, die es bemerkte, sah sie verwundert an; Sorendt aber sah Nichts oder wollte Nichts sehen, er hatte ja den ganzen Abend noch keinen Blick für sie übrig gehabt, und bat auch jetzt, ohne aufzuschauen, mit den Andern Elise eifrig um die Vorlesung des Gedichtes, als

wolle er dadurch ihre Gedanken von der sie Beide betreffenden Angelegenheit abziehen. Hold's Bemerkung, daß, wer das Vorzulesende vorher kenne, weit besser es vortragen könne, als ein Anderer, machte er ganz zu seiner eigenen, und belegte sie mit vielen Gründen. Elise hätte laut aufweinen mögen über die Härte Sorendi's, mit der er alle ihre Gefühle verletzte. Unmöglich konnte sie jene Bitte erfüllen und entschuldigte sich mit Heiserkeit, welchen Vorwand auch ihre gebrochene Stimme nicht Lügen strafte. Hold übernahm daher die Vorlesung.

XI.

Der Zweifler in der Kirche.

Die Glocken verkünden den Tag des Herrn,
Es wallet die festliche Menge
Zum heiligen Dienste von nah und fern,
Und führet auch mich im Gedränge.
Nur willenlos folget mit scheuem Tritt
Der Fremdling der Wüste zum Hause der Frommen.
Schon längst ist die Binde dem Geiste genommen;
Der Wahn ist entschwunden, die Wahrheit mit.

Und beneiden muß die Ewig-Blinden,
Wer zu kühn erhob den Schlei'r des Lichts:
Während Nichts sie seh'n und Alles finden,
Sieht er Alles, ach! und findet Nichts.
Wohl dem Menschen, der auf trägen Bahnen
Sich der alten Weise treu ergiebt,
Das Vermächtniß längstzerstäubter Ahnen,
Wie der Krieger die verblichnen Fahnen,
Heilig hält, und danach glaubt und liebt.

Weg, kindische Thorheit! Den Herrn der Welt,
Ein Räthsel erschaffener Geister,
Umkreist das unendliche Sphärenzelt,
Unendlich ist selber der Meister.

Der Wurm aber blinzelt im Sonnenlicht,
Das wärmet ihn heute und brennet ihn morgen:
Da glaubt er an Liebe, da schafft er sich Sorgen,
Und träumt von Gewissen und setzt sich Pflicht.

Horch! der Orgel volle Töne tragen
Durch die Wölbung Feiermelodien.
Gleich Gebilden aus vergeßnen Tagen
Diese Töne mir vorüberziehn.
Wieg' noch einmal mich in deinen Frieden,
Sei noch einmal mir ein gastlich Dach,
Stiller Tempel, den ich lang' gemieden,
Rufe du dem aller Weisheit Müden
Noch einmal die alten Stimmen wach.

Den Knaben erhoben sie himmelwärts,
Das Auge in Thränen ihm brannte.
Hier war's, wo ich bebend mit Mund und Herz
Den christlichen Glauben bekannte.
Hier war's, wo ich schauernd das Mahl genoß,
Und über die gläubige, glühende Seele,
Als ob sich dem Staube die Gottheit vermähle,
Ein Strahl der Verklärung von Oben floß.

Und der Mann, der an der heil'gen Stätte
Alle mit zu seiner Höhe trug,
Himmelssaat in weiche Herzen säte,
Aus den Steinen Lebensfunken schlug:
Tritt nicht dort sein Schatten mir entgegen?
Beugt vor ihm sich wieder Knie und Haupt?
„Nur im Herrn ist Licht auf dunklen Wegen!"
Sprach er ernst, und hob die Hand zum Segen. —
Was hätt' ich ihm damals nicht geglaubt!

Das Leben mich rief, und das Weltgewühl
Lag offen dem schwärmenden Blicke.
Im Herzen der einzige Herr: Gefühl,
Zum Himmel die einzige Brücke.
Da lachte der Witz, und da schnob der Spott,
Da wollten die Weisen mich besser belehren;
Sie gaben mir Halme und nahmen die Aehren,
Sie gaben mir Räthsel und nahmen Gott.

Ach! du gleißest, ohne je zu laben,
Oede Weisheit; einen Augenblick
Gieb mir nur den Glaubenstraum des Knaben,
Gieb mein Herz, mein kindlich Herz zurück!
Rings um mich ist jeder Blick gehoben,
Ich allein seh zweifelnd hin und her;
Habe Nichts hienieden, Nichts dort oben.
Alle Stimmen ihren Vater loben,
Ich allein hab' keinen Vater mehr!

Es schweigt der Gesang und es tönt das Wort
Allein durch die heilige Stille.
Es kommt aus dem Herzen und wandelt fort,
Daß gläubige Herzen es fülle.
Mir rauscht es vorüber bald fremd, bald klar,
Wie Schatten und Dämmrung sich einen und streiten,
Wie Bilder und Sagen von besseren Zeiten;
Und dennoch ergreift es mich wunderbar.

Warum horch ich denn mit Wohlgefallen
Dieser frommen Ammensprache nach?
Bin ein Andrer ich in diesen Hallen?
Wohnt ein Zauber unterm Tempeldach?

Kann er nicht sein ödes Reich behüten,
Schweigt der Zweifel, sonst so laut und kühn?
Läßt er, seine Schmerzen zu vergüten,
Noch einmal die hingesengten Blüthen
Aus der Lava kaltem Schooß erblühn?

Ich suche den Spott, der so oft gewann,
Des Stolzes Empörung vergebens.
Es wehet die Wehmuth ermattend an
Das Mark mir des innersten Lebens.
Was zuckt durch die Brust mir? Was schlägt das Herz?
Was schauert und kreist durch die bebenden Glieder?
Es quillet herauf und in Thränen hernieder;
Es labet wie Freude, es glüht wie Schmerz.

Strömet Zähren, löset alle Bande!
Ström' mein Leben mit den Zähren hin!
An des sichern Sturzes schmalem Rande
Möcht ich still vergessen, wo ich bin!
Könnt ich aus der ew'gen Lethe trinken,
Eh mein Geist auf Erden neu erwacht,
Eh des Traumes goldne Schwingen sinken,
Eh Gedanken, die zurück mich winken,
Wiederkehren aus des Abgrunds Nacht.

Es fesselt das Wort mich, und trifft ein Schwert
Den Träumer mit Wunde auf Wunde.
Es forschet und fraget, und unbelehrt
Giebt mir von mir selber es Kunde.
Was rufst du so keck mein Geheimniß wach,
Und wendest so herrisch die innersten Falten?
Willst du die Gerichte, die letzten, verwalten?
Eh ich dir noch beichtend das Siegel brach?

Wohl, ich weiß es, meine Seele glühte
Oft von sündigem Gelüst entbrannt;
Doch des Glaubens Licht, der Unschuld Blüthe,
Eint sie ein nothwendig Zwillingsband?
Darf der Reine nur dem Ewigreinen
Nahe sein im gläubigen Gemüth?
O, dann laß mich gehn und laß mich weinen;
Nein, dann such Er droben sich die Seinen,
Diese Erde ist nicht sein Gebiet.

„Ja, heilig ist Gott, seid auch heilig ihr!
„Wer hat dem Gesetz und Gewissen
„Den Pfeil, den verwundenden, für und für,
„Dies eherne Wort je entrissen?
„Die Hölle, sie hört es, und kriecht hinab!
„Die Seraphim hören's, verstummen und zittern!
„Und Sinai donnert's in Rachegewittern
„Dem Pilger auf Erden und sprengt sein Grab!"

Kommt aus Staubesbrust die freche Rede:
„Heilig ist und heilig richtet Gott!"
Ruft der Wurm den Rächer auf zur Fehde
Mit des Wahnsinns schauerlichem Spott?
Aus der Nacht, wo er vergessen modert,
Trotzt er noch auf den verheißnen Tag;
Sieht die Flamme nicht, die niederlodert,
Die er selbst sich zur Verdammniß fodert,
Wenn er, — nein, er lüget! — Wahrheit sprach.

Warum denn dies Zittern? Ergreift mich nicht
Das: Heilig! mit marternden Schrecken? —
O selige Zweifel, die solches Licht
Mit träumender Dämmerung decken!

Es zeigt mir den Spiegel mit kaltem Hohn;
Ich wende hinweg mich mit tödtlichem Grauen,
Und muß dennoch wieder und wieder mich schauen; —
Der Richter ist nahe! Er richtet schon!

Einen Tropfen auf die heißen Wunden!
Einen Blick, der nicht verzehrend trifft!
Einen Schatten frührer blinder Stunden!
Einen Wahn ohn' der Erkenntniß Gift!
Rings um mich die weite Wasserwüste,
Unter mir ein unergründlich Meer,
Und kein Stern, der freundlich niedergrüßte:
Hier nur Schrecken, ach! und dort die Küste,
Feindlicher noch droht sie zu mir her.

Doch wer ist der Schuld'ge? Wer hat die Brust
Durchsäuert mit sündlichen Trieben?
Wer lehrt mich zu hassen, was Seine Lust,
Und, was Er verbietet, zu lieben?
Darf Engel Er fordern, der Menschen nur
Erschuf aus dem niedern begehrlichen Staube?
Darf zürnen der Winzer, wenn treulich die Traube
Bewahrt des ursprünglichen Stamms Natur?

Frage, die mir keine Weisen lösen,
Die gerecht den Staubgebornen wägt!
Mein ist nicht die finstre Saat des Bösen;
Schuldig nicht das Feld, das Unkraut trägt.
Ha! ich klammre mich an diese Frage,
Werf' sie trotzig vor des Richters Spruch,
Und — und dennoch steigt die feile Wage;
„Tag des Zornes!" stöhnt die Schreckensklage,
Und: „zu leicht erfunden!" tönt der Fluch.

„Entweihter," so hör ich ihn donnern, „sprich!
„Hat Gott dich nicht liebend geladen?
„Mit Bitten und Dräuen so väterlich
„Dir folgend auf wechselnden Pfaden.
„Was hast du mit heiligem Ernst gewollt,
„Und durftest nicht frei auch das Heilige wählen?
„Wann fehlte die Kraft dir, im Kampf dich zu stählen?
„Wenn dir nicht gefallen der Sünden Sold?"

Triff, Verderber, triff mit deinen Pfeilen!
Rechten mag ich länger nicht mit dir,
Willst du schonend fristen, willst du eilen,
Mir ist's gleich; dein bin ich dort und hier!
Was ich fehle, kannst du nicht vergessen;
Hinter mir liegt ein verlorner Tag,
Und auch vor mir; wer darf sich ermessen,
Aus der Traube lautern Wein zu pressen,
Die zertreten schon im Staube lag?

Ach, daß nicht den Säugling der Tod entrafft,
Ihn liebend der Mutter genommen,
Eh noch ihm die Flamme der Leidenschaft
Ein dämmernder Funke entglommen.
O Mutter, was sollte mir dein Gebet?
Dein glühender Dank dem Erhalter des Lebens?
Nun flehest du droben noch heißer. — Vergebens!
Der Himmel hohnlächelt: „zu spät! zu spät!"

„Freude ist im Himmel über einen
Sünder, welcher reuig Buße thut!" —
Ha! was mögen diese Worte meinen?
Sucht ein Herz ihr, wo kein wallend Blut?

Dort ein Herz, wo nie ein Kampf begonnen,
Wo der Sieg in ew'ger Ruhe wohnt,
Wo Versuchung nie ihr Netz gesponnen,
Wo erhaben über Leid und Wonnen,
Sich nur gleich ein heil'ger Wille thront?

„Mit Banden des Bluts, mit des Todes Pein
„Verbunden mit dem niederen Staube,
„Mit Dornen gekrönt, in der Angst allein,
„Der irdischen Schwachheit zum Raube:
„So sehn wir den Heiland, und sehn in ihm
„Den Himmel mitstreiten die Kämpfe der Erde.
„Er fühlte, er trug unsre Last und Beschwerde;
„Er richtet nun Menschen, nicht Seraphim!

„Wort und Wandel mahnen, göttlich beide,
„Ernst und streng an der Vollendung Ziel.
„Kreuz und Tod im menschlich schweren Leide
„Oeffnen uns ein sühnendes Asyl.
„Ew'ge Liebe, wer kann dich ergründen!
„Stets dieselbe und doch Nein und Ja.
„Dein Gericht muß uns den Fluch verkünden;
„Deine Gnade heilet unsre Sünden;
„Eins sind Sinai und Golgatha!“

O selige Lehre, o Gotteswort!
Wie lechzet das Herz dir entgegen;
Es ahnet im Sturme den sichern Port,
Den Morgen auf nächtigen Wegen.
Geheimniß des Glaubens, verborgne Saat,
Erschlössest dem schmerzlichsten Ringen der Buße
Den heiligen Kelch du mit freundlichem Gruße,
Auch mir würd' das Wort der Verheißung That.

Wenn des Morgens erste Strahlen glühen,
Rufen sie der Blume Sehnsucht wach,
Und den Kelch der Stillbeglückten ziehen
Liebend sie auf ihren Bahnen nach;
So erblüht die schöne Sonnenwende
In des Lichtes vollstem Mittagsschein.
Mir, wohin ich meine Blicke sende,
Naht kein Strahl, der meine Zweifel ende.
Ach! wer will mir Licht und Führer sein!

„Es wandelt auf Erden der Geist des Herrn
„Und sucht eine Heimath im Staube;
„Er höret den Seufzer und hört ihn gern,
„Läßt nicht ihn den Lüften zum Raube.
„Nie kehrt solche Bitte dir leer zurück;
„Am Herzen des Vaters, da ist ihre Stätte.
„Es öffnen den Himmel der Sehnsucht Gebete;
„Er leiht ihr den siegenden Seraphsblick.

„Lerne kühn dem Lichte dich vertrauen,
„Das vom Quell des Lichtes niedertagt!
„Niemand kann der Gottheit Tiefen schauen,
„Der, von ihr geführt zu sein, nicht wagt.
„Jener Weisheit, die das Irdisch-Klare
„Nur verträgt, wo doch nicht ihr Geschlecht,
„Wird die Himmelsleiter Todtenbahre,
„Nur in Wundern spricht der Wunderbare,
„Fordert Glauben als ein göttlich Recht.

„Und was in der Sehnsucht der kühnsten Brust
„Nie Traum nur war flüchtig zerronnen;
„Was nie in von Wehmuth durchschau'rter Lust
„Die reuigste Thräne gewonnen:

„Gericht und Sühne in Gott gesellt,
„Das ahnt kein Prophet auch im glühendsten Schauen;
„D e r Gott muß sich selber den Altar erbauen,
„Ihm selber nur glaubt die versöhnte Welt." — —

Dich erkenn' ich mit den Todeswunden,
Dich, der ew'gen Liebe Wort und That!
Hast du auch zu mir zurückgefunden
Mitleidsvoll den Auferstehungspfad?
Meiner Seele tiefste Saiten beben,
Mich umsäuselt's Engelsstimmen gleich,
Gottes Odem weht, und niederschweben
Edens Blüthen: Friede, Licht und Leben:
„Herr, ich glaube! Nimm mich in Dein Reich!" — —

O Heil mir! vorüber der schwere Streit,
Das Licht aus den Nächten geschieden!
Die Brust mir so frei, und das Herz so weit,
Stillathmend im seligen Frieden.
Wie dank ich Dir, Gott, nun auch Vater mir?
Gelübde nur hab ich, ich habe nur Thränen!
Fortan all' mein Denken, mein Wollen und Sehnen,
Mein Leben und Sterben nur Dir, nur Dir! — —

Treuer Hirte, dir so weit verloren,
Führtest du mich heim zu deiner Schaar.
Wohl empfind ich's, daß ich neu geboren,
Nie begreif ich's, daß es anders war.
Der Gemeinde liebend zugewendet,
Blick ich halb noch blöde um mich her!
Doch der Segen, den der Altar spendet,
Und das Amen, das die Feier endet,
Grüßt auch mich und keinen Fremdling mehr.

XII.

Kaum hatte Hold geschlossen, als Sorendi sich
nter dem Vorwande eines Krankenbesuchs der Gesellschaft
ıtzog, und nur mit einem ganz flüchtigen Gruß der tief-
:kränkten Elise bewies, daß er sie nicht völlig übersehen.
rau von Martens und Hold sprachen über das vorge-
sene Gedicht.

„Wir haben selten Gelegenheit," sagte dieser, „von
ner bestimmten Frucht unserer Predigt zu hören. Der
schullehrer mag abfragen, was gelernt ist, der Arzt sieht,
ıß die Gesundheit zurückkehrt auf die bleichen Wangen, der
ırist hat das Urtheil in Händen, das seinem Klienten Recht
:ingt; wir aber streuen den Samen aus in die verborgene
stätte des Herzens und erfahren nicht, ob er einen frucht-
ıren Boden gefunden habe. Ja, oft da, wo wir meinen,
n ganz unnütz ausgeworfen zu haben, keimt er gerade am
ıllsten und entwickelt sich zur schönsten Blüthe; wir aber
hen ihren Glanz nicht, spüren nicht ihren Duft und trauern
ɔer vergebliche Aussaat. Viel trägt auch besonders die
oeste unserer Tage zu dem geringen Einfluß des göttlichen

Wortes bei. Sie schmückt unsre Schwachheiten und Untugenden mit dem blendendsten Glanze und zeigt sie uns in dem vollsten Zauber der Verklärung, wie ihn nur die Erde zu geben vermag. Hätten die Meisten unserer großen Dichter, wie einige Wenige es thaten, dem Himmlischen zu seinem eigenthümlichen Reiz auch den irdischen gegeben, wir würden sie als die wirksamsten Beförderer des Reichs Gottes auf Erden anerkennen müssen, während jetzt ihr bedeutender Einfluß auf die empfänglichen Gemüther nur hindernd hervortritt. Sie haben die Finsterniß mehr geliebt, denn das Licht. Unsre Liebe zum Schönen drängt uns zu ihnen hin, aber indem wir ihnen unser Herz öffnen, muß sich dasselbe gewöhnen, jeder Nahrung durch den Geist Gottes zu entbehren. Durch unsre schönsten Poesien werden wir in eine Welt versetzt, deren Grund und Boden völlig unfruchtbar ist für die Saat dieses Geistes. Wir treten nur zu oft, wenn wir unsern bessern Dichtern nahen, in ein fremdes Heiligthum, das, wenn es auch mit allem Reiz geschmückt ist, unser Gefühl für sich einzunehmen, doch uns kein Bild des Gottes zeigt, den wir verehren, sondern nur Götzenbilder, die eben erst allein durch jenen Reiz Etwas für uns werden; sie würden ohne die harmonische Form, ohne die Melodie der Sprache, ohne dies ihnen geliehene Leben uns nur in einer traurigen Blöße mit allen Spuren ihrer innern Nichtigkeit erscheinen. Diese trunkene Vergötterung der irdischen Liebe, wodurch meistentheils nur der gekränkten Eitelkeit oder einer verfeinerten Sinnlichkeit Opfer dargebracht werden; diese, wirkliche oder nur angekünstelte, weichmüthige

Sehnsucht, die in eitel Thränen fließt, in welchen kein Stern von Oben sich spiegelt; diese frech mit Himmel und Hölle scherzende Verzweiflung, die so oft auch nur eine gemachte ist, und in aller Behaglichkeit auf die Recension sich freut, die von dem zerrissenen Gemüth des Sängers reden muß; diese glühende und sprühende Thatkraft, der die Welt zu klein ist, um sich dafür zu erheben, während im wirklichen Leben der Dichtergenius die Trägheit entschuldigen soll, die abhält, einen ehrlichen Erwerb zu suchen; diese übermenschliche Tugend, diese Entsagungs- und Entbehrungs-Begeisterung, die oft sich mit allen Schwächen der Eitelkeit, des Eigennutzes und des Weltdienstes verträgt: Alles dies hat unsre Poesie dem Reiche Gottes und der Wahrheit entfremdet. Mögen auch solche Darstellungen, als Darstellungen der Träume und Verkehrtheiten des menschlichen Herzens, der dichterischen Auffassung mit Recht vorliegen: so müßte doch die Stimmung, die sie voraussetzen, sich keiner vorzüglichen Liebhaberei erfreuen, und der Dichter sollte nur bemitleidungswerth erscheinen, der an sie allein seine Gaben vergeudet. Das Bild, das der Herr in anderer Anwendung gebraucht, trifft auch vielfach unsre Poesie: „sie ist ein übertünchtes Grab, das auswendig scheinet, inwendig aber Moder und Verwesung ist."

„Ja!" sagte Frau von Martens, „es ist mir oft recht leid gewesen, daß Dichter, die ich gern las, vor mir eine Blüthenflur ausbreiteten, die durch Glanz und Duft sich in alle meine Sinne einschmeichelte, und ich mir doch sagen mußte, daß dieser Glanz ein verblendender, dieser Duft ein

betäubender sei, und Nichts davon als Eigenthum an- und aufgenommen werden dürfte, sollte Sinn und Wandel nicht dem wahren Leben entfremdet werden."

„Sollten wir," bemerkte Hold, „uns ganz frei halten können von dem allmäligen Einfluß solcher gern gelesenen Gedichte auf unser Denken und Wollen? Sollten wenigstens nicht die Herzen empfänglicher werden für den Geist Gottes, wenn auch unsre Dichtkunst öfter in ihren schönsten Blüthen dem Einen diente, was Noth thut?" —

Die Pastorin, der Sorendi's wunderliches Benehmen gegen Elise nicht entgangen war, und die theilnehmend diese beobachtete, sah an der wechselnden Gesichtsfarbe derselben, an dem Beben der Lippen und an den nach des Doctors Entfernung immer unaufhaltsamer hervorquellenden Thränen, wie schmerzlich bewegt die Arme war. Sie reichte ihr die Hand und führte sie, ohne daß Frau von Martens und Hold, die sich in ihr Gespräch vertieften, darauf achteten, in ein anderes Zimmer. Hier warf sich Elise, überwältigt von ihrem Gefühl, an die Brust der Freundin und entdeckte derselben ihre ganze Lage. Sie erzählte ihr von Sorendi's Brief, zeigte ihr das Antwortschreiben, das sie ihm heute hatte zustellen wollen, und erbat sich ihren Rath und ihren Trost. Die Pastorin, welcher Verschlossenheit gänzlich fremd war, der es Mühe kostete, ihre Gedanken und Gefühle zurückzuhalten, wo es die Klugheit nicht als durchaus nothwendig rieth, war überrascht, bei Elise eine solche Tiefe der Empfindung wahrzunehmen, wie sie ihr diese bei ihrem ruhigen Wesen nie zugetraut hatte. Sie

sah ein, daß hier mit Besonnenheit, aber auch mit Offenheit gehandelt werden müsse. Sie schalt Sorendi's Betragen unmännlich, glaubte aber Elise versichern zu können, daß sie nicht im Geringsten an seiner Liebe zweifeln dürfe. Es sei nur eine vorübergehende Laune, zum Theil hervorgegangen aus der Sucht, anders zu sein, als andere Leute, zum Theil aus der Scheu davor, sich nun glücklich wissen zu müssen, nachdem er so lange sich eingebildet, unglücklich zu sein. „Ein Anderes aber," setzte die Pastorin ernster hinzu, „ist es mit Ihrem Glücke. Sie wagen Viel, wenn Sie seine Gattin werden. Wird er je zu jener heitern Ruhe des Gemüths kommen, die der Ehestand fordert zu seinem Frieden? Wird er offen und aufrichtig sich ganz hingeben, und die Gewohnheit lassen, mit seinem Innern Versteck zu spielen? So sehr ich Sorendi in vieler Hinsicht achten muß, möchte ich ihn doch in vieler Hinsicht ganz anders wissen, ehe ich ihn meiner Freundin zum Gatten wünschen sollte. Doch weiß ich auch von der andern Seite wieder, welche Macht der Umwandlung eine liebende Gattin auf das Gemüth des Mannes ausübt. Aber solche Macht hat nur die volle Liebe, die Alles trägt und Alles duldet und durch immer neue Opfer den Sieg gewinnt. Hat Sorendi Ihr ganzes Herz, dann werden auch Sie ihn ganz haben, und seine rauhen Ecken werden sich glätten, sein wirres Gemüth sich auflösen zu einem schönen Gleichmaaß. Zweifeln Sie aber auch nur im Geringsten daran, ob Sie für ihn eine solche Liebe empfinden, dann wagen Sie sich nicht in den Kampf mit seinen Eigenheiten. Der Versuch möchte

Ihnen das Glück Ihres Lebens, den Frieden Ihrer Seele kosten."

„Ach!" seufzte Elise, „ich weiß nicht mehr, was ich thun oder lassen soll. Wäre seine jetzige Kälte auch nur wieder ein grausames Spiel, das er mit sich selber treibt, müßte ich erwarten, daß mein Rücktritt ihn nur noch tiefer mit dem Leben entzweite, — ich könnte ihn nicht lassen!"

„Sind Sie gewiß," fragte die Pastorin weiter, „daß Ihr Herz dann seine Ruhe finden wird, wenn das Verhältniß mit Sorendi sich auflöste, ohne daß seiner Zerfallenheit mit der Welt neue Nahrung gegeben würde?"

„Mein Herz," erwiederte Elise, „hat schon zu lange allen Anspruch auf das Glück dieser Welt durch Liebe aufgegeben, als daß es nicht auch aus dieser Prüfung wieder in seinen entsagenden Frieden zurückkehren sollte. Mir ist ja auch der Trost aus der Höhe gewiß, und ich werde nicht leiden, sobald ich weiß, daß Sorendi nicht durch mich unglücklicher ist, als zuvor. Wird er aber dies glauben? Wird er nicht meinen, mich zu tief verletzt zu haben, als daß ich je wieder mit Ruhe an ihn denken könnte? Und läßt es sich nach seinem leidenschaftlichen Schreiben erwarten, daß es ihm sobald gelingen werde, jede Spur dieser Aufwallung zu vertilgen?"

„Ueberlassen Sie die Sache ganz mir," sagte die Pastorin nach einigem Besinnen. „Wir müssen den Schlüssel haben zu dem verzauberten Schlosse. Wir müssen klar sehen, wie wir mit Sorendi daran sind. Ich muß, ich will ihn *zwingen*, seine eigne Schande so aufrichtig zu beichten, daß

uns keine Falte seines Herzens verborgen bleibt. Seiner Offenheit komme dann unser Vertrauen entgegen."

„Aber mein Brief?" fragte Elise.

„Auch den lassen Sie mir," erwiederte die Pastorin. „Er wird, wenn es nach Sorendi's Geständnissen passend sein sollte, denselben zu zeigen, mehr als alle andere Vorstellungen ihn davon überzeugen, daß Sie nach dieser kleinen Störung Ihre heitere Ruhe bald wiedergewinnen. Sie haben nichts geschrieben, wovor Sie zu erröthen brauchten; und steht eines Menschen Ruhe und Glück auf dem Spiele, dann, liebe Elise, sollten wir doch wohl nicht mehr zurückhaltend sein? Dann ist Offenheit eine heilige Pflicht; dann dürfen wir uns nicht scheuen, Herz in Herz schauen zu lassen, so gern wir auch sonst unser Geheimniß uns selber bewahrt hätten. Aber Wahrheit um Wahrheit, Vertrauen für Vertrauen! Will Sorendi auch jetzt noch, da er fürchten muß, ein Herz zu brechen, den Geheimnißvollen fortspielen: dann mag er dahinfahren; er verdient es nicht, daß wir uns so viele Mühe geben, ihn vor einer neuen Ursache zum Unfrieden mit sich selber zu bewahren."

Elise hatte noch Mancherlei dagegen, aber die Pastorin war so voll freudiger Hoffnungen, mit ihrem geraden Sinne diesen Wirren ein Ende zu machen, daß sie alle Einwendungen lebhaft und vielleicht eben darum auch siegreich bekämpfte. Fast wider Willen überließ die Rathlose ihr endlich Alles und kehrte wenigstens etwas gefaßter in das Gesellschaftszimmer zurück, wo sie nun auch ihren Beitrag zu dem Gespräch geben mußte, das noch immer der Poesie galt.

Ganz besonders fühlte sie sich durch ein kleines Gedicht angesprochen, das Hold in Beziehung auf den wenigen Eingang, den Lieder von tieferer Bedeutung gewöhnlich finden, aus seinen eigenen dichterischen Versuchen vortrug:

Tief im Herzen wohnt die Liebe,
Doch zu eng ist ihr das Haus;
In die Welt in tausend Funken
Sprüht sie Gluth und Sehnen aus.

Und die Funken werden Blumen,
Reich an Duft, an Farben reich;
Nur verschieden an Gestaltung,
Doch in Sinn und Wesen gleich.

Nicht nach Ruhm und Gold zu geizen,
Blühen sie im weiten Raum;
Aus dem Herzen aufgesprossen,
Sucht ein heimisch Herz ihr Traum.

Schmeichelnd mit den klaren Blicken
Grüßen sie die laute Welt,
Und im Kelche Wehmuthsthränen
Athmen sie zum Sternenzelt.

All ihr Blühen, all ihr Duften
Kündet, was die Liebe will: —
Doch die Menschen sprechen: Verse!
Und die Engel schweigen still. —

Elise fand in dem Geschick der armen Kinder der ernsteren Muse eine Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Erdenloose, und es war ihr lieb, daß die Pastorin mit der Lebhaftigkeit, die ihr immer eigen war, wenn ihr Vertrauen zu

der Macht des Wahren, Rechten und Schönen angegriffen wurde, den Faden des Gesprächs aufnahm und gegen ihren Gatten bemerkte:

„Laß nur die lieblichen Veilchen im Verborgenen blühen und duften, und manches Herz wird sich stillheimlich ihnen zuwenden und sich an ihrem reinen Blau und ihrem duftenden Odem erfreuen. Wollen sie klagen, daß sie übersehen werden, dann haben sie schon aufgehört, Funken der wahren, himmlischen Liebe zu sein."

In solcher Unterhaltung flossen die Stunden dieses Abends hin.

XIII.

Am nächsten Tage ließ sich Sorendi weder bei Holds noch bei Frau von Martens blicken, sondern ritt vom Morgen bis zum Abend in Sturm und Regen bei seinen Kranken auf dem Lande umher. Die Pastorin, die es kaum erwarten konnte, mit ihm zu sprechen, sandte daher am darauf folgenden Tage, da er bis zur Dämmerung noch nicht gekommen war, zu ihm, indem sie ja auch wegen ihres kranken Kindes seinen Besuch verlangen konnte. Sorendi freute sich, daß es Sonnabend sei, denn nun wußte er den Pastor mit seiner Predigt und die Pastorin mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, so daß er weder ein Zusammentreffen mit Elise, gegen die, wie er wohl sich bewußt war, er so Vieles verschuldet, noch eine lange Unterhaltung mit der scharfblickenden Frau vom Hause zu fürchten hatte. Er kam, und nachdem er nach dem Kinde gesehen und baldige Besserung versprochen, wollte er sich schnell wieder entfernen. Da nahm die Pastorin ihn bei der Hand, führte ihn, ohne auf seine Entschuldigungen zu hören, in ein abgelegenes Zimmer, wies ihm schweigend seinen Platz auf dem Sopha an und

rückte ihren Stuhl vor ihn. Sorendi fügte sich zuletzt ohne weitere Gegenrede in diese Anordnungen, und sein böses Gewissen sagte ihm, daß es hier auf eine Strafpredigt abgesehen sei, gegen die er sich mit Geduld zu waffnen suchte. Wie er sich vertheidigen solle, war ihm auch deswegen nicht klar, da er nicht einmal wußte, wie weit die Pastorin mit der ganzen Angelegenheit vertraut wäre.

„Doctor," hob diese mit ernster Miene an, „Elise ist meine vertraute Freundin," —

„Und ich Ihr Freund, nicht wahr?" fiel der Doctor mit traulichen Schmeicheltönen ein.

„Wen ich Freund nennen soll," erwiederte noch ernster werdend die Pastorin, „den muß ich — achten können."

„Was wäre in meinem Wandel," fuhr Sorendi auf, „das mir Ihre Verachtung zuziehen könnte?"

„Meinen Sie etwa," sagte die Pastorin, „weil sie ein geschickter Arzt, ein uneigennütziger Bürgerfreund, und, wenn Sie es sein wollen, auch ein liebenswürdiger Gesellschafter sind, daß Sie darum schon in dem Urtheil des Weibes als vollgültig angenommen werden? Nein, wir verlangen etwas mehr, wir verlangen Wahrhaftigkeit und Redlichkeit in dem Umgange mit uns. Das flatterhafte Schmetterlingswesen mit dem schmeichelnden Lügenmund und der trügerischen Ergebenheit verachten wir im Grunde der Seele. Dulden wir es allenfalls am Theetisch hinter unserm Stuhl, so geschieht dies nur, weil nun einmal die Männer uns so selten werth halten, ihre Weisheit vor uns zu enthüllen, und uns fast nur mit solcher Narrentheidung bedienen.

Wollen aber Männer, die Geltung haben vor der Welt, oder die wohl gar in ihrer Idealität sich weit erhaben dünken über die andern Geschlechter der Sterblichen, wollen auch diese das Schmetterlingswesen hinter unserm Stuhl vom Theetische in den Ernst des Lebens übertragen, wollen Männer, von denen wir meinten, daß noch ein Kern unter der Schale sei, sich daran ergötzen, mit dem Frieden unseres Herzens, mit welchem uns erst das irdische Leben in seinem Morgenglanze aufgeht, Scherz zu treiben: dann müssen sie uns es auch erlauben, sie zu verachten! Bleiben sie ruhig sitzen, lieber Doctor, noch habe ich ja nicht gesagt, daß ich Sie mit unter dieses Urtheil begreife. Thäte ich das mit voller Ueberzeugung, dann würde ich gar nicht mit Ihnen reden, denn dann müßte ich ja voraussetzen, daß es Ihnen ganz gleich wäre, was ich von Ihnen denke, weil dem Manne, dem eines Mädchens Ruhe nicht heilig ist, es auch einerlei sein wird, was die Frauenwelt über ihn urtheilt. Er trotzt wohl gar noch auf seine Männergröße und hüllt sich in seinen „Stolz vor Königsthronen."

Sorendi saß schweigend da, aber es malte sich ein so tiefer Schmerz in allen seinen Zügen, daß die Pastorin mitleidig fürchtete, ihm zu Viel gesagt zu haben, und daher einlenkend hinzufügte:

„Es würde sehr anmaßend von mir sein, wenn ich glauben wollte, ein solches Zauberschloß, wie Ihre Brust ist, durchschaut zu haben. Was ich daher gesagt, können Sie nur in so weit auf sich beziehen, als es in Ihrem Betragen gegen Elise, das Sie allein nach seinen Gründen zu wür-

digen wissen, Bestätigung fände. Gewiß, Sorendi, es würde mir lieb sein, wenn ich mich ganz überzeugen könnte, daß es Ihnen nicht gleich sei, ob ein Herz über Sie bricht.“

„Sagen Sie Ihrer Freundin,“ rief der Doctor, „daß ich sie liebe und von Anfang an geliebt habe, daß ich nur in dem Verein mit ihr mein Erdenglück finden kann und mich bemühen werde, auch ihr Glück auf das Sicherste zu begründen.“

„Sind Sie nicht wieder auf einem falschen Wege, Doctor?“ entgegnete die Pastorin. „Was bieten Sie in diesem Augenblick? Ein halbes Herz! Das Mitleid soll eine Liebe, die dem Erlöschen nahe ist, zur Flamme wieder anfachen. Schließen Sie den Bund, streben Sie mit der größten Aufmerksamkeit für Ihre Gattin, suchen Sie mit der feinsten Gewandtheit den Schatten zu verdecken, der in Ihrem Herzen vor dem vollen Sonnenglanz der Liebe steht: es wird Alles vergebens sein! Wir haben einen viel zu scharfen Sinn für dergleichen. An leisen Zügen, für Männer unmerklich, erkennen wir jede noch so fein angelegte, noch so treu bewahrte Täuschung der Art. Kein Menschenherz vermag Alles zu geben, das nicht Alles hat. Dem Manne mag die Welt den Mangel an seines Weibes Liebe ersetzen, den er oft gar nicht einmal bemerkt, oder doch leicht vergißt in seinem Amt, in der Wissenschaft und Politik. Der Gattin Leben aber sinkt in sich zusammen, wie der Epheu sinkt, den der Stamm abstreifte, wenn sie sich nicht mehr gehoben und getragen fühlt durch ihres Mannes volle Liebe. Ihr ganzer Beruf dreht sich in engern oder weitern Kreisen immer nur

um den Einen Mittelpunkt. Ihre ganze Stellung in der Welt ist eine durch den Gatten vermittelte und bedingte, und wird ohne ihn schwankend und gehaltlos. Ihr ganzes Sein hat sie mit ihm vermählt, darum geht auch mit der Erkenntniß, daß die Gegenseitigkeit fehlt, der Kaltsinn des Mannes ganz auf sie über und wächst zum tiefen Widerwillen, weil ihr die Erde keinen Ersatz bieten kann für die Liebe, in der sie nur für ihn lebte. Sie thut vielleicht noch treu ihr Tagewerk fort, aber sie thut es seufzend, denn es ist ihr nun zur Bürde geworden, und unter dieser Bürde stirbt sie langsam dahin. Soll Ihre Liebe zu Elise nur der Kranz um den Altar Ihres Herzens sein, nicht die Flamme auf demselben: dann werden die Blüthen bald welk werden und sich verzehren in der Nähe des fremden Feuers, mag dies auch nur eine liebgewonnene Laune sein, der Sie nun schon so lange Ihr Lebensglück opfern. Also Sie treten zurück. Sie gestehen es ehrlich, daß eine augenblickliche Aufwallung Sie hinriß und Sie bei ernsterer Ueberlegung einsehen, daß Sie nicht die Liebe für Elise fühlen, welche die Gattin fordern muß."

„Was verlangen Sie?" erwiederte der Doctor. „Soll ich mich so bloßstellen? Ueberhaupt habe ich Ihnen ja gar nicht gesagt, daß ich Elise nicht liebe im vollen Sinne des Wortes."

„Also," bemerkte die Pastorin, „der liebe Stolz, der kein Versehen aufrichtig gestehen mag, kommt zuerst in Betracht. Hinterher fällt es Ihnen auch ein, daß von Liebe die Rede war. Die wahre Liebe hätte meine Bemerkungen ganz anders aufgenommen."

Der Doctor schien wieder beleidigt aufstehen zu wollen; die Pastorin aber sah ihn mit der freundlichsten Miene, die freilich ganz dem bewegten Zustande ihres Herzens widersprach, in die Augen, und sagte:

„Erzürnen Sie sich doch nicht über eine Frau, die es nicht versteht, aus ihrem Herzen ein Buch mit sieben Siegeln zu machen, die, wenn sie mit einem Manne spricht, der nicht zu den Alltagsmenschen gehört, nicht glaubt, ihre Worte überzuckern zu müssen." Scherzend fügte sie noch hinzu: „Sehen Sie diese Klingelschnur. Wenn Sie mir allein nicht Rede stehen wollen: so rufe ich meinen Mann zu Hülfe, und Sie kommen zwischen zwei Feuer. O nein, Doctor," fuhr sie weich werdend fort, „Sie dürfen nicht böse sein! Ich will Ihnen gern zugeben, daß es sich nicht für mich zieme, Sie so gleichsam in's Verhör zu nehmen, aber unterdrücken Sie nur für diese Stunde Ihre Empfindlichkeit. Bedenken Sie, daß ich Sie nur darauf aufmerksam machen will, zu welchem Urtheil ihr Betragen Anlaß geben könnte — ich fühle es, wie wenig meine Worte die rechten sind, wie das Weib nur Thränen hat, um Männerherzen aufzuthauen — bedenken Sie, daß hier die Rede davon ist, ob zwei gute Menschen glücklich oder unglücklich werden sollen."

„Ich glaube," sagte der Doctor halbleise, „daß ich Ihnen die Erklärung, die Sie wünschen, bereits gegeben habe."

„So kalt, so trocken, Sorendi," erwiederte die Pastorin mit schmerzlichbewegter Stimme, „entscheidet man nicht über Elisen's Geschick, und wer das kann! — Ach! — und mit diesem Seufzer brach eine lange zurückgehaltene

Thränenfluth aus ihren Augen, — ich stehe vor einer verschlossenen Pforte, und weiß nicht, wie ich anklopfen soll!"

„Aber, liebe Frau Pastorin, sagte Sorendi unruhig, „was wollen Sie denn noch von mir? Ich gebe mich ja ganz hin und unterwerfe mich allen Ihren Anordnungen." Die Pastorin bedurfte einer ziemlichen Pause, ehe sie hierauf zu entgegnen vermochte:

„Wir verstehen uns noch nicht, noch gar nicht, sobald Sie von Hingeben, von Anordnungen reden. Ich will ja nur Eins: Offenheit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, wie Sie es nennen wollen. Ich will nur mit klaren, deutlichen Worten von Ihnen wissen, ob Ihr letztes Betragen gegen Elise und Ihre heutigen Aeußerungen, die gleiche Kälte verrathen, Wahrheit sind, oder die Frucht einer vorübergehenden bösen Laune. Ich will wissen, ob der Zwiespalt Ihres Gemüthes der Art und aus solchen Ursachen hervorgegangen ist, daß eine Gattin hoffen darf, es werde der milde Geist des Friedens künftig in Ihrer Brust eine dauernde Stätte finden. Wie Sie jetzt noch sind, machen Sie keine Gattin glücklich, und ich möchte meine gute, fromme Elise nicht gern unglücklich sehen und möchte, glauben Sie es mir, Sorendi, Sie nicht gern als einen Mann kennen, der seine Gattin unglücklich macht."

Sorendi antwortete nicht; und die Pastorin sagte zuletzt in höchster Aufregung:

„Haben Sie denn kein Mitleid mit der Frau, die so klar sieht, daß mit ein paar aufrichtigen Worten alles Wirren gelöst ist, und der diese paar Worte hartnäckig geweigert

werden, obwohl durch solchen Eigensinn mit zwei Herzen ein für ihren Frieden so gefährliches Spiel getrieben wird?"

Aber noch immer saß der Doctor stumm und in sich gekehrt da; die Pastorin stillweinend vor ihm. Sie fürchtete, trotz Elisen's Versicherung, daß diese nicht so leicht die Kränkung tragen würde, welche ihr Sorendi's Zurücktreten bereiten mußte, und sie sah auch kein Heil in der Verbindung mit ihm. Sie wußte daher selbst nicht, wie sie wünschen sollte, den Knoten gelöst zu sehen. Endlich erhob der Doctor sich aus seinem Hinbrüten, faßte die Pastorin bei der Hand, blickte sie fest an und fragte:

„Wollen Sie gegen mich über Elise eben so aufrichtig sein, wie ich es jetzt über mich gegen Sie sein will? Wollen Sie mir Nichts verhehlen, was Sie von ihren Gefühlen für oder wider mich wissen?"

„Ja, Sorendi," antwortete die Pastorin erfreut. „Wahrheit gegen Wahrheit! Auch die gutgemeinteste Heimlichkeit hat mehr Weh auf Erden gebracht, als die bitterste Offenheit. Was ich mündlich und schriftlich von Elise habe, das soll Ihnen ohne Rückhalt mitgetheilt werden, wenn ich gewiß bin, daß Sie ganz offen gegen mich sind."

„Schriftlich?" fragte Sorendi mit großer Spannung. „Eine Antwort von ihr an mich? O lassen Sie sehen!"

„Wahrheit gegen Wahrheit, habe ich Ihnen gesagt," erwiederte die Pastorin, „aber der Mann muß vorangehen. Es muß viel geboten werden, ehe die Jungfrau die Scheu überwindet, mit der sie das Heiligthum ihrer Brust bewahrt. Die Frauen sind gewohnt, ihr ganzes Leben mehr im Ver-

borgenen zu haben, während der Mann auf den offnen Markt des Lebens tritt und sich Allen zur Schau stellt. Mangel an Offenheit ist bei ihm in den meisten Fällen ein Fehler; bei uns dagegen ist die Scheu, unser Herz vielen Blicken zu öffnen, Pflegerin unserer schönsten Tugenden. Gern kommen wir dem Manne mit Vertrauen entgegen, gehen ihm aber nicht gern darin voran. Also ich erwarte von Ihnen zuerst das Siegel gelöst.

„Es sei!“ sprach endlich Sorendi. „Ihre Aeußerungen in dieser Stunde geben mir Hoffnung, daß Sie mir eine gütige Richterin sein werden. — Eine frühe unglückliche Liebe lebt, obwohl seit langen Jahren hoffnungslos, in meiner Brust.“

Die Pastorin konnte es sich nicht versagen, ihm zu bemerken, daß sie das schon längst geahnt habe.

„Doch konnten Sie schwerlich ahnen,“ fuhr Sorendi fort, „wie tief, wie mächtig diese Liebe in meiner Brust herrschte, wie sie meines Lebens Leben geworden, wie mein ganzes Sein und Wesen in ihr aufgegangen. Sie war meine andere, meine einzige Natur, also, daß ich mich ohne sie nicht denken konnte. Ich war nur Ich durch diese blutende Gestalt meiner Seele; wäre die Wunde geheilt, dann hätte ich mich selber verloren, wäre mir ein Fremdling geworden. Nie ward daher auch ein Wunsch rege, das Gedächtniß jener Liebe aus meinem Herzen zu tilgen, denn dies Gedächtniß war ja mit mir Eins, und ich konnte nicht gegen mich selbst einen Vertilgungskampf versuchen wollen. Da erschien Elise. Sie wissen, was mich zu ihr hinziehen

mußte. Aber weniger war es die Tiefe ihrer Bildung, die Uebereinstimmung in unsern ästhetischen Urtheilen; vielmehr gerade das, was mich hätte ihr entfremden sollen, weil es meiner Art zu sein völlig widersprach, diese Ruhe ihres ganzen Wesens, diese Scheu vor der Welt, diese Selbstgenügsamkeit ihres Charakters: das war es, was ihr für mich den unwiderstehlichen Reiz gab. Es schien mir, als wären wir bei aller Verschiedenheit doch im Grunde Dieselben, nur daß sie einen friedlicheren Weg eingeschlagen, das stille Heiligthum ihres innersten Lebens vor der Welt zu schirmen. Wir waren Beide anders, als wir dem Blicke gewöhnlicher Menschen erschienen, waren Beide nicht heimathlich in dem Thun und Treiben, das die Welt von uns forderte, mußten Beide unser äußeres Leben nur als ein Gewand, nicht als unser eigentliches Sein betrachten. Zugleich aber sah ich Elise bei Ihnen im häuslichen Kreise so mütterlich walten und in der Mitte der Kinder so kindlich selber; war öfter als zuvor, durch unsre gemeinschaftliche Bekanntschaft mit den Fremden, ein Zeuge des häuslichen Glücks, mit dem die Ehe Ihnen und Ihrem Gatten die Erdentage verschönt: so ward der Wunsch in mir immer reger, auch für mich, und zwar durch Elise, einen solchen Himmel auf Erden zu begründen. Vor dieser neuen Sehnsucht fing das Bild aus meiner Jugend an zurückzutreten; aber nicht ohne die heftigsten Gegenkämpfe wollte es sich von seiner Stelle verdrängen lassen. Da glaubte ich mit Einem Schlage den Sieg zu gewinnen, glaubte mich nur durch ein offen ausgesprochenes Wort binden zu müssen, um ganz die

ältere Liebe überwunden zu haben. So entstand meine Erklärung gegen Elise. Kaum aber war dies geschehen, so rang das frühere Schmerzensbild siegend wieder durch die neuen Träume hindurch und schalt mich treulos, wankelmüthig, unmännlich. Es zeigte mir die so lange geliebten Züge in ihrer ganzen heiligen Trauer; erschien mir als der Engel meines Lebens, der nun weinte, daß ich ihn verstoßen wollte, und — haben Sie nur je die Ahnung von etwas Aehnlichem gehabt — Sie werden mich wegen meines späteren Betragens nicht verdammen. — Aber ich will, ich werde stark sein! Ich will, ich werde vergessen, und dem Schmerzenstraum des kranken Jünglings wird ein glücklicher Morgen des genesenen Mannes folgen."

Sorendi schwieg und drückte seine heiße Stirn auf die Lehne des Sophas. Die Pastorin war tief gerührt und doch zugleich auch froh darüber, daß nun endlich das unheimliche Dunkel gewichen sei, in welchem sie sich so unsicher und rathlos gefühlt.

„Ich kann Sie nicht verdammen, Sorendi," sagte sie, „denn ich begreife Sie nun ganz. Doch das ist mir eben so klar, daß Sie nicht, wenigstens jetzt nicht, um Elisen's Liebe werben dürfen. Erwarten Sie die Zeit, die Elisen's Bild an die Stelle des älteren Bildes setzt. So lange aber diese Zeit nicht gekommen, dürfen Sie nicht heucheln, was Sie nicht, noch nicht empfinden. Ich hoffe beinahe mit Gewißheit, daß die neue Liebe überwinden wird, aber mitten im ungleichen Kampfe läßt sich kein Sieg erzwingen; da ist im Harren nur der Sieg. Wenn Elise,

nach der baldigen, völligen Wiederherstellung der Frau von Martens, uns verläßt, wenn auch ihr, wie jener früheren Geliebten, die Sehnsucht zu Hülfe kommt, die das Ferne anregt, wenn auch sie, wie Jene, für Sie zu einem Bilde geworden ist, und mit ihr ein Recht auf Ihre Phantasie hat, die so mächtig Sie beherrscht: dann erst ist der Kampf gleich, dann erst wird es sich klar zeigen können, wer von Beiden den Sieg davonträgt."

„Ich erkenne wohl," sagte Sorendi, indem er sich langsam erhob, „daß Sie ein vollkommnes Recht auf meine Offenheit hatten, da Sie so tief und wahr mir meines Herzens geheimsten Zustand zeigen. Aber Elise, wird sie nicht für immer zu schmerzlich gekränkt sein? wird sie es ruhig ertragen, daß ich mit ihrem Herzen ein solches Spiel begann?"

„Darüber kann ich Ihnen volle Beruhigung geben," antwortete die Pastorin. „Sie werden aus dieser ausführlichen Antwort auf Ihre Zeilen wenigstens so viel ersehen, daß Sie Beide noch mehr mit einander gemeinschaftlich haben, als Sie denken, und daß Elise ganz Ihre Gemüthsstimmung verstehen wird. Zugleich wird dieser Brief Ihnen sagen, daß für die Zukunft weder Ihnen die Hoffnung abgeschnitten ist, noch es Elise an einer innern Mithülfe fehlt zur Ueberwindung des Schmerzes, den die wieder zerstörte Aussicht auf das Glück der Ehe geweckt haben könnte. Nehmen Sie ihr Bekenntniß, das ich dem vertrauenden Manne vertrauend in die Hand lege, dem eigensinnig verschlossenen nie überliefert hätte."

Sorendi nahm hastig das Blatt, und die Pastorin freute sich innig; denn ihr war ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, da sie nun endlich glaubte, daß Alles von allen Seiten geschehen sei, um das Geschick der Beiden mit heiterer Zuversicht in Gottes gnädige Vaterhand zu stellen.

XIV.

Doch die Entscheidung war schneller da, als erwartet werden konnte. Sorendi mochte kaum den Brief Elisen's zur Hälfte gelesen haben, als er laut aufschrie: „o Gott, o Gott! sie! sie!“ und indem die Pastorin erschrocken ihn anstarrte, schlug er beide Hände vor die Brust, sank, von dem Schmerz eines Brustkrampfes ergriffen, in sich zusammen und wand sich in furchtbaren Beängstigungen auf dem Sopha. Die Pastorin, beinahe gelähmt von dem plötzlichen Schreck, suchte doch ihm möglichst hülfreich zu sein. Der Krampf aber schien immer mehr zuzunehmen, und dennoch hauchte Sorendi mit den bebenden Lippen, um welche das seligste Lächeln mit dem zuckenden Schmerz kämpfte: „o Alles gut! o Dank, Dank!“ Nun klingelte sie nach ihrem Manne und eilte hinaus, einige Hausmittel zu holen. Hold fand den Doctor zu seinem größten Erstaunen in der Lage, in welcher seine Gattin ihn verlassen, aber als diese schnell zurückkehrte und dem Kranken einige Tropfen einflößte, besserte es sich allmälig mit demselben. Nach einer kleinen halben Stunde lag Sorendi ganz still und mit

einem seligen Lächeln da, den Brief Elisen's an seine hochschlagende Brust gedrückt.

„Nur Ruhe, nur Einsamkeit!“ bat er mit schwacher Stimme; „Gott hat Alles gut gemacht, viel besser als wir dachten.“ Hold und seine Gattin sahen noch voll Besorgniß auf ihn; er aber wies mit der Hand nach Oben, reichte sie dann dem Pastor und sagte mit einer Bewegung nach der Brust:

„Ich darf noch nicht sprechen. — Beten Sie zu dem Gott, den Sie verkünden. — Er ist ein gnädiger und barmherziger Gott!“ Dann schloß er die Augen, faltete die Hände und schien ruhig einzuschlummern, während über sein Antlitz ein Friede ausgegossen war, der es mit einem ihm nie früher eigenthümlichen Ausdruck der Milde verklärte. Da Hold noch keine Erklärung darüber hatte, wie dies Alles so gekommen sei, ging seine Gattin mit ihm in ein anderes Zimmer und erzählte ihm, wie viel sie wußte, und Beide erschöpften sich in Muthmaßungen, wie der Brief solche Wirkung bei Sorendi habe hervorbringen können. Nach einer Viertelstunde ging die Pastorin wieder zu dem Kranken, den sie noch ganz in derselben Ruhe fand, und nicht unterscheiden konnte, ob er schliefe oder nur sinnend fortträume. Als sie wieder zurückkam, fand sie Frau von Martens und Elise in Hold's Zimmer. Elise hatte ihre Unruhe über die Entscheidung ihres Geschickes nicht länger zu ertragen vermocht, und darum Frau von Martens beredet, noch mit einem kurzen Besuch die Pastorin zu überraschen. Als diese nun hereintrat, kam sie schon zu

spät mit ihren Winken, denn Hold hatte sich mit seiner ehrlichen, jeder Unwahrheit fremden Seele nicht der Fragen über seine Unruhe erwehren können, und immer mehr und mehr verrathen, obgleich er wohl fühlte, daß hier besser Nichts verrathen würde. Daher fand seine Gattin schon Elise bleich und bebend auf einen Stuhl gesunken und eilte zu dem armen Mädchen, das die Worte, die sich nach Sorendi's Befinden erkundigen sollten, nicht aus der beklemmten Brust herauszupressen vermochte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit aber auf die Pastorin hörte, die nun, da nichts mehr zu verheimlichen war, Alles offen mittheilte. Frau von Martens wandte sich an ihre Pflegetochter und sagte:

„Ich hätte gewünscht, daß Du früher auch mir Dich offenbart; aber ich ehre zugleich die Scheu, die Dich abhielt, mit mir zu reden, da Du glauben konntest, daß ich nicht gern eine andere Verbindung sähe, weil Du die Hand meines Bruders ausgeschlagen. Nur Dein Glück, Elise, hab' ich vor Augen. Ich liebe Dich, wie ich eine leibliche Tochter nur lieben könnte, und Du hast daher auch völlige Freiheit und meinen mütterlichen Segen zu Allem, was Dein Glück begründen kann."

„Nein, Mutter, ich habe gegen Dich gefehlt," rief Elise und warf sich an ihre Brust; „aber ich war ja selber auch meiner nicht gewiß. — Ach Gott!" fuhr sie plötzlich in die Höhe, „während wir so sprechen, stirbt Sorendi! Ich will ihm ja Alles sein; will ihn lieben mit der vollsten Liebe. Um mich, um meines Kinder-

traumes willen, soll der Retter meiner Mutter nicht verzweifeln!“

Die Pastorin sagte tröstend dazwischen: „Das ist es nicht. Nicht die Verzweiflung warf ihn nieder. Es ist mir völlig unerklärlich, was ihn so heftig erschütterte; aber ich kann es mit der heiligsten Bürgschaft versichern, es war mehr ein erfreulicher, als ein schmerzlicher Eindruck, den Ihr Brief hervorbrachte.“

Aber Elise konnte sich nicht dabei beruhigen, sie hörte wohl scheinbar gläubig Alles an, was ihr zur Aufrichtung gesagt wurde; doch zeigte ihr Blick nach Oben und ihre gefaltete Hand, daß sie im Gebete einen andern Trost suche.

Hold ging auf die Bitte der Frau von Martens wieder nach Sorendi's Zimmer. Dieser begrüßte ihn mit hellen freundlichen Blicken und sagte:

„Willst Du mir wohl eine Bibel holen, lieber Hold?“

Hold sah ihn fremd an; Sorendi aber nickte lächelnd und wiederholte seine Bitte. Da ging jener nach seiner Stube, das Verlangte zu bringen, und unterrichtete im Vorbeigehen die Frauen von Sorendi's Befinden und Bitte. Als er zu dem Doctor zurückkehrte, bat dieser ihn:

„Möchtest Du mir wohl den Spruch aufschlagen, der anfängt: „Also hat Gott die Welt geliebt, — ?“ Hold that es, und Sorendi las laut und langsam: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

„Aber ich begreife Sie nicht, lieber Doctor!" sagte Hold verwundert.

„O, nenne mich Du," bat Sorendi, „das Sie schneidet wie ein Mißton durch meine Seele. Ich möchte ja die ganze Welt brüderlich umarmen." Und in Absätzen, geboten durch die Schwäche seiner Brust, fuhr er fort: „Sagtest Du nicht neulich: der eingeborne Sohn, das Wort, der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters, seien nur Laute, die den Kampf der armen Menschensprache kundgeben, in welchem sie nach einem Ausdruck für die größeste That der Liebe Gottes ringt? — Ich glaub' es nun; ich habe es ja gesehen und erfahren, was jener Spruch sagt. — Die Erde ist mir zum Himmel geworden, denn der Himmel ist herabgekommen auf das öde Feld meines Lebens. — Wie war Gott mir so fern und so fremd um des irdischen Schmerzes willen, der all mein Sinnen und Denken verschlungen. — Ach, ich fühle wohl, daß ich einer Liebe bedurfte, wie dieses Wort sie offenbart, um Frieden zu haben im Leben und im Sterben. — Die Nacht aber umschattete mich, und ich ehrte und liebte die Nacht meines Herzens, als meines Lebens Kern und Stern; darum konnte es nicht Licht werden für mich am Himmel, die Erdenwolke verdeckte ihn mir. — Die Nacht ist vergangen und der Tag ist herbeigekommen, und mir lächelt eine Klarheit entgegen, wie die Klarheit des Blickes, mit welchem der Vater sein wiedergefundenes Kind begrüßt. — Ich kenne keinen Himmel und keine Erde mehr; sie sind ja Eins geworden, Ein Friedenstempel, Ein Segensaltar. — Er ist ja selber, der Lenker

und Regierer aller Dinge, sichtbarlich zu mir getreten; ich hörte ja Sein Wort, das wie Jubel der Seraphim durch meine erbebende Brust drang: „„Glaubst Du nun an meine Liebe?““ — Ja Gott, Alles, Alles glaub' ich Dir: Du kannst Deine Kinder nicht traurig sehen; kannst sie nicht hingeben in Verblendung und Sünde; Du kannst sie nicht lassen in Zittern und Zagen! Wo Thränen des Schmerzes fließen: da bist Du Gott und Deine Liebe! Wo die Demuth im Staube liegt und die Reue sich nicht trösten lassen will, weil die Erde kein Wort hat, das größer wäre als unsre Schuld, und keine That, die mächtiger wäre als der Fluch des Gerichts: da bist Du Gott und Deine Liebe, da giebst Du das große Wort, da thust Du die Siegesthat, und gerettet, beseligt, geheiligt durch solche Liebe, tritt neugeboren der Staub aus seiner Finsterniß und Zwietracht in das Reich des Lichtes und Friedens. — Freue Dich mit mir, Hold, ich habe Gott, ich habe mich selbst, ich habe die Welt wiedergefunden, seit ich die wiedergefunden, die der Vater im Himmel so heimlich treu für mich erhalten und so freundlich liebend mir zuführte, als ich meinte, ihr Gedächtniß vertilgen zu müssen. — Ja, Glaube ist Schauen; ich habe gesehen, darum glaube ich. — Gott allein weiß die rechte Zeit und Stunde. Aus Seiner Hand empfang' ich heute Alles, was Himmel und Erde Seliges für den Menschen haben: den Glauben, der Welt, Sünde und Tod überwindet, und die Liebe, die das Leben beglückt. Sie, die als ein tödtlicher Schmerz in meiner Brust glühte, ist nun als Erfüllung aller längsterstorbenen Hoffnungen im

hellsten Morgenglanze aufgegangen und führet alle himmlischen Segnungen mit sich in das offne Herz. — O Betty, Betty, ich bin ja Dein Albert!"

Während dieser Reden Sorendi's hatten die Frauen an der halboffnen Thür gestanden und mit immer steigender Verwunderung gehorcht. In Elisen's Brust war bald eine Ahnung wach geworden, die alle Tiefen ihres Herzens durchbebte. Sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht niederzusinken. Sie fühlte alle Freudenschauer nach, die Sorendi's Glaubensworte aussprachen, und daneben tönten immer klarer einzelne Stimmen durch ihre erwartungsvolle Seele, die ihr jubelnd zuriefen: er ist's, er ist's! Sie zitterte angstvoll vor dem Gedanken, daß sie sich täuschen könnte. In diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, in dieser tiefen Erschütterung ihres Gemüths, war sie zuletzt auf die Kniee gesunken, und nur die Aufmerksamkeit, welche Frau von Martens und die Pastorin den Worten Sorendi's zuwandten, hinderte diese, die Halbohnmächtige zu bemerken. Elise hätte sich ja auch um keinen Preis von diesem Platze entfernen lassen; sie fürchtete immer, die Besinnung zu verlieren, ehe sie zur Gewißheit gekommen wäre. Da schlugen Sorendi's letzte Worte: „Betty, meine Betty! ich bin ja Dein Albert!" an ihr Ohr, die ängstliche Spannung wich plötzlich der wonnevollen Gewißheit; sie öffnete die Lippen und — sank ohnmächtig auf den Boden nieder.

Alle eilten ihr zu Hülfe. Sorendi aber drängte die Andern zurück, riß die Ohnmächtige empor an seine Brust

und trug sie auf das Sopha. Er wollte kaum zugeben, daß für sie etwas gethan würde.

„O, nein!“ sagte er stillweinend in seliger Freude. „Laßt ihr Zeit, im wohlthätigen Schlummer sich auf den Lebenstag zu bereiten; mir drang er auf einmal zu mächtig leuchtend in's Herz.“

So lag Elise einige Minuten, in welchen Sorendi mit Blicken, die den Himmel durch die Erdenthränen spiegelten, sie unverwandt anschaute. Sie erwachte; aber noch hielt sie die Augen geschlossen, als wollte sie den schönen Traum nicht verscheuchen, nur leise bebte es von ihren Lippen: „Albert!“

„Betty!“ jauchzte Sorendi. Sie schlug das Auge hell auf und sank an seine Brust.

Tief gerührt standen die Andern neben ihnen und sahen mit theilnehmender Freude auf das glückliche Paar.

Als nun Elise, zuerst wieder der Gegenwärtigen gedenkend, vor Frau von Martens mit Sorendi niederkniete und um ihren Segen bat, sprach diese:

„Ist doch des Himmels Segen so sichtbarlich mit Euch gewesen, daß ich mit der vollsten Zuversicht für Euch vom Vater in der Höhe Freude und Friede erflehen kann, und solch Flehen wird fortan mein innigstes, liebstes Gebet sein.“

„O, wie weit wäre ich vielleicht noch jetzt vom Ziele,“ mit diesen Worten wandte Sorendi sich darauf zu der Pastorin, „wenn Sie mich nicht zur Offenheit gezwungen.“

„So werden Sie denn auch in der Zukunft der Aufrichtigkeit immer die Ehre geben,“ erwiederte diese.

„und besonders vor Ihrer Gattin kein Geheimniß haben wollen.“

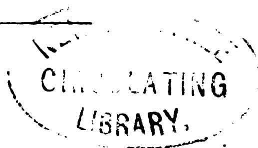
„Auch vor Ihnen nicht!“ rief Sorendi, und bot ihr die Hand.

„Da schlag' ich nicht ein,“ entgegnete die Pastorin lächelnd. „Früher hatte auch ich ein Anrecht auf Sie, da Sie nur einem Bilde sich zum Eigenthum ergeben; jetzt, da das Bild in Person erschienen, giebt es nur Eine, vor der Sie keinen verborgenen Winkel in Ihrem Herzen haben dürfen.“

„Auch Du, redlicher Hold,“ sagte Sorendi mit einem warmen Händedruck zum Pastor, „hab Dank für Deine Worte, die so oft an meinen Ohren vorübergingen, ohne nach Menschendünken eine Stätte zu finden, die aber doch den Boden empfänglich machten für das Wort, das von Oben kam in Gottes Liebesthat.“

Hold umarmte ihn und sprach dann mit freundlichem Ernst:

„Weil Du gesehen hast, glaubest Du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

